Eur. Sammlung
694 d (714

Krieg's- und Friedensbilder

aus dem Jahre

1870

von Pfarrer Klein zu Fröschweiler im Elsass

München C. H. Beck.

C. R.

R. BONG. X. A.

45 H

C

Fröschweiler Chronik.

Kriegs- und Friedensbilder

aus dem Jahr

1870

von

Karl Klein,

ehedem Pfarrer zu Fröschweiler im Elsaß.

Zehnte Auflage.

(Mit Kärtchen.)

München 1892.

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

C. H. Beck'sche Buchdruckerei in Nördlingen.

Vorwort.

„Kriegs- und Friedensbilder" sind es aus den großen Tagen von 1870—71, vom Verfasser, als persönlichem Zuschauer, treu nach dem Leben entworfen und unserm Volk, als Beitrag zur Geschichte, in aufrichtiger Liebe gewidmet. — Sie kommen freilich spät: die Begeisterung für Kriegsliteratur ist abgekühlt; der Rahmen ist beschränkt: er umfaßt bloß unsere engere elsässische Heimat; die Farbentöne sind ernst: sie werfen Licht und Schattenstrahlen nach hüben und drüben. Das sind keine günstigen Aussichten.

Indessen wahrheitsgetreue Darstellungen bei sonstiger schwerer Arbeitslast wollen Weile haben und behaupten auch in späteren Zeiten ihren historischen Wert.

Andererseits dürften diese Schilderungen auch weiteren Kreisen zeigen, wie tief der Krieg das Volksgemüt bewegt und das Volksleben erschüttert.

Sollte endlich diese unparteiische Chronik zur Besänftigung verderblicher Leidenschaften auch nur ein weniges beitragen, so wäre unsere Mühe reichlich belohnt.

Der Verfasser.

Inhaltsübersicht.

Die Kriegserklärung.

Es gab auch in unsern Landgemeinden einzelne starke Geister, die nicht zu bewegen waren, einen Jazettel in die Urne zu werfen. Wenn sie bei einander saßen, schüttelte der und jener den Kopf und meinte, im Land drinnen müsse was vorgehen und besonders in Paris könne es nicht mehr recht geheuer sein. Der welsche Schmied, der Gescheideste im Dorfe, wenn er so abends mit seinen Gevattern vor Reisejockels Thür saß und das Pfeifchen lustig dampfte, und die Schelmenaugen so unheimlich blinzelten .... der welsche Schmied sagte: „Ihr Männer! mit dem Kaiser geht's den Krebsgang, sonst brauchten wir nicht abzustimmen, ob er bleiben soll oder nicht. Was gilt's, da steckt etwas dahinter". Und der Staubejörri drüben in Nähweiler, der wildborstige Republikaner, wenn er wieder so einen demokratischen Kraftspruch im Mühlhäuser Blättchen entdeckt hatte, der Staubejörri schlug mit seiner massiven Steinhauerfaust auf den Tisch, daß die Fenster klirrten: „Ihr Kapitalsesel! Stimmt nur ja; ihr werdet sehen, wir bekommen's. Krieg gibt's; sagt nur, ich hab's euch gesagt, und wenn die Großen sich rupfen, verlieren wir Bauern die Haare". So stand's; aber das waren nur Ausnahmen in der großen, überwiegenden

Ja=Menge. Sie wurden leicht durch die weltlichen und geistlichen Ordnungsträger unschädlich gemacht, und der achte Mai 1870, der Tag des Plebiscits, war ein glänzender Sieg und eine feste Bürgschaft für die Zukunft. Niemand in unserm Heimatlande dachte an den jähen Ausbruch eines so verhängnisvollen Krieges.

Es verflossen einige Wochen; alles ging im alten Geleise. Eine furchtbare Hitze brannte auf unserer Hochebene; die spärliche Heuernte war eingeheimst worden und die Weizenernte stand diesmal viel früher als gewöhnlich vor der Thür. Der Juli war gekommen. Plötzlich drangen in unser stilles Landleben dunkle Gerüchte von politischen Verwickelungen, von Krieg. . . . Man sah einander fragend an: „Krieg? Für was? Mit wem?“ — Diejenigen Leute, welche Söhne bei der Armee hatten, erkundigten sich, was die Zeitung melde; wie es stehe; ob etwas zu fürchten sei. Wir beruhigten, so gut es gehen mochte, die besorgten Gemüter, und wieder vergingen einige Tage. — Der Kriegslärm wurde aber allgemeiner, bedrohlicher; man fühlte einen schweren Druck, wie in der Luft, so im Herzen; man spürte, daß ein geheimnisvolles Schachspiel zwischen großen Mächten stattfände. Und das alles ging so schnell, so riesig schnell! — „Jetzt“, sagte am 12. Juli so recht trübselig ein reicher Bauer, „jetzt haben wir falsch gemaust; der Staubejörri hat doch recht gehabt — es gibt Krieg; o weh! es wird nicht gut gehen!“ Und siehe, das Gewitter stieg am Himmel immer höher, immer dunkler, bis am 19. Juli ein Blitz mit krachendem Donner die Brandfackel in Preußens Hauptstadt warf.

Der erste Eindruck der Kriegserklärung auf unsere Leute war betäubend, niederschmetternd. Frankreich in Fehde mit Preußen! Das gibt ein schweres Ringen, ein blutiges Trauerspiel, einen Kampf auf Tod und Leben. — Was aber jetzt anfangen? Es galt den ersten Schrecken ruhig abzuwehren,

das geängstete Volk zusammenzuhalten und hinzuweisen auf den alles regierenden, lebendigen Gott. Man erholte sich auch wieder; der Brand war ja nicht mehr zu löschen; aber sofort hatte sich unser elsässisches Volk in zwei grundverschiedene Parteien geteilt, welche während des ganzen Krieges einander feindselig gegenüberstanden und auch jetzt noch (wer mag schuld daran sein?) zu keiner brüderlichen Aussöhnung gelangen können.

Bei den einen offenbarte sich eine unbändige Freude, getragen von zuversichtlicher Siegesgewißheit und bitterem Feindeshaß gegen die Preußen — bei den andern ein tiefer Ernst, gepaart mit schweren Befürchtungen für das Vaterland und aufrichtigem Mitleid für stammes- und glaubensverwandte Gegner. Beide waren fest entschlossen, ihre Pflicht mit Darangabe ihres Gutes und Lebens zu thun, die einen in wildem Fanatismus, die andern im Hinblick auf den Lenker der Geschichte.

Der Schauplatz des Krieges.

Wo wird der Kampf losbrechen und zu blutigem Austrag kommen? In Paris und durchs ganze Land ertönte die Losung: „Nach Berlin! nach Berlin!" und auch im Elsaß glaubte man allgemein, die Schlachten würden auf deutschem Boden geschlagen, das linke Rheinufer in schnellem Siegeslauf erobert und den stolzen Teutonen das caudinische Joch aufgehalst werden. Die Franzosen waren ja bis jetzt die mächtigste Nation der Erde, und es hatte doch der Kaiser Napoleon in seiner Proklamation angekündigt: „Ein großes Volk, welches eine gerechte Sache

verteidigt, ist unbesiegbar. Ein jeder thue seine Pflicht, und der Herr der Heerscharen wird mit uns sein."

Der Auf- und Einbruch nach Deutschland war also beschlossen und von einem Tag zum andern erwartet, zumal der Kriegsminister Le Boeuf im Senat erklärt hatte: Frankreich ist archiprêt, d. h. bereit bis zum letzten Gamaschenknopf, und jedem Soldaten der Boden unter den Füßen brannte, einen Triumphzug nach Berlin mitzumachen. Wie bereit und schlagfertig Frankreich wirklich war, hat sich dann in den Tagen vom 20. Juli bis zum 5. August und während des ganzen Feldzugs herausgestellt; und in welcher Richtung der Angriff geschehen sollte, war auch eine heikle Frage, zumal ganz unerwartet Süddeutschland wie ein Mann sich erhoben und das Schwert gezogen hatte.

Wir da unten im Hanauerlande meinten, ein Teil des französischen Heeres würde über Straßburg in Baden, Württemberg, Bayern einfallen, und die Hauptmacht von Metz aus durchs Nahethal oder über Saarlouis Preußen angreifen. Daß die Bewaffnung und Mobilisierung in Deutschland rechtzeitig bewerkstelligt werden könnte, um der französischen Invasion erfolgreich zu widerstehen, das glaubte in Frankreich und auch im Elsaß kein Mensch. Und daß vollends ein deutsches Heer über Weißenburg ins elsässische Unterland eindringen würde, davon hatten wir keine Ahnung. Wir hätten zwar besonders hier, auf unserer strategisch so wichtigen Hochfläche, Gründe genug gehabt, um nicht so ganz ohne Befürchtungen den Ereignissen entgegen zu sehen. Die Verheerungen des 30jährigen Krieges, die Eroberungszüge Ludwigs XIV., die Schlacht zwischen Österreichern und Franzosen anno 1793, deren Spuren jetzt noch vorhanden sind, hätten uns witzigen sollen. Aber wie nun einmal die Menschen in Kriegszeiten sind: Jeder ist auf schwere Heimsuchungen, auf Blutvergießen, Brand und Verwüstung gefaßt; daß aber das alles seine

Heimat, sein Dorf, sein Haus, seine Person treffen könnte, daran denkt keiner.

Man harrt in gespannter Erwartung der Dinge, die da kommen sollten; man späht mit unheimlicher Gier nach Neuigkeiten, nach Schlachtendonner und Siegesbotschaften, wenn nur das alles in gehöriger Entfernung geschieht und keine Scholle von unsern Feldern, kein Stein von unserer Hütte zerbrochen wird. O Blindheit und Lieblosigkeit des menschlichen Herzens! — Wir sollten aber gar bald erfahren, daß gerade unsere Gegend zum Schauplatz der ersten Ereignisse und zur Walstatt einer der blutigsten Schlachten ausersehen war.

Die ersten Husaren.

Mac Mahon, der große Held und Herzog von Magenta, hatte den Oberbefehl über das erste Corps der Rhein-Armee erhalten und diese Wahl wurde von jedermann mit freudiger Zuversicht begrüßt; denn der Klang seines Namens, sowie der Ruhm seiner Thaten war für den Schutz des Elsasses und für einen raschen, siegreichen Einfall in Süddeutschland von guter Vorbedeutung.

Er war jedoch in seinem Hauptquartier in Straßburg noch nicht eingetroffen und General Ducrot, der Kommandeur der I. Division, der eine Reihe von Jahren Festungsgouverneur in Straßburg und Befehlshaber der französischen Truppen im Elsaß gewesen war, stand indessen auf dem Plan und leitete die Operationen und Bewegungen bis zur Ankunft des Marschalls. Die östlichen Departements waren bereits in Belagerungszustand versetzt worden; unaufhörlich brauste die Lokomotive auf der Eisenbahnlinie Hagenau-Bitsch-Saargemünd

mit bedeutenden Truppentransporten an Reichshofen vorüber. Wir waren noch immer der Überzeugung, es gelte einen kühnen Angriff über Straßburg, Metz oder Saarbrücken; da erschienen am 22. Juli die ersten Soldaten in Fröschweiler. Es war eine etwa 40 Mann starke Abteilung vom dritten Husarenregiment. Sie hatten den Befehl, als sogenannte grande garde (große Wacht) von unserer Hochebene aus das Sauerthal, die Straße von Wörth an Diefenbach vorüber nach Sulz unterm Wald, die Straße von Wörth durch's Liebfrauenthal über Lembach nach Weißenburg, sowie das Gebiet zwischen Fröschweiler, Langensulzbach, Mattstall, Lembach in nordöstlicher Richtung zu überwachen; auch etwaige kleinere Rekognoszierungen auszuführen.

Es war eine wehmütig freudige Bewegung im Dorfe, als diese ersten Verteidiger des Vaterlandes angeritten kamen. Das Landvolk hat ja überall, und besonders im Elsaß eine warme Liebe zum Waffenrock, eine große Begeisterung für den Soldatenstand. Aus allen Häusern strömten die Leute zusammen und beschauten sich mit Rührung und Vergnügen diese schmucken Reiter in ihren zierlichen Uniformen, mit ihren Schnurrbärtchen, Säbeln und Pistolen, und die netten feurigen Pferde (bald waren es ungarische, bald arabische Pferde) mit den Husaren und den zwei Heubündelein auf dem Rücken. Das war ein gewaltiges Gaudium! Wie kam da so mancher, der auch einmal Soldat gewesen, und parlierte französisch in einigen Oui und Comment und wieder deutsch, wie er auch gerne mitginge, die Preußen dreschen zu helfen. Und wie stand da so manches Mütterlein, das einen Sohn bei der Armee hatte, welcher jetzt auch in den Krieg mußte, und meinte, die hellen Thränen in den Augen, ob er doch davon kommen würde, und wenn er nur jetzt auch da wäre, daß sie ihm noch ein paar Strümpfe und ein bischen Geld und ihren segnenden Händedruck mitgeben könnte. Der eine oder der

andere unter den Reitersmännern war wohl auch ein Ditscher, ein Elsässer oder Lothringer — doppelte Freude! Mit dem konnte man reden; der mußte erzählen, wo sie in Garnison gelegen, wo es jetzt hinaus sollte, ob wir's gewinnen würden, ob er nicht gar vielleicht den Jörri in Lyon, oder den Peter in Bar-le-Duc gesehen? Und wie hat man die hungrigen, durstigen Waffenbrüder in die Häuser aufgenommen, sich gestritten, wer den oder jenen oder gar den brigadier oder den maréchal des logis beherbergen würde! — Es waren auch wirklich so herzig liebe Leutchen, diese Husaren, und sie mußten fort in den Krieg, — wer weiß, wo sie kämpfen, bluten und sterben werden? Da soll uns gewiß kein Schoppen Wein zu tief im Faß, kein Gläschen Schnaps zu fest im Kruge, keine Speckseite zu hoch im Kamin, kein Ei zu lieb im Neste sitzen. Die sollen uns willkommen sein und liebevoll traktiert werden und in der That — es war eine Begeisterung im ganzen Dorfe, die man nicht beschreiben kann, ein Wetteifern, wer am längsten bei ihnen bleiben, am zärtlichsten sie bewirten könnte. Und als am Abend die grande garde an der Wörther Hohl biwakierte und die mutwilligen Renner, an kleine Pfähle angebunden im Grase herumschnüffelten und die Speckomeletten lustig im Abendrot dampften und der Weinkrug schäumend unter den frohen Gesellen kreiste, das war ein still heimlich Krigsbild, wobei auch der friedlichstgesinnte Hanauer miteingestimmt hätte: „Was kann's schönres geben als Soldatenleben?"

Später hat sich an der Wörther Hohl ein Kriegsbild aufgerollt, bei dessen Anblick die Haare sich sträubten und einem das Mark in den Gebeinen erstarrte.

Die ersten Jäger.

Die Husarenabteilung blieb aber nicht lange in Fröschweiler. Schon nach zwei Tagen wurde sie durch eine Schwadron berittener Jäger (Chasseurs à Cheval) abgelöst, deren Regiment Nr. 11 in Niederbronn kampierte und von dem General Baron v. Bernis befehligt war. Sie hatten dieselbe Aufgabe wie ihre Vorgänger, die grande garde, wurde aber diesmal nicht an die Wörther Hohl verlegt, sondern ganz nahe an's Dorf, droben an's Ende der Schindergasse, in einem dicht mit Obstbäumen bepflanzten Grasgarten, von wo aus eine weite Aussicht, sowohl nach Norden und Nordosten in die Vogesen, als auch nach Osten und Süden über das Sauerthal gegeben war. Es waren dieselben muntern, liebenswürdigen Jungen, dieselbe hübsche Uniform in dunkelgrüner Farbe, mit roten Hosenstreifen, schwarzen Brustschnüren und die persische Pelzmütze in der Stirne; dieselben leichten, lustigen Pferde und auch dieselben Waffen, nur trugen sie, nebst dem gewöhnlichen Kavalleriesäbel, kurze Stutzenflinten. Auch wurden sie wie ihre Vorgänger von groß und klein freundlich bewillkommnet und reichlich bewirtet. Alles wetteiferte in geschäftigem Zutragen von Brot, Fleisch, Butter, Wein 2c.; sogar der nimmersatte Christelsepp brachte es über sich, einen Laib Brot aus dem Schranke und einen Firnenkäs von Herzen zu geben.

Der alte dicke Küfer, welchem der Obstgarten gehört, hatte sich ebenfalls herzugemacht und beschaute sich, still vergnügt, das Schurzfell über'm Bauche und den Ziehriemen in der Hand, das neue fröhliche Treiben. Und der Fettigjöckele, der auch einmal Kommißbrot gegessen, was wußte der

nicht alles zu erzählen aus seinen Soldatenjahren, wie er in Montpellier so guten wohlfeilen Wein getrunken, und der Eiser Tibold, wie er den Marschall Bazaine als Leutnant gekannt und den Mac Mahon als Oberst seines Regimentes gehabt habe; und der Majerhenner, wie es jetzt schwere Zeiten wären uud es auch wieder kommen könnte, wie anno 1814, wo die Preußen, Bayern, Russen und Österreicher unser armes Land jahrelang drangsalierten; aber die Soldaten sollten nur mit fröhlichem Gottvertrauen in's Feld ziehen; der Franzos könne es doch unmöglich verspielen. So ging es fort bis in die Nacht hinein: auch viele andere kamen und es war zu verwundern, was sie alles brachten und wußten und wie guten Mutes sie waren.

Die Jägerschwadron war von einem wackern Offizier, dem jungen liebenswürdigen H. v. Lapierre kommandiert. Man sah es dem Manne an, daß er sich der schweren Aufgabe seines Berufes bewußt und von dem Wunsche beseelt war, denselben mit Drangabe seines Lebens ritterlich zu erfüllen. Ich lud ihn ein, unser einfaches Abendbrot mit uns zu teilen, und er nahm das Anerbieten freundlich dankend an. Es gab sich die Rede von diesem und jenem; von der ungeheuren Tragweite der ersten Schlachten; von dem verhängnisvollen Laufe und Ausgang dieses Krieges. Er hatte die Überzeugung, der Aufbruch nach Deutschland würde in den ersten Tagen geschehen, und Frankreich würde, Dank namentlich seinen vortrefflichen Waffen, den Sieg davon tragen. In allen seinen Worten aber und Hoffnungen lag eine edle Würde, die uns allen den wohlthuendsten Eindruck machte! — Ich wollte ihn nötigen, die Nacht im Pfarrhause zuzubringen; er willigte aber nicht ein, und ich begleitete ihn zurück in's Lager. Unterwegs sagte er: „Ist kein Mann in Ihrer Gemeinde, der die Umgegend genau kennt, und der den Mut hätte, diese Nacht in Civilkleidern eine ganz anonyme Rekognoszierung in's Unter-

land zu machen? Ich möchte so gerne wissen, wie es über Wörth draußen bei Sulz, Hatten ꝛc. aussieht." Ich wandte mich an die jungen Männer, die bei anbrechender Nacht noch zahlreich im Biwak standen, mit der Bitte, es möchte doch der eine oder der andere diesen nächtlichen Gang antreten. Der Wüstnertoni erklärte sich alsbald bereit; es wurde ihm ein versiegeltes Schreiben an den nächsten Bürgermeister übergeben, welches dieser öffnen, mit etwaigen Nachrichten versehen und wieder versiegelt an den folgenden Bürgermeister absenden sollte. So patrouillierte dieser Nachtbote über Wörth, Preuschdorf, Sulz, Betschdorf, Rittershofen, Hatten ꝛc., kam unangefochten den andern Mittag wieder zurück und in der Depesche stand von allen Bürgermeistern die Meldung unterzeichnet: „Nichts vorgefallen".

Es war 8 Uhr geworden; noch wären unsere Bauersleute und besonders unsere Jugend stundenlang in Küfers Grasgarten bei den Soldaten geblieben; Herr v. Lapierre aber bedeutete ihnen gütig, sie hätten sich nach Hause zu begeben; er ließ im Lager alles Feuer auslöschen; die Mannschaften legten sich zur Ruhe auf ihre Mäntel; spähend stand eine Schildwache unter dem großen Birnbaum, und die stille schwarze Nacht lagerte über dem Höhenrücken.

Der erste Feind.

Schon mehrmals war in Fröschweiler, Wörth und Umgegend Alarm erschollen: „die Preußen kommen! die Preußen kommen!" Wer hat's gesagt? wo sind sie? — Ja, das aus dem allgemeinen Wirrwarr noch herausbringen! Die Einwohner liefen zusammen, stürzten

durcheinander, die Jägerschwadron sprengte hin und her, das ganze Regiment kam von Niederbronn und patrouillierte überall herum — die Preußen kamen nicht, und alles gab sich wieder zufrieden. Doch war einem nicht mehr ganz heimlich zu Mute. Die Eisenbahn dröhnte so geheimnisvoll von Reichshofen über den Großenwald herüber; die Windstille fing an, drückend sich auf die Gemüter zu legen. Plötzlich, früh morgens am 24. Juli, kam der Schloßjakob leichenblaß von Elsaßhausen hereingelaufen, und schrie aus vollem Halse: „Die Preußen kommen! die Preußen sind da! ich habe sie gesehen, sie sind durch Elsaßhausen geritten! Ich habe ihnen den Weg zeigen müssen.“ .... Und die Lanze Bäbi hinterdrein: „O weh, ihr lieben Leute, jetzt sind wir alle verloren! Sie haben den Säbel überzwerg im Maul und in jeder Hand eine gespannte Pistole!“ Und wie sie so durchs Dorf schrieen, so rannten alle andern zusammen und schrieen nach, und war eine Bestürzung, ein Jammern und Heulen, als ständen hunderttausend Panduren drunten am Kirchhof, die wollten alles mit Haut und Haar massakrieren. Und als sie scharenweise ans Pfarrhaus sich drängten und besonders die Weiber die Hände über den Kopf zusammenschlugen und wimmerten und krakeelten, als wäre schon alles verloren, und wir sie ermahnten, sie sollten doch stille sein und alles Gott befehlen — kam von Wörth aus in vollem Galopp ein Gendarm heraufgesprengt und bestätigte die Kunde, es sei ein Trupp Preußen mit gezückten Schwertern und gespannten Gewehren durch Wörth gesaust und hätten Krieg! Krieg! geschrieen, und er eile nach Niederbronn, das Regiment zu benachrichtigen, daß diese Einreißer gefangen und erschlagen würden. Da wurden unsere Leute wieder ruhiger, und alles, was nur Beine hatte, groß und klein, stand opferwillig bereit, das Vaterland retten zu helfen.

Der Jägeroffizier, ein junger todesmutiger Recke, den

das geringste Zeichen von Angst und Feigheit wütend machte, konnte keinen Augenblick mehr ruhig auf der Stelle bleiben; er sauste mit seinen Leuten hin und her, spähte nach allen Richtungen, Berg ab, Feld ein, kam wieder zurück, und wenn der eine oder der andere unter bangem Herzklopfen und schweren Ahnungen sich den Schweiß von der Stirne rieb, rief er: allons mon brave! pas peur! nous mourons pour la patrie. „Wohlan, mein Braver! keine Furcht, wir sterben fürs Vaterland!" Und wers verstand, und ein ehrlich Christenherz im Leib hatte, der mußte Thränen in die Augen bekommen und denken: „B'hüt euch Gott; gestern noch auf stolzen Rossen, heute durch die Brust geschossen; morgen in das kühle Grab."

So vergingen unter stetem Hin- und Herreiten, Auflauern, Wiederkehren, Stillehalten, unter allerlei guten Wünschen und Ermutigungen, Feldflaschen austrinken und wiederfüllen und unblutigem Dreinschlagen etwa anderthalb Stunden. Da kam der Gendarm wieder und meldete: das Regiment sei von Niederbronn aufgebrochen und ziehe über Gundershofen dem Feinde entgegen. — „Die sollen das Wiederkehren verlernen!" meinte siegestrunken der Lindenbauer. — „Ja wenn sie nicht durchbrennen oder gar eine Hinterhut nach ihnen kommt," munkelte der übergescheide Willibald, „die sind schwerlich allein."

Das Jägerhäuflein aber hatte sich von dannen gemacht, um wo möglich den frechen Eindringlingen den Rückzug zu verlegen. —

Das erste Treffen.

Das feindliche Heer bestand aus dem württembergischen Generalstabsoffizier Hauptmann Graf Zeppelin, drei badischen Offizieren und vier Dragonern. Sie hatten den Befehl, über Lauterburg eine Rekognoszierung ins Land herein zu machen, ob etwa schon bedeutende Truppenmassen in Unter-Elsaß konzentriert wären; hatten Sulz, Wörth, Fröschweiler glücklich passiert, und waren von Elsaßhausen aus auf einem wenig gangbaren Waldwege soweit vorgedrungen, daß sie die Eisenbahnlinie von Gundershofen bis Niederbronn und auch ein gut Stück des Hanauer-Gebietes überblicken konnten. —

Hatten sie ihren Josuas- und Kalebsdienst schon gethan oder wollten sie denselben nachgehends erst erfüllen, darüber schweigt, aus guten Gründen, unsere Geschichte. Was sich aber auf dem einsamen, von nahen Waldungen umgebenen, zwischen Eberbach, Gundershofen und Reichshofen gelegenen **Schirlenhof** zugetragen, und welch' Schicksal die verwegenen Reiter dort ereilt hat, das soll der Nachwelt mitgeteilt werden.

Sie waren in dem Gehöfte eingekehrt; hatten ihre Pferde in Stall und Schuppen untergebracht, wollten auch von dem harten Ritt ein Weilchen rasten, und schon dampften die Eierkuchen lustig in der Pfanne und sollten auf französischer Erde desto besser schmecken . . . . da entsteht plötzlich Lärm . . . . das ganze Jägerregiment ist im Anzug, der Hof ist umzingelt . . . . Was jetzt? — Messer und Gabeln fallen aus den Händen, die Schwerter fahren aus der Scheide, sie stürzen heraus, verbarrikadieren sich hinter ihre Pferde — es fällt ein

erster Schuß und streckt einen französischen Unteroffizier zu Boden; — es fallen wieder Schüsse — Leutnant Winsloë ist tödlich getroffen, andere sind verwundet; einige Sekunden verzweifelter Gegenwehr; die Übermacht hat gesiegt; zwei Offiziere, zwei Dragoner sind gefangen; Winsloë ist im Verbluten; Graf Zeppelin aber und zwei andere Dragoner sind entkommen. Das Regiment macht Kehrt, rückt am Abend unter allgemeinem Jubel wieder in Niederbronn ein; in Paris wird eine bataille du Schirlenhof mit Illuminationen gefeiert und auch in Fröschweiler war, als unsere Jäger wiederkamen, die Freude so groß und die Begeisterung so allgemein, daß unsere guten Leutchen des Gebens, Fragens, Lobens und Verwunderns nicht müde, und auch die Soldaten des Essens und Trinkens und Erzählens nicht fertig werden konnten bis in die Nacht hinein. Als Siegesbeute hatten sie eine kurze Kavallerieflinte und einen dicken hölzernen Klöpfel mitgebracht, der zum ewigen Andenken in Fröschweiler aufbewahrt bleibt. Wie diese Trophäen aber angestaunt und gepriesen wurden!

Graf Zeppelin soll, wie die Großenwalder Überlieferung meldet, auf dem Rappen des getöteten französischen Unteroffiziers entronnen und eine Weile nach der Schlacht in den Schirlenhof zurückgekehrt sein und die Zeche bezahlt haben. Ob dem also sei, muß er selbst am besten wissen, denn er lebt noch, und wenn er's auch nicht gesteht, so wird doch vielleicht die Geschichte auch über diese Frage noch ins Klare kommen. — Jedenfalls ist er ein kühner Reitersmann; denn seine Retirade nach der Pfalz hinab bekundet nicht allein eine sehr genaue Kenntnis unserer Örtlichkeit, sondern auch eine Todesverachtung, die einem Bewunderung abnötigt. Er ist vom Schauplatz des Kampfes in nordöstlicher Richtung durch den Großenwald durchmarschiert, mußte unweit Fröschweiler quer durch die damals schon sehr belebte Reichshofener Heerstraße — zog dann, immer in Begleitung des legendenhaft

gewordenen Rappen, am Waldessaum hinüber nach dem Gebirge, und als an jenem Abend der Wendlingpeter (tröst ihn Gott!) am Bergesabhang zwischen Nähweiler und Linienhausen, dicht am Wald, die Kühe weidete, kam da auf einmal ein seltsamer Mann, der kein Franzose sein konnte, führte ein müdes Schlachtroß am Zaume und fragte ob er nicht etwas Milch bekommen könnte. — Da schaute ihn der Wendlingpeter erschrocken an . . . „Ja, ich würde Euch schon gerne ein wenig Milch geben, wenn ich ein Geschirr hätte, in das ich melken könnte.“ — „Da läßt sich abhelfen“, sagte der Mann, — zog ein ledernes Ding aus der Tasche, woraus man trinken und wohinein man auch melken kann, und der Wendlingpeter melkte ganz wacker darauf los, und die Milch schmeckte dem fremden Herrn so trefflich, daß er sich noch einmal melken ließ und dann gab er dem verdutzten Kuhhirten ein Zwei-Frankenstück, sagte Dank und guten Abend. Und das alles, während vielleicht 300 Schritte dort drüben französische Kavallerie auf- und abjagte und den Prussien im Wald vermaledeite, aber nicht in den Wald kam, denselben zu erschlagen.

Graf Zeppelin zog weiter; kam am selben Abend ins Günsthal; trank beim sogenannten großen Peter zwei Schoppen roten Wein, die er mit einem Zehn-Frankenstück bezahlte, und stand den andern Tag nach seinem strapazenreichen Kundschaftsritt mit wichtigen Erkundigungen auf bayerischem Gebiet. Dem Wendlingpeter aber ist dieser Abend und sein Melken in den ledernen Becher bis ans Totenbett unvergeßlich geblieben.

Die Dragonerjagd.

Es waren, wie gesagt, zwei Dragoner aus der Schirlenhofer Bataille entronnen und hatten, während ihre Kameraden in den Niederbronner Gefängnismauern stille Betrachtungen anstellen konnten, im Großenwald Obdach und Herberge gesucht und gefunden. Der eine war am Fuße verwundet, und es mag ihm der Rückweg auf Schuhmachers Rappen, durch Hecken und Dornen, kein besonderes Gaudium gewesen sein. Item, sie waren in direkt südlicher Richtung, nicht weit von Eberbach fortmarschiert, hatten auf dem Albrechtshof, vulgo Lausħof, zwischen Morsbronn und Wörth um Zivilkleider und Erquickung gebeten und hofften von dort aus durch den nahen Hagenauer Forst, der bis zum Rhein hinabreicht, wieder in ihre Heimat zu gelangen. Sie sollten aber gar bald erfahren, was die Elsässer können, wenn es gilt, das Vaterland gegen die Barbaren zu retten. Es kam heraus, es seien noch etliche Preußen im Walde versteckt, und siehe, das Regiment in Niederbronn konnte darüber ruhig schlafen; aber in Sauerhofen konnte man nicht mehr ruhig schlafen. Ja, Sauerhofen ist kein gewöhnlicher Punkt auf der Landkarte! Wer's kennt, der weiß: da sind eminente Geister, Philosophen und Dichter (ist doch einer da, der ganz fest überzeugt ist, er reiche dem Schiller wenigstens bis an die Knöchel!). Da sind besonders unvergleichliche Patrioten. Hui! wenn die auf den Tisch schlagen und sich ins Zeug werfen, die Welt zu teilen! — So begreift sich's denn, daß man in Sauerhofen nicht mehr ruhig schlafen konnte, bis jene heillosen Kerle gefangen und von der Erde vertilgt wären. Es wurde zunächst unter den Patriziern zur Landesrettung konventioniert;

die Unerhörtheit solch einer Invasion mit all ihren Gefahren und Greueln ins gehörige Licht gesetzt, die Volksentrüstung durch Frakturausdrücke auf den nötigen Wärmegrad getrieben und, daß ich's kurz sage, der mit allgemeinem Jubel begrüßte Entschluß gefaßt, einen Streifzug in den Wald zu machen, um die Banditen tot oder lebendig nach Sauerhofen zu bringen. Nun denke sich, wer kann, das Städtchen in solch einem großen Momente! Diese Begeisterung! Diese Wutausbrüche! Diese Todesverachtung und Siegesfreudigkeit! Schade, daß nur zwei und nicht Hunderte von Preußen im Walde liegen. Gestern haben sie nicht **einen** gefangen, heute würde jeder ein Dutzend niedermachen. — Wer wird aber die Expedition kommandieren? Was fragen? Seht dort auf dem weißen Schimmel den racheschnaubenden Feldherrn, wie er so elegant frisiert, so todesmutig unter den Fenstern der Honoratiorendamen auf- und abgaloppiert, daß die Funken stieben! Ich geb' mein Ehrenwort, daß er noch vor der ersten Schlacht Reißaus nimmt und über den Kniebis entläuft!*) Und dort der Hauptadjutant an der Spitze (der Name ist mir gerade ausgefallen, schadet aber nichts), er ist Soldat, sogar Unteroffizier gewesen, — man erkennt ihn übrigens an der Stimme, und die Preußen sollen ihn erkennen an den Streichen, — wie der, in jeder Faust eine Pistole, unter die tobende Menge brüllt: „Wo sind sie? Wo sind sie? Allons enfants de la Patrie!" und die Menge brüllt es nach. . . . Seht, wie das begeisterte Bürgerheer mit Flinten, Messern, Sensen, Heugabeln, Pfählen und allen möglichen Mordinstrumenten, Tod und Vernichtung schwörend, durch die Straßen wogt, und fort geht's ohne Furcht und sonder Wanken hinaus, hinaus in die blutige Schlacht. Nur e i n e r, der weise Äskulap, steht philosophisch lächelnd hinter dem Gartengitter und murmelt in den Bart:

*) Ist auch in der That am 4. August schon durchgegangen.

„O wer einen Maulkorb wüßte, solche Exemplare zu bändigen!" — Nimmt aber doch Verbandzeug und sonstige Heilmittel, läßt anspannen und fährt still sinnend hinterdrein nach dem Schauplatz des Kampfes.

Was unterwegs sich zugetragen, welcherlei vive la France! und sonstige Kraftsprüche in die Waldesgründe schallten, weiß der Erzähler nicht. — Nur so viel weiß er: Als die Hauptmacht schlagfertig den Albrechtshof, vulgo Laushof, umzingelt und der erste Sprecher das feindliche Heer zur Übergabe auf Gnade und Ungnade feierlich aufgefordert hatte, traten da heraus — zwei junge unbewaffnete Burschen und standen, wie weiland Vercingetorix vor Cäsar, stillschweigend vor ihren Siegern. „Da sind sie! da sind sie! wir haben sie! vengeance! à bas la Prusse!" erscholl's aus hundertfachen Kehlen, — ohne was sonst noch jeder, der sich im Kampf besonders hervorgethan, an Flüchen, Drohungen und patriotischen Herzensergüssen herausbrüllen konnte.

Über den Großenwald spielte ein friedliches Abendrot, der Feldzug war über alles Erwarten gelungen, freudenstrahlend rückten die Heerführer mit den Beifall heulenden Legionen und den gefesselten Barbaren in Sauerhofen ein; es klirrten die Thore des Carcere duro und drinnen lagen, die ganze Nacht mit Flüchen und Verwünschungen gepeinigt, zwei gefangene Dragoner! Den andern Morgen wurden sie, wie gewöhnliche Missethäter, in zerrissenen Kleidern ohne Kopfbedeckung, von Gendarmen durch Fröschweiler nach Niederbronn geführt, und nie wird der Erzähler den Blick vergessen, den einer von ihnen einem ungewaschenen Maul auf den echt patriotischen Spruch: „Geköpft g'hören sie!" von der Straße hinauf ins Fenster warf.

. . . . Du schüttelst den Kopf, lieber Leser, und denkst: O Sauerhofen, wohin hat sich dein Patriotismus verstiegen; — Sei still und schelte mir nicht des elsässischen Volkes

überschwengliche Tapferkeit! In Germersheim da drunten oder in Offenburg dort drüben wäre die Dragonerjagd auf zwei verwundete Franzosen aufs Haar dieselbe gewesen.

Ein Besuch im Lager zu Niederbronn.

Am Nachmittag desselben Tages reiste der Erzähler mit einigen Verwandten und Freunden nach Niederbronn, um sich die Dinge in der dortigen Gegend, namentlich das Lager, worin das Jägerregiment kantoniert war, näher anzusehen. Der Krieg erweckt ja unter vielen andern gefährlichen Leidenschaften auch ganz besonders die Neugier und den Vorwitz, daß man gerne Augen und Ohren überall hinträgt, wo man eigentlich nichts zu thun hat, und wo einem das Lauschen zuweilen übel eingebrockt werden kann, wie dem seither verstorbenen Dornenmayer (Gott hab ihn selig), der während der Schlacht unter einem gehobenen Ziegel zu Schmiedjakobs Scheune hinauslugte, bis eine Granate herangepfiffen kam und just über seinem Schädel einschlug, daß ihm Hören und Sehen verging und er besinnungslos auf den Heuboden stürzte.

Wir machten uns also auf den Weg, und als wir den Großenwald passiert hatten, sahen wir schon aus der Ferne die Eisenbahnwagen, welche unaufhörlich hin und her brausten; trafen auch gleich in Reichshofen einiges Fußvolk und Artillerie, welche dort kampierten, und kamen endlich nach allerhand Strapazen und Hindernissen gen Niederbronn. Da war ein Leben, ein Getöse, ein Durcheinander, ein Hin- und Herwogen von neugierigen Philistern, Herren und Bauern, Soldaten, Weibern und Kindern! Und auf allen Angesichtern

nur eine Frage: Wie wird es gehen? und in den wenigsten Herzen ein: B'hüt uns, lieber Herr Gott!

Wir gelangten in's Lager. Auf dem schattigen Badeplatz, wo sonst von Römerzeiten her die fröhliche Lebewelt ihre Rheumatismen wegverdaut, — standen jetzt, reihenweise an kurzen Pfählen angebunden, hunderte von mutigen Streitrossen, die bald liebkosend die Köpfe zusammenstreckten, bald wütend auf einander losschlugen, bald ungeduldig den Boden zerstampften. Und neben ihnen standen oder lagen bald einzeln, bald gruppenweise die Mannschaften. Der eine putzte am Geschirr, der andere stopfte sein Pfeifchen, andere spielten Karten, wieder andere tranken Bier und sangen ein Liedlein aus der Heimat; alle so vergnügt, so sorgenlos, als stünde kein Wölkchen am Himmel und kein deutscher Soldat in Waffen. Mitunter spazierten einige Offiziere vornehm durch die Reihen, — schöne, interessante Leute — die schauten so hell, so zuversichtlich in das bunte, fröhliche Treiben, erteilten Befehle, streichelten ihre Pferde, schalten den oder jenen Delinquenten. .... Wir kamen und gingen und standen und gafften —, das alles war ja so neu, so sehenswert — und doch auch so ernst und bedenklich.

Da drängte sich plötzlich eine zahlreiche Versammlung in die Kurhalle. Was gibt's? — Leutnant Winsloe war seinen Wunden erlegen und sollte zur Ruhe bestattet werden.

Wir arbeiten uns durch's Gedränge. Da stand mitten im Kreise der Sarg, worin der Gefallene gebettet war, und auf dem Sarge lag das blutige Offiziersröckchen, das Dragonerkäpplein und die silbern gewirkte Schärpe. Und um den Sarg herum standen die französischen Offiziere, so ernst und würdevoll, teilnehmend und mitleidig, daß unser einem ganz seltsam zu Mute wurde und die Thränen in die Augen stiegen und der Seufzer im Herzen sich erhob: Ach, daß doch Eintracht wäre auf Erden und Gerechtigkeit und Friede sich

küßten unter den Völkern! Pfarrer Simon stand oben am Sarge, las mit bewegter Stimme den 90. Psalm; sprach auch ein kräftig Bußgebet über die Versammlung. Da hat doch mancher vielleicht rückwärts gedacht an die Kindergebetlein auf der Mutter Schoß und aufwärts geschaut zum Lenker der Schlachten. Von einem wenigstens hat der Erzähler diesen Eindruck mit heim genommen. Es war ein junger, bildschöner Artillerieoffizier. Der stand da am Sarge des gefallenen Feindes mit gefalteten Händen, und man sah's ihm an: der betet mit und ist kein Wallensteiner und auch kein Mucker, sondern ein gläubiger Christ und ein tapferer Soldat.

Der Totenbaum wurde gehoben, von französischen Jägern getragen, die Offiziere gaben das Geleit und feuerten die üblichen Salutschüsse dem fremden Waffenbruder nach ins Grab. — Wir gingen wieder nach Hause; auf dem Rückweg wurde aber wenig gesprochen: das erste vergossene Blut wollte uns nicht aus dem Sinn. Es waren die ersten großen Tropfen, die dem Landmann warnend bedeuten, daß das Gewitter am Horizonte steigt und Sturm und Verheerung seinen Fluren und seiner Hütte drohen.

Die ersten Regimenter und der Gänsemarsch.

Mit dem Abmarsch und Vorstoß in Feindesland sollte es indessen noch keine Eile haben, und es mußte wohl mit der Schlagfertigkeit Frankreichs nicht ganz geheuer sein. Kein Mensch wußte, wo es eigentlich hingehen sollte. Der Staubejörri sagte: „Der le Boeuf wird die Hörner schon anrennen!" Der Fischertoni: „Man will sie

hereinlocken, um ihnen den Kittel auszuklopfen!" Andere meinten: „der Kaiser habe befohlen, alle Heeresmacht Frankreichs zu vereinigen und dann plötzlich, wie ein Donnerwetter, über sie herzufahren"; wieder andere: „man wolle Preußen vom Meere aus angreifen, dann müßten sie wieder zurück, und wir kämen hinterdrein und sprengten sie alle gegen den Mond." So diskurierten sie untereinander, und jeder behielt Recht; denn wer in solchen Zeiten noch Vernunft und Gottvertrauen bewahrt, der schweigt und denkt:

„Du aber, mein Herze, sei still! sei still!
Es fallen die Würfel, wie Gott es will."

Das ist des Herrn Sache, der die Völker wieder einmal mit der Kriegsrute züchtigt.

Das Gewitter sollte sich noch nicht entladen, und doch war Fröschweiler bald nicht mehr das friedliche Dörfchen mit seinen still heimelichen Obstgärten, Wiesen und Fluren, sondern ein tosender Tummelplatz immer zahlreicher anrückender Truppen. Die Jägerschwadron wurde durch das Bataillon Jäger zu Fuß (Chasseurs de Vincennes) Nr. 13 abgelöst. Die kamen leichtfüßig und wohlgemut unter schmetterndem Fanfarenklang das Dorf hereinmarschiert, trieben sich da in Gassen, Höfen und Häusern herum, suchten und kriegten auch allerlei Proviant und bezogen des Abends ihr Lager in der obern Mulde der Bitzenmatt zwischen Küfers und unserm Grasgarten. — Dann kam unter Spielen und Singen der Marseillaise das 18. Linienregiment, marschierte bis unten ans letzte Haus, schwenkte nach links und schlug seine Zelte an dem schönen breiten Hügelrücken hinterm Gottesacker auf. Dann kam das 96. Linienregiment und kampierte teils auf Wiesen, teils auf offenen Feldern zwischen Fröschweiler und Nähweiler. Es traf auch eine Kompanie Geniesoldaten ein, die vorläufig keinen bestimmten Posten einzunehmen hatten.

Wir waren also mit Soldaten, nach denen wir im An-

fang ein so sehnliches Verlangen hatten, bereits reichlich gesegnet, und unserer Begeisterung, sowie unsern Kammern und Kellern standen Proben der Ernüchterung und Entsagung bevor, die wir glücklicherweise nicht ahnten; sonst wäre manchem, auch dem unüberwindlichen Gruseltoni, das Herz in die Stiefel gefallen.

Bevor aber der Erzähler zur genauen Schilderung der französischen Soldaten übergeht, wie sie verpflegt wurden, diszipliniert waren, wie sie sich hierzulande aufgeführt und welchen Eindruck sie unserm elsässischen Volk hinterlassen haben, muß derselbe noch eines seltsamen Gerüchtes erwähnen, welches in jenen Tagen sich plötzlich wie ein Lauffeuer verbreitet hat. Wer es eigentlich aufgebracht, ob es überhaupt irgend welchen Grund hatte, muß dahin gestellt bleiben, es sei denn, daß der Kronprinz des deutschen Reichs dem verehrten Publiko den nötigen Aufschluß geben wollte. Item, in Kriegsläuften durchbricht die menschliche Phantasie alle möglichen Schranken, — und so hieß es denn: Auf dem Scheitel des Schwarzwaldes, gegenüber von Straßburg, ziehe Tag und Nacht allerlei Fußvolk, Wagen und Reiter und Kanonen vorüber; das könne man deutlich merken und mancher Steckelburger*), der das Gras im Schwarzwald wachsen hört, hatte auch schon den Lärm und das Gerassel vernommen, und das sei ein Schabernack, den der Kronprinz dem Marschall Mac Mahon spielen wolle, als sammle sich dort ein großes Heer, Baden und Württemberg zu verteidigen, während es doch nur einige hundert Leute und so und so viele Reiter, Wagen und Geschütze und zwar immer dieselben wären, die dort in regelmäßigem Gänsemarsch auf und ab patrouillierten . . . . und der Kronprinz in einer ganz andern Gegend seine Schwaben und Bayern zusammentrommle! Aber der Marschall würde

*) So hieß man die echten Straßburger.

sich durch solch Gaukelspiel nicht narren lassen, sondern zu seiner Zeit am rechten Fleck über den Rhein setzen und ihnen sagen, wo Barthel den Most holt.

War's eine Fabel, die ein Spaßvogel der neugierigen Bevölkerung zum Zeitvertreib hingeworfen hatte? oder war's der richtige Volksinstinkt, welcher für die lange Verzögerung des Aufbruchs nach Deutschland eine Entschuldigung und für das etwaige Aufgeben des Angriffsgedankens zum voraus einen Trost verlangte? — Auch wurde in jenen Tagen in Fröschweiler bekannt gemacht, daß, wer noch Weizen draußen hätte, der solle ihn so bald wie möglich heimschaffen, zumal, wie der Wodlijörri verkündigte, man nicht wisse, was geschehen könnte. So waren auch schon alle Geistlichen vom hochlöblichen Direktorio aufgefordert worden, für den Sieg der französischen Waffen zu beten und allerlei Liebesgaben an Geld, Charpie ꝛc. zu sammeln und zur Verpflegung der Verwundeten in Bereitschaft zu halten. Alles deutete darauf hin, daß in baldigster Zukunft folgenschwere Ereignisse zu erwarten wären.

Wir wollen aber nicht heulen, ehe wir geschlagen werden, und kehren ein Weilchen zu unsern Truppen zurück, um mit denselben nähere Bekanntschaft zu machen.

Das Frühstück in Berlin und das Abendessen in Fröschweiler.

Wir müssen nun erzählen, wie die Truppen verpflegt, d. h. mit Speis und Trank und allem Nötigen versorgt wurden: eine unerquickliche Aufgabe; denn auf diesem Gebiete hatte die Kriegsbereitschaft Frankreichs in der That Unglaubliches geleistet. Wie beschämend aber auch solche Thatsachen für eine ruhmreiche Nation sein mögen, sie stehen einmal da wie verhängnisvolle Marksteine in dem Bereich ihrer Geschichte und fordern Betrüger und Betrogene (sie sind ja bei weitem nicht alle gebrandmarkt und bei weitem nicht alle ernüchtert) vor den Richterstuhl der kommenden Geschlechter. — Wir waren also mit 6000 Mann Soldaten heimgesucht, hatten auch bereits alle in aufrichtiger Vaterlandsliebe nach Kräften unsere Pflicht gethan. Da meinten wir denn, Kaiser und Reich, für welche unsere Söhne und Brüder in den Tod gingen, hätten auch die Pflicht und Schuldigkeit, dieselben zu ernähren und glaubten in stupider Einfalt, hinter jedem anrückenden Regiment müßten auch allerhand Proviantwagen hereinfahren mit Brot, Fleisch, Wein, Kaffee, Tabak und dergleichen. Und die guten Michele*) glaubten das auch, blieben den ersten Tag bei fröhlichem Humor, schliefen des Nachts gemütlich unter ihren Zelten: kommt Zeit, kommt Rat. Und der Morgen kam, und die kleinen Kaminchen waren schon allenthalben im Lager ausgestochen, und die blechernen Kochtöpfe standen bereit, die

*) So nennt man in Elsaß die Soldaten der Infanterie.

erwarteten Suppenvorräte zu verarbeiten; aber es kamen keine Proviantwagen, und Feueranzünden und Abkochen blieben für diesmal erspart. Soit! Einmal ist keinmal . . . . Der Soldat ist heiterer Laune, zündet ein Pfeifchen an, schnürt den Leibgürtel um ein Knopfloch enger, singt ein Liedlein und gibt sich zufrieden. Allein dieser harmlose Selbstbetrug sättigt doch nicht auf die Dauer. Es wurde Mittag, Nachmittag, Abend — den armen Jungen rappelte es im Magen. Was jetzt? — Jetzt strömten Offiziere und Mannschaften scharenweise ins Dorf herein, drangen in die Häuser — anständig, verlegen, das Geld in der Hand — „Pardon Monsieur, Pardon Madame, könnten wir nicht Brot, Speck, Eier, Gemüse kaufen?" „Kaufen?" war damals noch die allgemeine Antwort —, „nicht kaufen; da nehmt den Laib Brot und das Stückchen Fleisch und die paar Zwiebeln und geht in Gottes Namen." — „Merci Monsieur, merci Madame." Aber noch waren die nicht zum Hofthor draußen, da kamen schon wieder andere: „Excusez Monsieur, excusez Madame, wir haben heute noch nichts gegessen, . . . die Lebensmittel sind nicht angekommen, . . . könnten wir hier nicht Brot, Kartoffeln, Wein, Äpfelwein oder sonst etwas kaufen?" Ja, ja, was wird das geben! — Aber was machen? Da standen die hungrigen Gesellen, bittend, flehend, pour l'amour de Dieu: man mußte sich erbarmen, und wiederum hieß es: „nicht kaufen! da habt ihr Brot, Kartoffeln, Milch" oder was sonst noch vorhanden. Und auch diese waren nicht abgefertigt, da drängten sich schon wieder andere heran, und so ging's im ganzen Dorfe in allen Häusern bis in die tiefe Nacht. Großer Gott, wenn man zurückdenkt, dieses Getöse, dieses Durcheinanderwogen, dieses Suchen, Betteln nach Lebensmitteln! Und wie auch die Einwohner wetteiferten in selbstverleugnender Liebe und an jenem Abend in manchem Hause weniger gegessen wurde, damit die armen Tröpfe auch noch ein Bröcklein kriegten, was war das

unter so viele? Wie mancher ist nach langem vergeblichen Suchen hungrig unter sein Zelt gekrochen, ohne vive la France! zu rufen, und was mußte erst werden, wenn am andern Morgen, in den folgenden Tagen diese Not keine Abhilfe finden sollte? Und der Morgen kam, und die Sonne stand am hohen Himmel, und 6000 Menschen lagerten, lungerten, marodierten da herum und sollten ihr Blut vergießen, und der Hunger glitzerte zu ihren Augen heraus . . . O Napolium, wo warst du? Wo waret ihr Marschälle, Senatoren, Generäle, Intendanten und alle ihr goldverbrämten Possenreißer, die ihr in heillosem Spielerwahnsinn diesen Krieg vom Zaune gebrochen und in Berlin frühstücktet, während eure Soldaten hier im eigenen Lande mit der tuchenen Flinte um die Ecke herumschossen? Wo waret ihr in jenen unheilschwangeren Tagen? Ihr waret nicht da! ihr sahet nicht die Ratlosigkeit, die Erniedrigung, die Blöße und Schande eures Heeres, die matten, hungrig bleichen Gesichter und die finstern Blicke und die zornigen Gebärden und die drohenden Bewegungen eurer Soldaten; ihr hörtet nicht das Klagen, Murren, Fluchen, Verzagen und Verzweifeln eurer Offiziere und Mannschaften . . . O, wenns damals losgegangen wäre, sie hätten mit Löwengrimm gefochten — wer weiß? — vielleicht . . . oder mit Verachtung das Schwert in die Scheide gestoßen. Aber es ging nicht los, sondern wie die Welle die Welle, so trieb eine Stunde die andere, und dabei war in diesem fürchterlichen Wirrwarr kein Mensch, der Bescheid gewußt, kein Befehl, der Ordnung geboten, keine Maßregel, die Aushilfe verschafft hätte. Alles rannte in wilder Auflösung durcheinander, Wut und Entrüstung flammten auf allen Lippen. „Wo ist denn der Proviant? und wenn keiner da ist, warum ist kein General auf dem Plan, der solchen mit Gewalt erzwingen kann? Wir sind verraten; man will uns hier darauf gehen lassen! Wir gehen zum Feinde über!“ O Schmach und Schande! . . . Dort oben

vor der Kirche stand der Sous-Intendant militaire, — der Erzähler sieht ihn seiner Lebtag stehen, — umringt, belagert, von allen Seiten geängstet; sie heischten Fütterung, sie flehten, brüllten! . . . Dort stand er, weinend wie ein Kind, die Hände überm Kopf zusammenschlagend: „Ich habe ja nichts; ich kann nichts geben! Man hat mich im Stich gelassen, die Einwohner müssen helfen, sollen um Gotteswillen helfen!“ Wer konnte solchem Notgeschrei widerstehen? Es wurde sofort bekannt gemacht, jede Haushaltung solle auf der Stelle einen Ofen voll Brot backen, allerlei Nahrungsvorräte sammeln und dem Vaterland zum Opfer bringen. Es wurden Stafetten in alle umliegenden Ortschaften gesandt mit der Aufforderung, dort das Gleiche zu thun, und Brot, Fleisch, Kartoffeln, Wein, Schnaps ꝛc. in aller Eile nach Fröschweiler zu senden. Jetzt fiel wieder ein Lichtstrahl in jene gräßlichen Stunden. Noch am selben Abend und besonders am folgenden Tag strömten aus Fröschweiler, Morsbronn, Langensulzbach, Görsdorf, Preuschdorf, Spachbach, Diefenbach und noch weiter her die Beiträge so freudig, so reichlich, daß dem herzzerreißenden Elend gesteuert wurde und wieder frischer Lebens- und Kampfesmut ins Lager einkehrte. Was mußte aber damals schon jeder vernünftige Mensch von solch einer Kriegführung denken? Mußte man sich nicht fragen: „Wenn der Soldat im eigenen Lande auf Selbsthilfe, Betteln und Marodieren gewiesen ist, was soll es, wenn er Sieger, — was muß es, wenn er geschlagen wird, im fremden Lande geben?“

Was die französischen Soldaten unter Disziplin verstanden.

Auch bei diesem Artikel ist dem Erzähler nicht rosig zu Mute; denn es ist eine Thatsache, eine unerhörte Thatsache, daß in der französischen Armee, so wie wir sie hier kennen gelernt und beobachtet haben, von Disziplin fast keine Spur mehr vorhanden war. Das mochte uns in den ersten Tagen nach der Kriegserklärung weniger aufgefallen sein, wir hatten ja nur eine Hand voll Kavalleristen, und die waren eher zum Besuche als zur Verteidigung des Landes gekommen. Wie aber einmal mehrere tausend Mann in Fröschweiler zusammengeflutet waren, mein Gott, welch klägliches Bild geistiger und sittlicher Verkommenheit hat sich da vor unsern Augen entfaltet! Ihre ganze Erscheinung machte sofort den Eindruck: Diese Leute haben auch nicht die ersten Stufen sozialer Bildung durchschreiten dürfen; die haben keine Ahnung davon, daß der Soldat keine Maschine sein darf, die instinkt- oder gewaltmäßig in Bewegung gesetzt wird; daß der Soldat einen gewissen Gedankenhorizont haben muß: „ich bin ein lebendiges Glied am Leibe meines Volkes; auf mein Betragen, meine Mitwirkung kommt unendlich viel an", . . . die sind bloße Nummern —, wie sie selbst sagen, rohes Kanonenfutter pour la Gloire de la France. Und Hand in Hand mit der grenzenlosesten Unwissenheit ging denn auch die moralische Verwahrlosung unserer Truppen; 's ist herzzerreißend zu sagen: Dieses schlampige, verlotterte Wesen! Die Leute hatten gar keine militärische Haltung, kein Soldaten-Ehrgefühl; da lungerten sie herum wie müssige heimatlose Bettler;

und diese abscheuliche Trunkenbolderei, diese wütende Karten- und Würfelspielsucht! dieses ewige Abbrüllen von allerlei Schund- und Schandliedern! dieses wüste Fluchen, unflätige Zotenreißen! man empört sich heute noch, wenn man zurückdenkt. — Aber unterdrücken wir diese peinlichen Erinnerungen. Derlei Greuel gibt's bei andern Armeen ebenfalls genug zu sehen und zu hören. — Unser Schaden lag noch tiefer. Wo der Soldat ein ungebildeter, sittlich verdorbener Mensch ist, da kann von Mannszucht keine Rede mehr sein. Und so weit war es bei uns gekommen. Die Bande der Ordnung und der Zucht waren zerrissen. Jeder that, was ihm recht däuchte. Der gemeine Mann kam und ging, wie es ihm beliebte, entfernte sich von seinem Truppenteil, aus dem Lager und kehrte wieder, wenn er es für gut fand; that seine Schuldigkeit oder that sie nicht, ganz nach persönlichem Ermessen. Begegnete ihm der Korporal, — nicht die geringste Achtung; kam ein Befehl, — er hatte keine Ohren. Derselbe Befehl: Er lachte. Eine Drohung! Er zuckte die Achseln! — Eine Strafe? Allons donc! Und der Korporal ging seines Weges, und die Donnerwetter folgten ihm nach; und die pieds de nez spielten hinter seinem Rücken, — er mußte hören und merken und bekam doch kein Magengrimmen und verhängte auch keine Züchtigung, er wollte nicht, er konnte nicht, — „que voulez-vous? c'est la guerre."

Und, bei meiner Treu, der Korporal hatte ganz recht und konnte über die Anerkennung seiner Person und Autorität noch meisterlich zufrieden sein; denn siehe, dort kommt sein Vorgesetzter, und er macht's ihm gerade so! Und der Sergeant hebt sich von dannen und verschluckt seinen Ingrimm und thut auch keine Klage gegen den pietätslosen Rebellen: denn er weiß wohl, und dieses behagliche Selbstgefühl ist die süßeste Genugthuung für seine mißhandelte Würde: „Heute abend, morgen früh mach ich's meinem Leutnant gerade so,

— o, er wird sich's gefallen lassen! Was wollt ihr? Krieg ist Krieg!" Unglaublich, nicht wahr? und doch historisch: und wie der Sergeant dem Leutnant, so macht's der Leutnant dem Kapitän und einer dem andern bis zu den höchsten Spitzen in schrankenloser Willkür, — ach, sie wissen es nicht einmal mehr, in gegenseitiger tiefster Verachtung. O, wenn man sich diese Tage und Zustände vergegenwärtigt! Wie oft ist es vorgekommen, daß die Soldaten den Gehorsam unbedingt verweigerten, ihre Vorgesetzten beschimpften, — ja bedrohten, und was geschah? — 's ist Krieg, hieß es, man kann nicht strafen. In Rothbach ging die Zucht- und Schrankenlosigkeit so weit, daß der Hauptmann von seiner Kompanie nicht allein mit Verwünschungen überhäuft, sondern auch vor Faustschlägen nur durch die Dazwischenkunft des Ortspfarrers bewahrt wurde. Auch hier ist Ähnliches vorgefallen. Es war am Freitag abends (5. August), als die Turkos zum Dorf hereinmarschierten. Jedermann wollte sich diese Wüstensöhne anschauen, und so gingen wir denn in Begleitung eines befreundeten Hauptmanns die Straße hinauf. Überall wimmelte es von Menschen, — Soldaten, — ein furchtbares Gedränge. — Da geschah es, daß unser guter Kapitän aus Versehen einem gemeinen Soldaten auf den Fuß trat. „Wer heißt Sie mir auf den Fuß treten? ich lasse mir nicht auf den Fuß treten!" grob, frech, widerlich herausfordernd. Der Hauptmann schwieg und verbiß seinen Zorn, nnd als ich ihm sagte: und diesen Menschen lassen Sie nicht sofort einsperren? „Mein Herr, — ich kann's nicht thun, morgen würde er mir eine Kugel durch den Kopf jagen." Ist das möglich? Ja, es ist Thatsache. Es war so weit gekommen, daß nicht allein aller Ordnung, allen Rangstufen, aller Botmäßigkeit Hohn gesprochen wurde, sondern auch die Offiziere sich wirklich fürchten mußten, und mehr als einmal ist es ganz laut zu unsern Ohren gedrungen: „Diesem, jenem fliegt einer dieser Tage eine Mirabelle in den Schädel." . . .

Und als bei Weißenburg General Douay gefallen war und die Fama darauf hindeutete, es habe ihn eine französische Kugel getroffen, fand man das gar nicht so besonders ungeheuerlich, zum Beweis, daß diese schauderhafte Tradition sich bereits eingebürgert hatte.

Aber, um Gotteswillen, wie war das alles möglich geworden? Die Geschichte wird es lehren; an diesem tiefen sittlichen Verfalle sind nicht Frankreichs Offiziere und Soldaten, sondern Frankreichs Priester und Regenten schuld! Der französische Soldat besitzt, wie überhaupt sein Volk, schöne Geistesgaben: eine scharfsichtige Intelligenz, eine schnelle Fassungskraft, eine überaus reiche Phantasie. O wenn dieser Mann nicht von Kindesbeinen an stiefmütterlich behandelt worden wäre! Aber seine Eltern, seine Kirche, sein Vaterland, ach! sie alle haben fast gar nichts für ihn gethan. Er ist selten, vielleicht niemals in eine Schule gekommen; er kann in sechzig bis achtzig Fällen von hundert weder lesen noch schreiben; damit ist alles gesagt, — und von diesem Soldaten wollte man allen Ernstes militärische Disziplin verlangen?

Der französische Soldat ist von Haus aus nicht verdorbener, unsittlicher, irreligiöser als irgend ein anderer. Aber was kann er dafür, daß ihm die Religion zur Komödie oder zum Fetischismus gemacht worden ist? Was konnte er dafür, daß diese Korruption von oben alle Schichten des Volkes durchfressen und in ihrer zersetzenden, Fäulnis verbreitenden Gärungskraft auch bereits den Wehrstand ergriffen hatte? War es seine Schuld, wenn die vielen auswärtigen Kriege des Kaiserreichs die Armee zu einem Haufen ruhm- und genußsüchtiger Prätorianer gemacht? wenn das ewige, liederliche Lagerleben die Manneszucht gelockert und die Sittlichkeit untergraben hatte? wenn die letzte Kriegserklärung allem sittlichen Bewußtsein geradezu in's Angesicht schlug? wenn die gewissenlose Ausrüstung und Verpflegung der Truppen die verhäng-

nisvollste Emanzipation nach sich ziehen mußte? Nein, das alles war nicht seine Schuld. Der französische Soldat, wie er hier anno 1870 leibte und lebte und erst noch glorreich unterging, war das bejammernswerte Produkt seines großen Vaterlandes, und die Niederlage am 6. August und die weltgeschichtliche Schmach des ganzen Feldzuges kommen nicht auf seine Rechnung, sondern derer, welche heute noch das reichbegabte französische Volk dem Abgrunde entgegenführen.

Eine Soiree im Lager zu Fröschweiler.

Das 48. Linienregiment kampierte, wie gesagt, auf dem schönen freien Wiesenabhang hinter dem Gottesacker. -- Der Kapitän, ein kleines feuerrotes Männchen, der vorgestern erst die Epauletten aufgesetzt bekommen hatte; der Leutnant, ein schlanker, flotter Bursche, ehemaliger St. Cyrien, und der Unterleutnant, so ganz in vollem Sinn des Wortes ein guter braver Junge, gebürtig aus Bitsch — waren seit einigen Tagen unsere Gäste. — Wir hatten die Leutchen lieb gewonnen, so gut es gehen mochte gastfreundlich bewirtet und so wollten sie uns denn auch, wie überhaupt die Franzosen keine Gefälligkeit unerwidert lassen, alle möglichen Gegendienste und Artigkeiten erweisen. Am Sonntag abends wurde unserm Hause ein Ständchen gebracht, wobei die Marseillaise natürlich nicht fehlen durfte, und dem Hausvater die Einladung übergeben, den andern Tag das Abendessen avec ces Messieurs im Lager zu teilen. Warum nicht? Da gibt's gewiß viel Interessantes zu sehen und zu hören, und das passiert einem einsamen Dorfpfäfflein sobald nicht wieder. Also angenommen.

In der Voraussicht aber, daß dort unten am Bitzematter Buckel nichts gewachsen und auch nichts zu kaufen, respektive zu erfechten sei, wurde am Montag auf anonymem Wege allerlei Zugemüse-Kleinigkeiten an den Küchenmeister befördert, und gegen ½6 Uhr traf der Erzähler unter freundlichem Willkomm beim Rendezvous ein. Welch ein herrlicher Sommerabend, und welch ein unvergleichlich reizendes Panorama vor unsern Blicken! Dort hinten, nordöstlich am Horizonte, die pfälzischen Berge mit ihren hochaufragenden Spitzen, die wie unheimliche Fragezeichen nach unserm Hanauer Ländchen hinüberschielen, . . . dann unsere Vogesen, die treuen Grenzwächter mit ihren waldbedeckten Höhen, Gebirgspfaden, Schluchten: Scherrhohl Pfaffenschlick rc., dann immer näher heran, der Liebfrauenberg, der ehrwürdige Trotzkopf, im dunklen Gewande, das alte Kloster auf dem Rücken, das malerisch gelegene Görsdorf zu den Füßen, ... dann das Sauerthal mit seinen langen grünen Wiesenteppichen, seinen Mühlen, Hopfenanlagen, Erlengruppen — Wörth, das anmutige Städtchen in der Mitte. — Dann unsere baumgekrönten Anhöhen, unsere Rebhügel, Obstgärten und über dem ganzen Bilde die goldenen Strahlen der Abendsonne . . . O Heimat so schön, so schön! Und hier oben auf dem Höhenrücken dicht neben dem Friedhof, wo unsere Toten schlummern, das regste fröhlichste Leben. Da stehen die niedlichen Zelte, reihenweise, gassenweise, eine wahre Nomadenstadt auf blühendem Gefilde; und diese bunte, hin- und herwimmelnde tausendköpfige Bevölkerung . . . Die einen holen Wasser, die andern tragen Holz; wieder andere machen ihr Lager zurecht; noch andere schreiben Briefe, wichsen ihre Schuhe, putzen ihre Gewehre, packen ihre sieben Sachen zusammen; noch andere sitzen oder liegen rauchend, schäkernd, zankend vor dem kochenden Suppentopf. Dort drüben spielen sie Karten . . . horch wie sie schnattern, lachen, fluchen — was gilt's, sie trumpfen einander mit Faust-

schlägen nieder? — 's hat nichts zu bedeuten. — Weiter unten blinde Kuh . . . alle möglichen Sätze, Posituren, Grimassen . . . o sorglose, glückselige Kinder — wenn nur der Bismarck nicht wäre!

Plötzlich im ganzen Lager ein greulicher Spektakel. Alles rennt in wilder Unordnung durcheinander. . . . „Ho ho! haltet ihn fest! Haltet ihn fest!“ — Der Kapitän stürzt unter die brüllende Menge . . . „Was ist denn?“ — Was ist's? Da läuft einer herum mit rattenkahl rasiertem Kopf, ganz abscheulich weiß, ein wahres Ungeheuer, und hat einen schwarzen chinesischen Zopf mitten auf dem Schädel. Den Aufzug beschreiben! unmöglich . . . „Ho! Ho! haltet ihn fest! Bringt ihn her!“ — Ja festhalten . . . Der Kerl läuft wie besessen hin und her mit seinem chinesischen Zopf, keiner kann seiner habhaft werden, bis sie ihn endlich umringen und mit Gewalt heranschleppen. Der Kapitän: „Animal! was hast du gemacht?“ — „Ich habe mich scheren lassen.“ — „Ach, du hast dich scheren lassen! Was hast du denn auf dem Kopf?“ — „Ich habe nichts auf dem Kopf.“ — „Comment? und der Haarbüschel da?“ — Der greift auf den Schädel, zieht den Zopf in die Höhe — ein Riesengelächter erhebt sich von allen Seiten . . . „Ich wußte es nicht . . . der hat mir das überm Scheren zum Spaß gethan“ . . . Der Kapitän: „Geh fort, . . . daß du mir morgen nicht so vors Angesicht kommst“ — und der drollige Possenreißer verschwindet unter seinen lachenden Kameraden.

Aber Unterleutnant B. will jetzt die Honneurs machen. Da hat er eine große Kiste hergeschleppt, die dient als Tisch, andere Kisten bedeuten die Stühle; Teller, Löffel, Messer, Gabeln hat er unterm Kriegsgeräte oder auch bei den Nachbarn aufgegabelt; Salz, Pfeffer, Senf, Wein, Cognac hat er zweifelsohne erfochten . . . Jetzt bringt er die Suppe — richtig, die gelben Rüben, Erbsen, Bohnen sind drin — schmeckt

gut in dieser dürren, hungrigen Zeit — dann bringt er Beefsteaks, halb blutig, gesalzen, gepfeffert, daß einem der Schweiß ausgeht. Thut nichts — Krieg ist Krieg! Dann wäscht er die Teller mit einer Brotkruste und stellt sie wieder auf; 's kommt noch etwas. Unablässig rührt er die Pfanne; die Sauce wird schließlich ganz schwarz — noch ein wenig Senf, Wein, Pfeffer dazu — jetzt . . . wir müssen dran: kleine zerschnittene Nieren (wo er die erbeutet?), ein Hauptregal, wie er gutmütig überzeugt ist; läßt sich auch mit einiger Energie schon bewältigen — dann eine Tasse Kaffee, worüber noch ein halb Stündlein im gemütlichen Gespräch vorüberfließt. Es wird allmählich stille im Lager; schwarze Schatten gleiten vom Liebfrauenberg herab ins Thal; der Abendstern leuchtet so ruhig in der blauen Ferne. — Auf Wiedersehen, ihr wackern freundlichen Leute!

Sie sind die letzten auf dem linken Flügel — Gott weiß, wo sie kämpfen, siegen oder verbluten werden; — wir haben sie nie wiedergesehen.

Der Spion.

Hat einer existiert? Was war's für ein Landsmann? Welche Dienste hat er geleistet, und wie ist's ihm ergangen? Antwort: Droben im Oberdorf, nahe beim Schollenbrunnen, wohnte seit einigen Jahren ein seltsamer Kauz, dessen Konterfei etwa folgende Züge bilden: mittlere Größe, untersetzter Körperbau, graue, katzenähnliche Augen, falber, ungewöhnlich langer Vollbart — flink wie ein Hase, verwegen wie ein Spitzbube — seines

Zeichens ehemaliger Zuave, jetzt Haarschneider, Schröpfer, Zahnausreißer und — Wildschütz. Manchen Bauern hat er schon über den Löffel balbiert, daß ihm die Augen geblutet — und manchem Edelmann das Reh vor der Nase wegstibitzt, und halfen keine Donnerwetter und keine Reitpeitsche. Denn von Xaveri ist es buchstäblich wahr:

Kein Ort, der Schutz gewähren kann,
Wenn seine Büchse zielt!
Und dennoch hat die harte Brust
Die Liebe auch gefühlt —

Notabene die Liebe zum bedrohten Vaterlande, dem er, bei Gefahr seines Kopfes redlich gedient hat. Doch laßt uns erzählen.

Eines Tages, es war am 26. Juli, ritt General Ducrot in Begleitung seines Leibadjutanten (der Name ist nicht nennenswert) auf der Heerstraße zwischen Reichshofen und Fröschweiler hin und her, sei's daß er seine geographischen Kenntnisse erweitern oder auch sonstige Anstalten zur Verteidigung des Landes treffen wollte. Mitten im Großenwalde, gerade am Waldhüterhäuschen, begegnete ihnen Xaveri. Auf einen Wink des Leibadjutanten sprach der General zum Xaveri: „Seid ihr ein Franzose?“ Xaveri antwortete: „Ich meine es!“ — „Ein rechter Franzose?“ Der Gefragte, ohne den Seitenhieb zu merken, antwortete wieder: „Ich bin ein Franzose!“ — „So kommt morgen früh hinab nach Reichshofen ins Schloß, ihr seid ein Mann und sollt es nicht bereuen.“ — Den andern Morgen, punkt 5 Uhr, trat Xaveri ins Schloß, und vor ihm standen der Marschall Mac Mahon und der General Ducrot und andere verhängnisvolle Persönlichkeiten, und der Marschall sprach zum Xaveri: „Da nehmet diesen Laufpaß und dieses 20-Frankenstück und gehet über Nähweiler, Steinbach an die bayerische Grenze, womöglich über die bayerische Grenze, spioniert alles aus und kommt, so schnell euch die Beine tragen, wieder

nach Reichshofen. Für jeden Gang kriegt ihr 20 Franken, für jeden Bayern, den wir fangen, 25 Franken, und wenn's gelingt, eine Wache aufzuheben — 100 Franken." Dem Xaveri läuft's siedig heiß über den Buckel .... 20 Fr., 25 Fr., — 100 Fr. ... Heiliger Sankt Joseph! da kann ich mir helfen ... denkt's, hofft's und eilt ins Gebirge. — Bald ist er in Steinbach, und schleicht von dort noch zwei Kilometer weiter bis hart an die bayerische Grenze. Da ist alles ganz ruhig. Xaveri lugt und horcht — alles ganz stille. Xaveri dreht sich, bückt sich, geht auf, geht ab, späht nach allen Winden, sieht nichts, hört nichts ... Gut, er macht Kehrt und will den Rückmarsch antreten ... aber da wuselt's wieder in allen Gliedern: 20 Fr., 25 Fr., 100 Fr., und der Himmel hängt aufs neue voll von Baßgeigen, und alle Sterne sind 20-Frankenstücke ... Was soll ich thun? — Wer nichts wagt, gewinnt nichts, und — Xaveri setzt über die Grenze. — Zuerst 50 Schritt — 100 Schritt — nichts da — noch 200 Schritt .., da begegnet ihm der lange Kaspar aus Hirschthal. „Helf Gott, Xaveri, wo kommst du her?" — „Dank dir Gott, Kaspar, auch hier?" — „Was gibt's neues? was suchst du da?" — „Weiß nicht, wo gehst du herum?" — Und so stehen sie ein Weilchen beisammen, blinzeln einander in die Augen, und beiden zuckt's hinter den Ohren (denn der Kaspar gehört auch zur Spionenzunft) .... Da sagt der schlaue Xaveri zum langen Kaspar: „Komm mit nach Fischbach, wir wollen ein Schöpplein trinken." Der ist's zufrieden; sie gehen nach Fischbach in die Kneipe und schöppeln und schöppeln, bis dem langen Kaspar die Augen thränen und das Herz und das Maul aufgeht, und so erzählt er denn unter dem Siegel der Verschwiegenheit dem Xaveri alles, was er weiß, was er gesehen — wie nämlich auf 2—3 Stunden keine Soldaten in der Gegend wären als die bayerische Wacht da in Fischbach und die habe ja nichts zu bedeuten ꝛc. Und wie der Xaveri das alles weiß,

läßt er noch ein Schöpplein kommen, bezahlt die ganze Zeche, reicht dem Kaspar die Hand zum Abschied und macht sich von dannen. — Mit Windesschnelle setzt er über die Grenze, mit nie geahnter Glückseligkeit saust er durchs Gebirge heimwärts, — eine ganze Welt voll großer Gedanken durchrauscht seine Seele. — „Hurra, Xaveri! du armer Teufel, jetzt ist's auch einmal an dir, dein Schäflein zu scheren . . . Wartet nur, ihr flachshaarigen, dickstämmigen Bayern, Schwaben — verdammte Ketzer . . . wir wollen euch den guten Morgen schon wünschen . . . . Was hat der Marschall gesagt? für jeden Gang 20 Fr.! für jeden Bayern 25 Fr.! — für die ganze Wacht 100 Fr.! — und ist eine Wacht ausgehoben, dann kommt eine andere, stärkere . . . . allons, enfants de la Patrie . . . ." — Lange vor Abend ist er in Reichshofen und berichtet, ganz außer sich vor Freude, was er gesehen, gehört — und wie er dem langen Kaspar den Bären angebunden, und wie in Fischbach drüben eine bayerische Wacht, 40—50 Mann stark, warm und flügge zum Ausheben sitze ꝛc. ꝛc. Da sagt der Marschall: „Brav, Kamerad, du bist ein Mordsfranzose — die wollen wir kapern, und du sollst das Trinkgeld haben. — Unterdessen gehst du morgen früh wieder nach Fischbach und schaust, ob keine Veränderung stattgefunden, keine Verstärkung eingetroffen — gehst Tag für Tag über die Grenze. — Ich halte Wort: 20 Fr., 25 Fr., 100 Fr. und ist's ein Regiment" . . . Xaveri ist der glücklichste Mensch auf Erden, jeden Morgen läuft er nach Fischbach, — den langen Kaspar sieht er nicht wieder —, aber ruhig und harmlos stationiert die bayerische Wacht auf demselben Fleck. — Und alle Abend, wenn er dem Marschall oder dem General Ducrot seine Kundschafterberichte erstattet, und der Marschall siegesgewiß die Wacht allernächstens aufzuheben verspricht, wird's ihm siediger und wuseliger in allen Gebeinen . . . „Das kann nicht fehlen, ich krieg's, ich hab's, ich hab's ganz gewiß . . . . . ." Ja, ja, Xaveri, du sollst's

kriegen . . . sobald der Marschall es hat, sollst du's kriegen . . . nur noch eine kleine Geduld.

Wo eigentlich der Has im Pfeffer lag.

Wir standen am 31. Juli: der gute Xaveri konnte es schier nicht mehr aushalten, warum doch der Marschall die Bayern in Fischbach nicht fangen, respektive in das schnappende Brusttuchsäcklein hineintreiben wollte; und unsere Soldaten hier in Fröschweiler, bei welchen täglich ein gut Stück Appetit verloren ging, waren ganz außer sich vor Ungeduld nach einem widerstandskräftigen Frühstück aus des deutschen Michels Küche, und unsere Landleute, denen die Haut über den Kopf gezogen wurde, konnten es alleweil auch gar nicht mehr begreifen, warum nicht endlich so ein kleiner Abstecher in die sonnige, wonnige Pfalz gemacht wurde. Und dort unten an der Saar, bei Forbach, Saargemünd, an der Mosel bei Metz, Diedenhofen wird's wohl den Zunftgenossen Xaveris und den Soldaten und Bauern gerade so gegangen sein. Warum denn ein für allemal kein Marche! kein Vorwärts? Wo lag denn eigentlich der Has im Pfeffer? Das ahnten damals nur wenige, und die durften es nicht sagen; heute mögen es Krethi und Plethi wissen, denn die Geschichte hat uns ihre Lektionen mit Faustschlägen eingebläut.

Die Diplomatie, d. h. die Kunst, Fürsten und Völker hinters Licht zu führen, hatte allzu hastig die Würfel geschüttelt und den Fehdehandschuh hingeworfen, bevor die eigene Brust gepanzert war. — Frankreich hatte zur Zeit der Kriegserklärung eine Armee von 567,000 Mann, Notabene auf

dem Papier, in Wirklichkeit aber nur 340,000 Mann. Das war allerdings ein fatales Rechenexempel. — Doch, die Fureur française ist ja unwiderstehlich! Wenn diese 340,000 Mann schnell mobilisiert, gut bewaffnet, genial kommandiert werden, so dürfen die teutonischen Massen die Sonne verdunkeln — die französischen Scharen werden im Schatten fechten und — siegen. Für Waffenmaterial war genügend und im ganzen vortrefflich gesorgt: 1,077,500 Chassepotflinten; gezogene und glatte Rohre, Lafetten, Munitionswagen für 800 Batterien. Und mußte auch hier ein bedeutender Abzug geschehen, weil es an Bespannung und Bedienungsmannschaften fehlte, so konnte doch die Feldarmee, einschließlich der Mitrailleusen, 927 Geschütze in Aktivität bringen. Und wenn diese 927 Kanonen am rechten Orte und zur guten Stunde losdonnern, und die Mitrailleusen, diese höllischen Ungeheuer, ihre Todesschlünde aufsperren, wie sollen die Preußen der Vernichtung entrinnen? — Mit Heeresmacht und Waffenrüstung stand es also, trotz beträchtlicher Reduktionen, nicht übel; die Möglichkeit war vorhanden, wir konnten es glauben, wir durften es hoffen: der gallische Hahn wird dem preußischen Adler die Federn ausrupfen, und die Wacht am Rhein wird zwischen Mainz und Köln ihr stolzes Liedlein eine gute Weile nicht mehr singen.

Aber . . . aber . . . jetzt kommen die erschrecklichen Aber . . . — aber wie die Armee von einem Tag zum andern auf den Kriegsfuß hinüberzaubern? Da lag der Has im Pfeffer. — Die Einteilung des Heeres in bedeutendere Korps war nur für die Kaisergarde, für die algerischen Truppen und für die Besatzungen von Paris und Lyon vorhanden. Nun mußten beim Ausbruch des Kampfes die einzelnen Korps erst gebildet, die Kommandostellen geschaffen, die ganze Kriegsorganisation ins Leben gerufen werden. Alles war zentralisiert; die Korps sowie die Divisionen hatten keine Intendanturen. Jetzt sollten

plötzlich die Transportwagen, die Lagergerätschaften, die Pulver- und Geschützmunitionen zusammengerafft und schleunigst an die Grenze geschleppt werden. Ja, wenn ein Dutzend Eisenbahnlinien vom Innern Frankreichs nach den östlichen Provinzen offen gestanden wäre! Aber es gab deren nur vier. Welche Schwierigkeiten, Mißverständnisse, Stockungen mußten da überall hemmend, verwirreud eintreten! Und in dieser ganzen ungeheuren Bewegung kein einheitlicher Gedanke, der alles berechnet, keine durchgreifende Disziplin, die alles beherrscht, keine Detailordnung, die alles erleichtert hätte! War's wohl unter solchen Verhältnissen möglich, eine sofortige Offensive zu ergreifen?

Als der Kaiser am 28. Juli nach Metz kam, standen höchstens 210,000 Mann auf dem Plan; kein einziges Armeekorps war in schlagfertigem Zustand. Die Reserven irrten im Lande umher und suchten ihre Depots, ihre Regimenter; und rückten dann einzelne Reservekolonnen heran, so waren sie nicht ausgerüstet, hatten keine Kochgeschirre, keine Feldflaschen, keine Zelte. Es fehlte an Trains, an Pferden, Ambulanzen, Verpflegungskolonnen, Krankenwärtern, Tierärzten, Trainsoldaten, Verwaltungsbeamten. Bei der Artillerie paßten viele Geschirre nicht; die Munitionsreserven waren nicht angerückt, nicht ausgebildet. Für die Mitrailleusen fehlte es an einzelnen Stellen gänzlich an Munition. Eine Menge von Karten waren angekommen, umfaßten aber nur deutsches Gebiet, und doch wäre ein bischen Geographie von französischem Boden so arg vonnöten gewesen. Es gab ganze Armeeteile, deren Standort man im Hauptquartier nicht kannte! — Und wie sah es mit der Frage um die Lebensmittel aus? Schon vom 1. August ab waren die Armeekorps an der Saar auf den Reserveproviant in Metz gewiesen, und hierzulande mußten die Soldaten durch Betteln, Marodieren, Stehlen, Erpressen ihr schmachvolles Dasein fristen. — An die Fest-

ungen hatte man gar nicht gedacht; in Straßburg waren 2000 Mann, Metz war gar nicht bewaffnet, Diedenhofen hatte 1000 Mann, worunter 600 Mobilgardisten mitleidenswerten Andenkens. — So stand's am 28. Juli, als Napoleon, der oberste Feldherr, nach Lothringen kam. Das war die klägliche Kehrseite zur siegesatmenden Proklamation: „Der Krieg wird in Gegenden geführt werden, die von Hindernissen und Festungen starren und welches auch der Weg sei, den wir jenseits der Grenze nehmen werden, wir werden auf ihm die ruhmvollen Spuren unserer Väter finden!"

Rechnet man zu diesen materiellen Notständen die moralischen Mängel und Gebrechen, an welchen das französische Heerwesen krankte: die wiederholten Anwerbungen, das Ersatzsystem, die langen Beurlaubungen, den Mangel an tüchtigen Unteroffizieren, das peinliche Verhältnis zwischen den älteren und jüngeren Offizieren, die Nepotenwirtschaft in höheren Sphären, den verheerenden Einfluß der politischen Parteien, die himmelschreiende Disziplinlosigkeit, — und dabei doch das übertriebene Selbstgefühl, die lächerliche Unterschätzung des Feindes, — so hat man auf die Frage, warum der Angriffsplan nicht ausgeführt wurde, die einfache Antwort: Es war nicht möglich. Das ganze Land freilich und besonders Paris verlangten Siege, und so wurde der Marschall Bazaine am 31. Juli beauftragt, mit dem 2., 3. und 5. Korps zwischen Saargemünd und Saarbrücken in Deutschland einzufallen; die Generale aber erklärten einstimmig, das Vorhaben wäre unausführbar aus Mangel an Munition und Lebensmitteln. Kein Wunder, wenn auch Mac Mahon die Weisung erhielt, in den ersten acht Tagen keine größere Operation vorzunehmen, was der bayerischen Wacht in Fischbach und unserm Heimatsländchen als eine kurze Galgenfrist zu gute kam.

Es wird immer trüber.

Wie schon bemerkt, diese trostlose Lage der Dinge kannten wir damals nicht. Wer in aller Welt hätte es gewagt, an der Kriegsbereitschaft, an der Unüberwindlichkeit Frankreichs zu zweifeln? Einen solchen „Prussien“ hätte man droben auf dem Kirchenplatz maustot geschlagen, und hätt' ihm kein Doktor geholfen . . . denn in diesen Tagen ist jeder Blick, jedes Wörtlein von unglaublicher Wichtigkeit. Die Vaterlandsliebe — das Feuer der Leidenschaft hat alle Gemüter mit Fieberwahnsinn entflammt, und wehe dem Propheten, der seinem Volke den Schleier seines Verhängnisses lüften wollte! So kann man sich denn unmöglich eine Vorstellung von der Freude, von dem Heidenspektakel machen, der am Abend des 2. August in Fröschweiler entstand, als von Bitsch herüber die Kunde eintraf: „Die französische Armee hat die Grenzen überschritten; Saarbrücken ist in Brand geschossen und erobert worden; der Kaiser hat selbst kommandiert und der kleine Lulu hat eine Kanone losgedrückt und die Feuertaufe erhalten.“ „Vive la France! Jetzt geht's los; jetzt zieht die Feldhosen an, ihr Preußen, Bayern, Schwaben! An den Rhein . . . . nach Berlin! Morgen marschieren auch wir über die Grenze“ . . . und auf allen Gassen in allen Tönen das ewige Gekreische: „Allons, enfants de la patrie!“ Auch unter dem Bauernvolk waren einzelne ganz verrückt vor lauter Begeisterung. Ach leider! . . Es war der letzte Hoffnungsstrahl, der noch einmal grüßend unsere Finsternis erhellte. Der Morgen des dritten August kam; herrlich leuchtend stieg die Sonne am Himmel — jedermann harrte bebenden Herzens der Dinge, die geschehen sollten. Es geschah nichts, — son-

dern es traf die Nachricht ein, der Vorstoß gegen Saarbrücken sei bloß eine gewaltsame Rekognoszierung gewesen, um den Feind zu zwingen, seine Flügel zu entfalten, und die Armee stehe noch auf französischem Gebiet, und der Kaiser wollte die Offensive noch nicht ergreifen . . . Und so blieb denn alles beim alten: kein Aufmarsch, keine Bewegung nach der Grenze. Da schwand auch bei unsern Soldaten und bei der ganzen Bevölkerung das letzte Vertrauen auf den lang gehegten Angriffsplan. Wir waren gefangen, belagert, geopfert und allen Herzen drängte sich kläglich enttäuschend, unbeschreiblich ängstigend die Gewißheit auf: Jetzt erbarm sich Gott, unsere Heimat wird zum Schauplatz blutiger Verteidigungskämpfe werden.

Daß diese eiserne Notwendigkeit über uns hereinbrechen würde und mußte, merkten wir sogleich an allen Maßregeln, die jetzt getroffen wurden. Es rückten immer stärkere Heereskolonnen heran; das 8. Bataillon Jäger zu Fuß; das 76., das 78. Linienregiment; mehrere Batterien des 20. Artillerieregiments; die fuhren kreuz und quer auf unsern Höhen herum und faßten endlich Posto unten am Dorf, rechts von der Wörther Straße. Die Offiziere fingen an, den Ernst der Lage zu erkennen; schauten fragend, stutzend, bald zu den Vogesen, bald zum Schwarzwald hinüber: „Wo ist die Pfalz? wo ist der Rhein?“ aber nicht mehr wie ehedem mit siegesfreudiger Zuversicht: „Wie weit haben wir zu ihnen?“ sondern mit augenfälliger Verlegenheit: „Wie weit haben sie noch zu uns?“ — Auch die Soldaten waren nicht mehr so sorglos, so ausgelassen: ein ganz anderes, eigentümlich dumpfes Getöse durchbrauste die Reihen. Der Chassepot wurde fester an die Seite gedrückt; man sah schöne, furchtbar entschlossene — auch bange, bleiche Gesichter.

Und ob das in der menschlichen Natur oder im Herannahen des Feindes liegt: je größer die Gefahr, desto ungedul-

diger der Kampfesmut, desto grimmiger der Nationalhaß. Wenn nur in dieser Periode noch das Kommando mächtiger, und die Verpflegung und Ausrüstung der Truppen besser gewesen wäre! Aber da war, außer dem Marschall Mac Mahon, keine erhabene, imponierende Persönlichkeit; da war keine, dem Soldaten so wohlthuende, für Leib und Seele unentbehrliche Ermunterung und Fürsorge. Da liefen sie herum, wie wenn sie kein Vaterland und keinen Kaiser hätten: müde, hungrig, durstig, unzufrieden, klagend, fluchend, drohend — und wir konnten doch keinen Proviant aus der Erde stampfen.

Allmächtiger Gott, wenn doch Lebensmittel gekommen wären! Wenn doch irgend ein General das nötige Vieh und die noch vorhandenen Vorräte an Mehl, Wein, Obstwein rc. im Namen des Gesetzes oder mit Gewalt requiriert hätte! Wir hätten ja alles gegeben . . . Aber da war keine Stimme noch Antwort, und so ging denn auch alles drunter und drüber. Die Soldaten brachen in die Gärten, rauften das Gemüse aus dem Boden, das unreife Obst von den Bäumen; sie stürzten in die Felder und verheerten die Kartoffeläcker; sie erstürmten bereits einzelne Keller, raubten in den Höfen die Gänse, Hühner, kurz, was sie in der Wut und Verzweiflung nur finden konnten. Da gab es Scenen . . . tragikomische Scenen! Der deutsche Bauer mit dem französischen Soldaten in Zank und Handgemenge um die liebe irdische Habe! Die Einwohner verloren dann auch natürlich alle Begeisterung fürs Vaterland, die Geduld und die Besinnung. Sie liefen den Soldaten nach in die Felder, Gärten, Gehöfte und Keller — sie wollten sich wehren, sie klagten, schalten, heulten — „wenn nur einmal die Preußen kämen". Sie rannten haufenweise zum Bürgermeister, vors Pfarrhaus: „Herr Jeses! sie nehmen uns ja alles, die machen's ja ärger als die Kosaken!" Und ging der Bürgermeister oder sonst einer zum General und seufzte über dieses heillose Wesen: Was wollen Sie, war

die Antwort, meine Mannschaften müssen gegessen haben! — O Erinnerung an jene düsteren Stunden! Was haben wir in jenen Tagen, noch vor der großen Trübsal, erfahren und gelitten! Der Erzähler hatte in aller Eile 20 Pfund Kaffee und 26 Pfund Schmalz aufgetrieben zum Austeilen unter die hungernden Krieger. — Wie das durch die ersten, welche etwas bekommen hatten, bekannt geworden war, drangen sie scharenweise in den Hof, ins Haus, in die Küche hinein, ein Stückchen Papier, ein Laubblatt in der Hand: „Sie haben Kaffee, Sie haben Fett? O geben Sie mir auch einige Bohnen, geben Sie mir auch ein Tröpflein Schmalz". Es war zum Erbarmen, zum Vergehen! in einem Nu war alles verschwunden. — Aber wie erst nichts mehr da war! Dieses Betteln, Wimmern, Drängen, Klagen, — sie hätten einen zerrissen. Man konnte nur beteuern, daß nichts mehr vorhanden sei, mitklagen, mitjammern und Haus und Gemeinde dem allmächtigen Gott befehlen. Es wurde Abend. Der Gottesdienst in Reichshofen mußte gehalten werden. Ein handfester Wächter blieb bei Weib und Kindern, weil die Rückreise in später Nacht nicht mehr möglich war, und der Chronikschreiber pilgerte schweren Herzens hinab nach der Eisenhütte. Dort unten, teils der Straße entlang, teils auf den nahen Hügeln, lagerten bedeutende Truppenteile, Artillerie und Fußvolk, unter andern, gerade zwischen der sogenannten alten Kirche und der Kaserne, ein ganzes Zuavenregiment. Die waren soeben angekommen und wurden jetzt zu unüberwindlichen Heerscharen geweiht. War's zum Lachen oder zum Heulen? Da stand ein Priester und vor ihm defilierten, Mann für Mann, diese auserlesenen Streiter und wurden eingesegnet und mit Rettungsmedaillen versehen. Das war eine Zeremonie! Wer nur jenen alten, graubärtigen Zuaven gesehen hätte, der mit übereinander geschlagenen Armen, achselzuckend, der Segnungsparade seiner Waffenbrüder zusah! ein Bild von

zauberischer Originalität — und der Priester, so finster ernst, so ketzermaledeiend . . . . . Uns stimmte dies alles eher zum Heulen . . . . seltsame Gedanken schwirrten einem durch den Kopf . . . wer weiß, was die hereinbrechende Nacht in ihrem dunkeln Schoße birgt; ob nicht morgen an den Weissenburger Linien große Waffenthaten geschehen, und ob nicht endlich auch der arme Xaveri zur Ruhe kommt!

Die Schlacht bei Weissenburg.

4. August.

Bei Tagesanbruch mußten wir heimwärts ziehen. Die Artillerie mit ihren Kanonen, Mitrailleusen und Munitionswagen stationierte noch auf Graf v. Leusse's Bierkeller und den nahen Anhöhen; hunderte von Zelten bedeckten die nach dem Großenwald aufsteigenden Hügelrücken; ein munteres, freudiges Getöse wogte durch die Morgenluft. Zwischen der Kaserne aber und der alten Kirche, wo gestern Abend die Zuavenbenedeiung stattgefunden, rastete jetzt auf der Straße und hüben und drüben auf den Chausseegräben ein Regiment Turkos. Ha! da waren sie endlich, die schmerzlich ersehnten Söhne des Propheten, die fürchterlichen und gefürchteten Sturmkolonnen der Wüste. In der That, Verwunderung und Schrecken erregende Horden. Wir machten uns näher heran: auffallende, orientalische Kleidung; kupfergelbe, sonnenverbrannte Gesichter; ruhig stupide und wieder lebhafte intelligente Figuren; mitunter prächtige numidische Typen; kleine verschrumpfte und hohe markige Gestalten; dann und wann ein baumstarker Neger; o weh, deutsche

blondlockige Jugend; wo die einbrechen, gibt's Heulen und Wehklagen. Wir mußten weiter. Kaum waren wir in Fröschweiler, da rief ein Kranker in Nähweiler um Beistand. Wir eilten auch dort hinüber und sahen zum zweitenmal die gestern gebenedeiten Zuaven, an einem Wiesenabhang in nordöstlicher Richtung gegen Langensulzbach-Lembach kampierend. Es war etwa 9 Uhr. Schon gleich in Oberdorf konnte man merken, daß verhängnisvolle Begebenheiten im Anzuge waren. Alles war in der größten Aufregung; die Offiziere standen gruppenweise zusammen; flüsterten einer dem andern etwas in's Ohr: Blicke und Gebärden deuteten unruhig nach dem Liebfrauenberg hinüber. Die Soldaten wogten auf und ab; es toste wieder so ganz eigentümlich durch die Massen; es fielen auch einige Worte: „il y a du nouveau là bas! dort unten gibt's Neues"; oder „ça commence à chauffer, der Brand geht los". Fragte man den einen oder den andern: „Was gibt's?" — „Ich weiß nicht", war die Antwort, oder: „c'est une petite affaire d'avantpostes du côte de Wissenbourg, ein kleines Vorpostengefecht bei Weissenburg". Unsern Bauern war der ganze Alarm noch ein Rätsel; sie ahnten aber doch mit sicherm Instinkte: jetzt muß es anders werden; entweder Franzosen oder Preußen. — Und plötzlich, wie wenn ein unsichtbarer Feuerreiter herüber geflogen wäre, plötzlich verbreitete sich die Hiobspost, und der Kanonendonner verkündete es dröhnend durch die Berge, daß die Deutschen Weissenburg überfallen hatten und der erste Waffentanz dort unten an der Grenze aufgespielt wurde. Nun denke sich einer in unsere Mitte; diese Bestürzung, dieses Aufbeben aller Gemüter. Sie kommen! sie kommen! Herr Gott, sie kommen herüber! Und dieses Durcheinanderrennen und Durcheinanderfragen: Wo? wo? Wer ist in Weissenburg? Wo ist der Marschall? Wo ist der Ducrot? Dieses angstvolle Zappeln zwischen Furcht und Hoffnung — dieses fieberheiße Bangen nach guter Bot-

schaft: „Wie steht's? wer wird's gewinnen? werden sie hinausgeschlagen? — noch nichts Neues?" — und die tollen, wütigen Siegespropheten: „sie kommen nicht herein, oder nicht lebendig hinaus! in der Scharrhol müssen sie untergehen, am Schafbusch kriegen sie die letzte Ölung". Und die Furchtsamen: „ja, ja! — 's geht nicht gut dort unten, horch, wie's donnert!" — Und die Verzagten: „sie kommen, sie kommen, Herr Jeses, sie kommen!" Da gab's wieder Auftritte — noch steht alles so lebendig vor unsern Augen — wer's nur beschreiben könnte! — So vergingen, als wären sie an die Ewigkeit gebunden, vier bange, entsetzliche Stunden .... und die Stafetten sprengten hin und her, und die Generale kommandierten, und die Soldaten schwirrten durcheinander .... da kam, gegen 2 Uhr, die erste Kunde — man wollte, mußte die Wahrheit so lange als möglich verhehlen. — „Ein kleines Gefecht hat stattgefunden; General Douay hat unvorsichtig angegriffen — zu wenig Mann — ce n'est rien, ce n'est rien." Aber der unsichtbare Feuerreiter sauste hinterdrein: „Die Franzosen haben's verloren, Weissenburg brennt, General Douay ist gefallen, der Feind ist im Land." — Und so war's auch. Die Deutschen hatten unter der Führung des Kronprinzen die Grenze überschritten, Weissenburg überrumpelt, die Besatzung hinausgeschlagen; unter mörderischem Feuer und schweren Verlusten den Bahnhof, den Gaisberg erstürmt; die ersten Turkoscharen vernichtet, 1 Kanone und das ganze Zeltlager erbeutet, 1000 Gefangene gemacht und ihr siegreiches Banner aufgepflanzt auf vaterländischer Erde. — War das Rien? — Das war nicht Rien. Das war viel, sehr viel, mehr als genug. Denn mit dieser ersten Niederlage gingen die Weissenburger Linien verloren, war die erste Grenzfestung erobert, die glorreiche Tradition des französischen Heeres, wo nicht gebrochen, doch bedenklich erschüttert; der Kampfesmut der deutschen Armee unendlich gehoben; das ganze Unterland

vom Feinde überflutet; das Elsaß schmachvoll preisgegeben und moralisch verloren! Das war nicht Rien, wir werden es später noch sehen. — Es war der erste Wetterschlag, der Frankreichs Stern den Untergang prophezeite.

Aber, um's Himmelswillen, wie war das möglich geworden? Hat man denn wirklich nicht gewußt, daß der Kronprinz dort unten in der Pfalz ein mächtiges Heer unter seine Fahnen sammelte? Und wenn man's gewußt, hat denn der Marschall Mac Mahon mit seinen Generalen glauben können, die rauflustigen Bayern und Schwaben blieben dort ruhig sitzen und rauchten ihr Pfeifchen oder bliesen Trübsal nach Noten, bis wir kämen und jagten sie mit der Marseillaise von dannen? Eine sonderbare Strategie! — Warum hat man nicht gleich eine bedeutende Armee an die Grenze geworfen, Weissenburg armiert, die umliegenden Anhöhen befestigt, die so wichtigen, dem Feinde so verderblichen Engpässe der Vogesen nicht verschanzt? War denn die ganze Position nicht verteidigungsfähig? Man gehe hin und staune über den freveln Leichtsinn, über die unverzeihliche Untreue. — Freilich, daß unter den ersten Brandgranaten die Turkos in Weissenburg herumgelaufen seien wie herrenlose Banden, ohne Gewehre, ohne Munition, — das glauben wir nicht. Daß der General Douay um 11 Uhr noch hemdärmelig in Steinselz beim Frühstück gesessen und auf die Meldung eines Adjutanten: „das Gefecht nimmt eine schlimme Wendung“ — die Antwort gegeben habe: „c'est une bagatelle, je viendrai tout à l'heure“ — ist eine kleinliche Rache des verwundeten Patriotismus. Aber noch einmal: warum hat man zum Schutze, zur Verteidigung des Vaterlandes nichts, fast gar nichts gethan? Und wo ist während des Kampfes der große Ducrot geblieben? War nicht an jenem Tage der General Douay seinem Oberkommando unterstellt? Hatte er nicht den braven, unglücklichen Waffenbruder gezwungen, die Schlacht anzu-

nehmen? Und war nicht er selbst, der heillose Mort ou Vivant, schon früh morgens mit dem 76. und 78. Linienregiment von Fröschweiler gegen Lembach, resp. Weissenburg aufgebrochen? Kreuzbataillon! wo ist er geblieben? Warum hat die ganze hier liegende Armee keinen Vorstoß, sei's gegen Lembach, sei's gegen Sulz, sei's am Gebirg hinab, unternommen? Das sind Fragen, das sind Rätsel, keine Pariser Phantasie wird sie regelrecht entschleiern — der einfältige Bauersmann aber schüttelt den Kopf und denkt im Stillen: Da ist's nicht geheuer zugegangen.

Und der gute Xaveri? Ach ja, fast hätt' ich ihn vergessen, den armen Teufel! Der Magnet seines Schicksals hatte ihn an jenem Tage wieder durch's Gebirge, nach Steinbach gegen Fischbach getrieben. Und wie wonnig und rosig war gerade am 4. August die Sonne über seinen Kalebspfaden aufgegangen, und wie tanzten die 20=Frankenstücke wieder so zauberisch in seinem Gehirn! Denn gerade an diesem Tage sollten die Bayern abgefaßt und nach Reichshofen geschleppt werden. Mehrere Regimenter waren abmarschiert, das schmerzlich erwünschte Wildbret zu kapern. Xaveri taumelte vor Lust und Entzücken. Da begegnete ihm gegen 4 Uhr hinter Lembach der Briefträger: „Was gibt's neues?" — „Neues? Weissenburg brennt!" — „Was?" — „Weissenburg brennt, die Schlacht ist verloren, sie kommen, sie kommen!" — „Heiliger Sankt Joseph, jetzt ist alles verloren!" — da steht er wie vom Blitze getroffen. Noch ein paar Minuten: „En arrière! en arrière!" ruft's auf allen Flanken. Der ganze Troß macht Kehrt. — Xaveri entrinnt mit der allgemeinen Retirade und zieht am Abend trübselig und alle Heiligen verwünschend am Schollenbrunnen herauf in sein Haus. O tempora, o mores! zum ersten 20=Frankenstücke erhält er kein zweites, den Marschall kann er nicht mehr zu Gesicht bekommen; der schönste Traum seines Lebens ist in Nichts zerronnen, und so rächt er

sich denn auf die furchtbarste Weise . . . . . an seinem verräterischen Bart. Den andern Tag kannte ihn kein Mensch mehr — und die Fischbacher sollten auch um keinen Preis am 6. August das Vergnügen haben, ihm die Hand zu drücken — oder ihm das Lebenslicht auszublasen.

Folgen der Schlacht bei Weissenburg.

Die Fama erzählt, der Kronprinz habe nach beendigtem Kampfe unter ungeheurem Jubel das Schlachtfeld beritten, zum erstenmal seine siegreichen Truppen, zum letztenmal seine gefallenen Getreuen begrüßt, und sei dann auch in hochherziger Feindesliebe herangetreten und habe vor dem starren Bilde des erschlagenen Galliers (Douay) sein Haupt entblößt und der Schar von Braven, die ihre Tapferkeit mit dem Heldentode besiegelt, ein Wörtlein freundlicher Anerkennung gezollt. So ziemte sich's dem deutschen Feldherrn. Großmut legt ein Ölblatt in die Wunden des Besiegten und ein Lorbeerblatt an die Krone des Siegers. Aber lassen wir solche Betrachtungen.

Dem Erzähler zuckt's immer noch in allen Fingerspitzen, und er kann es nicht verschmerzen; der Tag bei Weissenburg war ein Unglück, viel größer, viel folgenschwerer, als man glauben sollte. Denn in Kriegszeiten, und besonders bei den ersten Schlachten, kommt es viel weniger auf den materiellen Verlust einer Festung, eines Landstrichs und — weil doch einmal Menschenleben geopfert werden müssen — auf den Verlust einiger Hunderte oder Tausende von Soldaten an, als auf die moralische Erschütterung des Heeres und der

Bevölkerung; denn nicht die Schwerter sind's allein, sondern vor allem die mutigen Herzen, die nächst Gott über Sieg und Niederlage entscheiden. Man habe es nur einmal miterlebt und gesehen, wie in solchen Zeiten die Einbildungskraft in zügelloser Spannung auflodert und alle Sinne der Menschen eine fieberhafte Empfänglichkeit, eine unglaubliche Tragweite erreichen! Was die Leute alles sehen, hören, glauben, wie von Zaubermächten gebannt, die absurdesten, unmöglichsten Dinge! Wie die Schreckensnachrichten und Schreckensbilder mit Blitzesschnelle durch die Lüfte fliegen, betäubend auf die Landleute niederstürzen und alle Herzen durchschauern, aufjagen, peinigen zum Rasendwerden: Ha! das sind noch ungeschlagen die meisten verlorenen Schlachten.

So war's auch am Abend des 4., in der Nacht und am Morgen des 5. August. Man sollte es nicht für möglich halten — und mancher lächelt jetzt stillvergnügt bei der Erinnerung an die vergangenen Tage — und doch ist es Wahrheit. Wenn dreimalhunderttausend wilde Menschenfresser zähneknirschend durch's Liebfrauenthal heraufgebrochen wären, die Angst, das Wehgeheul hätte nicht ärger sein können, als wie am Donnerstag abends alle Geister zusammenbrüllten: Die Preußen kommen, die Preußen kommen! sie kommen! sie machen alles hin, sie nehmen alles weg, alle Männer von 15 bis 60 Jahren; o du großer Gott im Himmel dort oben, erbarm dich! was fangen wir jetzt an? — „Seid doch ruhig, seid doch in Gottesnamen ruhig; sie sind ja Menschen; sie werden euch nicht umbringen." — „Ja, drunten in Steinselz, drunten in Kleeburg — alles Vieh, alle jungen Leute haben sie mitgenommen." Da half kein Bitten, kein Trösten; eine unaussprechliche Panik hatte sich mit Bleigewicht auf alle Herzen geworfen; sie glaubten steif und fest, es sei alles am letzten.

Und wenn nur zu den einheimischen Verzagten nicht

auch noch die auswärtigen aus der Umgegend nach Fröschweiler heraufgerannt wären! Aber es begreift sich, die Barbaren waren hinterdrein, und die Angst vor den Mordbrennern trieb sie vorwärts unter den Schutz des hier versammelten Heeres. Es war noch nicht Nacht, da kamen schon die Grenzwächter von Lembach herein und baten flehentlich, wir sollten sie doch im Heuschober übernachten lassen; da kam eine ganze Schar von Jünglingen aus Görsdorf, bebend an allen Gliedern, wir möchten ihnen doch eine Zuflucht im Hausgang gestatten; da stürzten plötzlich zum Doktor S. vier alte Jungfern herein, im Nachtgewande, all' ihre Habe in zugebundenen Strümpfen haltend, und fleheten händeringend, der gute Mann möchte doch ihren Mammon vor den Räubern verstecken. Und so überall. Das war der Eindruck der Schlacht von Weissenburg auf unser Volk. Und nun sage einer: „Das sind aber furchtsame, feige Hasenfüße, die elsässischen Bauern . . . Wie? Nicht mehr Courage vor'm Feind? nicht mehr Standhaftigkeit für's Vaterland?" Wer so sprechen wollte, der weiß nichts; der hat keinen Krieg erlebt; der kennt nicht des Volkes innerstes Seelenleben; der hat keine Ahnung von den fürchterlichen, unsichtbaren Kräften, die in solchen Tagen das Volksgemüt erschüttern.

Wie war's denn drüben in der Pfalz, in Baden und noch weiter nach Deutschland hinein? Hatten nicht auch dort die Leute beim bloßen Turkonamen schon Gänsehaut bekommen und manche den Bündel geschnürt, bevor noch ein französischer Soldat gegen die Grenze kam?

Doch wie stand's nach dieser ersten Schlacht bei unserm Heere! Suum cuique! (Jedem das Seine!) Man denke sich so recht hinein in die Realität der Geschichte. Frankreich ist die erste Militärmacht der Erde; die französische Armee hat Sieges- und Ruhmestraditionen wie keine andere in Europa: Krim, Italien, China, Mexiko 2c. Jetzt wird auf einmal,

mir nichts, dir nichts der Krieg gegen Preußen erklärt. Die französische Armee wird natürlich wie bisher ihren Waffenberuf glorreich erfüllen: sie wird ausmarschieren, angreifen und siegen. Das versteht sich von selbst, das kann gar nicht anders gehen; das ist ein unbestreitbarer Glaubenssatz vom Kaiser bis zum bescheidensten Soldaten herab. Aber siehe da, diesmal fallen die Würfel anders, — der große Schweiger in Berlin ist uns zuvorgekommen. Die französische Armee ist nicht ausgerüstet, nicht schlagfertig; sie verhungert im eigenen Lande: sie liegt an der Grenze und kommt nicht vorwärts, nicht einmal nach Landau, geschweige nach Berlin. Die Rollen sind getauscht; sie kann nicht angreifen, sie wird angegriffen, plötzlich, unversehens, und (was bislang ihre Aufgabe nicht gewesen) sie muß sich verteidigen! Es gibt Schläge, harte, gräuliche Schläge — von den Bayern, von den Preußen — die fechten mit Löwengrimm; die schreiten vorwärts, und wenn der Boden weicht; die haben eine furchtbare Artillerie und zielen wie Schwarzkünstler; die lassen sich auch vor Zuaven, Zephyren und Turkos nicht bange machen; die brechen massenhaft über die Grenze, und wenn die ersten Reihen niedergemäht sind, so stehen wieder Tausende, Hunderttausende hinterdrein. Kurz, das ganze Rechenexempel ist auf den Kopf gestellt, und die letzten Strahlen der Abendsonne leuchten bei Weissenburg über rauchende Trümmer und blutige Leichen.

Soll das auf eine Armee, auf eine französische Armee nicht einen tiefen, erschütternden Eindruck machen?

Ja es ist Thatsache, jene erste Niederlage hat auch bei unserm Heere die große Geringschätzung des Feindes, die allzufreudige Siegeszuversicht gewaltig herabgestimmt. Das müssen unsere Leute in Sulz beim Rückzug der Geschlagenen ohne Zweifel gemerkt haben; das haben auch wir am Donnerstag abends noch den einzelnen Flüchtlingen und Verwundeten wohl

angesehen; das konnte man besonders am Freitag morgens, als die Überbleibsel jenes Kampfes hier anlangten, mit Händen greifen. Die Generale machten finstere, bange Gesichter; die Offiziere standen schweigend, betroffen zusammen; die Soldaten zogen bewegt und ängstlich vorüber. Und diese tiefe, unheimliche Ruhe! Man spürte es Hohen und Niedern ab: schwere Ahnung durchwühlt ihre Brust, das Herannahen eines mächtigen, furchtbar entschlossenen Feindes, die sichere Aussicht auf eine blutige Völkerschlacht durchbebt ihre Herzen; ihre Begeisterung ist dahin; ihre moralische Kraft ist gebrochen; sie werden kämpfen, sie werden sich mit Verzweiflung verteidigen, aber — nicht siegen.

So stand's bei der Armee. Und nun sage einer: Waren das die Helden, die in einem Siegeszug ganz Deutschland erobern wollten? Wie? nicht mehr Mut, nicht mehr Entschlossenheit angesichts des heranrückenden Feindes? Wer so sprechen wollte, der weiß nichts, der kennt nicht die Weltgeschichte, die auch zu den Heeren spricht: „Heute mir, morgen dir!" der ahnt nicht die dunkle Verkettung zwischen Schuld und Strafe im Leben der Völker; der weiß nicht, daß der Schrecken, wie ein geheimnisvolles Gericht aus höhern Sphären niederfahrend, auch die todesmutigsten Legionen einmal ergreifen kann und die glorreichsten Fahnen in den Staub wirft. Sie werden deswegen nicht weniger tapfer fechten — das wird der 6. August in blutigen Ziffern schreiben, aber es gilt von ihnen: „Ave Caesar! morituri te salutant, Heil dir Cäsar, dich grüßen, die da sterben."

Ein Reiterstücklein eines sechzehnjährigen Jünglings.

Bevor aber der Chronikschreiber in der Erzählung großer Ereignisse weiter geht, muß derselbe noch einige kleinere Begebenheiten mitteilen, zumal es ihm weniger darauf ankommt, die nackte geschichtliche Thatsache der Schlacht bei Wörth zu behandeln (worüber, beiläufig gesagt, schon so vieles geschrieben und phantasiert worden ist), als ein möglichst vollständiges Bild seiner persönlichen Erlebnisse und Erfahrungen zu geben. Und dem geneigten Leser sind vielleicht solche umständliche Schilderungen auch nicht ganz unwillkommen, weil sich in denselben doch manches sagen läßt, was nicht bloß unser Volksgemüt eigentümlich berührt, sondern auch für manchen deutschen Landsmann von Interesse sein dürfte. Nach diesem Präambulo fahren wir weiter.

Wir haben in Fröschweiler auch ein Schloß und eine gräfliche Familie. Beide ragen hoch hinauf in die graue Vorzeit und hatten schon viele Ahnen, als Franz von Sickingen, Götz von Berlichingen und Kuno Eckbrecht von Dürckheim, als treu verbündete Kumpane zuweilen auf Burg Drachenfels zusamenhausten, und jener Kuno, in Verbindung mit seinen Gevattern, anno 1552 am Tage Sankt Johannis die Reformation in hiesigen Landen einführte. Ja, ein edles, altes Haus! Denn sie haben für Gott und Vaterland ritterlich gestritten und gelitten, wie denn jener Wolf von Dürckheim auf Schloß Windstein anno 1676 den letzten bewaffneten Widerstand des Elsaßes gegen Ludwig XIV. erst dann aufgab, als

die Flammen über seiner Burg und über seinem Haupte gen Himmel schlugen.

Der jetzige Schloßherr, Graf Ferdinand Eckbrecht von Dürckheim, ein biederer Edelmann, war in den letzten Tagen, welche der Katastrophe des 6. August vorausgingen, nicht mehr in Fröschweiler, sondern in Metz, wo er die Kriegstelegraphie ins Leben rufen sollte. Seine Gemahlin aber, eine wackere mutige Seele, war hier geblieben, und leitete mit großer Umsicht und gütiger Festigkeit das gräfliche Haus. Der älteste Sohn stand als Ulanenoffizier drüben bei Hatten, ein braver Ritter, wir werden noch von ihm hören und einen Lorbeerkranz auf seine Ruhestätte legen. Der zweite Sohn stand als Mobilgardeoffizier auf den Festungswällen in Straßburg und hat dort, so gut es gehen mochte, gegen die Belagerung protestiert bis zur Kapitulation am 28. September. Die zwei jüngsten Söhne waren hier und standen der Mutter treu und brav zur Seite.

Schon gleich nach der Kriegserklärung und sobald die ersten Truppen angerückt kamen, war das Schloß das natürliche Hauptquartier der höheren Offiziere. Dort weilte auch die ganze Zeit der alte General Moréno, dem unser Elsässer Wein frühmorgens so trefflich schmeckte und der alle Tage mit etlichen hundert Mannen durch die Gebirgspässe streifte, aber in der deutschen Sprache niemals so weit kam, daß er Pfaffenschlick*) sagen konnte, sondern immer nur Paperlick, woher denn auch ein gewisser Wein diesen Namen bewahren wird, bis auf die spätesten Zeiten. Der gute, alte General Moréno, der übrigens leidend war, wurde durch General D'herillier abgelöst, und letzterer quartierte sich mit seinem Stab im Schloß ein, als am 4. August die Schlacht bei Weissenburg geschlagen wurde. Man kann sich denken, wie es damals schon

*) Ein Engpaß in den Vogesen.

in diesem stillen Hause zuging. D'herillier war ein lebhaftes, würdiges Männlein, außerordentlich beweglich, streng und warum auch nicht tapfer.

Unter seinen Stabsoffizieren war freilich einer, der die Koketterie soweit trieb, daß die feinsten Spitzen an seinem Nachthemde nicht fehlten, was natürlich das Gaudium seiner Kameraden höchlich erregte. Dieses als kleine Beilage. Doch weiter in der Erzählung. Gegen vier Uhr — das Unglück bei Weissenburg war geschehen, und es war zu vermuten, daß der Feind ohne Zögern mit einem Teil seiner Scharen nach Sulz heraufrücken würde — trat General D'herillier an den jüngsten Sohn heran und fragte: „Wüßten Sie nicht einen Mann, der sofort nach Sulz und weiter hinab reiten könnte, um dem Oberst, welcher den Rückzug zu decken hat, diese Depesche zu überbringen?" — Einen Mann in Fröschweiler unter dem armen Bauernvolk? Da ist kein solcher Mann. Aber Tausende von Soldaten, Hunderte von Offizieren sind da. — Doch der gute 16jährige Jüngling denkt nicht so weit, sondern, wie wenn das ganz einfach und gefahrlos wäre: „General, ich reite hinab!" Wahrhaftig. „Jakob, Jakob, meinen Araber, schnell meinen Araber!" — Der Araber muß zum Stall heraus; Sattel und Steigbügel werden übergeworfen; die Sporen sind angeschnallt, die Depesche steckt in der Brusttasche, im Nu sitzt er droben, und, ohne daß die Mutter nur bedenken kann, was das auf sich habe, sprengt er von dannen, daß das Feuer unter den Hufen blitzt, der schöne, kühne, aufopferungsfrohe Jüngling. Du armes Kind, b'hüt dich Gott und komm bald wieder! — Wir schauen ihm nach; wie ein Pfeil fliegt er die Straße hinab; wir sehen ihn nicht mehr; einige Augenblicke dort drüben, jenseits Wörth, sehen wir ihn wieder; es geht bergan, an den Pappeln vorüber . . . . jetzt ist er verschwunden . . . . B'hüt dich Gott! Wer reitet so spät durch Nacht und Wind? Er saust durch

Merkweiler, Kutzenhausen — in Sulz wollen sie ihn anhalten, — die blonde, begeisterte Gestalt ist verdächtig — sie jagen ihm nach — sie wollen ihn greifen — Hurra! Vorwärts! immer zu — Sulz vorüber — links hinab — den Wald entlang — dort kommt die Retirade, kläglich, jammervoll — alles in wilder Auflösung, in rasender Flucht.

Er sprengt an den Oberst heran, überreicht die Depesche (was war der Inhalt? Gott weiß es!), und rückwärts — die Deutschen sind auf den Fersen — fliegt der Araber mit dem treuen Kinde der Heimat zu.

Es wird Abend — er kommt nicht. Es wird Nacht — er kommt noch immer nicht. Bei Kutzenhausen, Merkweiler stoßen die Trümmer des Heeres durcheinander; er kann nicht vorwärts, doch Angst, die kennt er nicht . . . Gefahr? die fürchtet er nicht. Ruhig zieht er durch's Getümmel, still sinnend, in poetischen Phantasien, wie immer, reitet er heimwärts — endlich zwischen 9 und 10 Uhr kommt er. Der Mutter den ersten Händedruck, dem Araber eine Liebkosung, dem General einen kurzen Bericht, und der bescheidene Jüngling zieht sich zurück und weiß nicht mehr, was er gethan hat.

Wir aber wissen es, und wenn dem harmlosen Knaben damals niemand für seine Treue gedankt hat, so wird der jetzige Dragoner, so bald es not thun sollte, deswegen doch wieder neid- und furchtlos sein Leben in die Schanze schlagen.

Einzug der Turkos.

Es ist nachgehends behauptet worden, der Marschall Mac Mahon habe durchaus nicht die Absicht gehabt, hier in Fröschweiler eine Schlacht zu liefern, sei aber durch einen bestimmten Befehl des Kaisers Napoleon dazu gezwungen worden. Wir können das nicht näher untersuchen. Jedenfalls war an die Offensive nicht mehr ernstlich zu denken; zurückweichen aber, und Straßburg und die Eisenbahn von Hagenau nach Saargemünd preisgeben, wollte man auch nicht, und so war denn der Befehlshaber moralisch und strategisch genötigt, den Verteidigungskampf in dieser übrigens so außerordentlich günstigen Position aufzunehmen. Das stand vielleicht schon vor der Niederlage bei Weissenburg, jedenfalls nach derselben, unwiderruflich im Kriegsrate fest, und wenn wir naive Bauern es nicht auch gewußt haben, so sollten doch unsere Ahnungen und Befürchtungen nur zu bald in Erfüllung gehen. Schon im Laufe des 4. August kamen die Truppen massenhaft von Reichshofen herüber: Artillerie, Fußvolk, Zuaven ꝛc. ꝛc., wir können sie nicht mehr alle besonders namhaft machen, die Menge war zu groß, das Getümmel zu verworren. Auch wurden sie je nach ihren Divisionen, Brigaden — rechts ab gegen Elsaßhausen, Mörsbronn — vorwärts gegen Wörth — links gegen Langensulzbach, Nähweiler detachiert und in Schlachtordnung aufgestellt. Die Generale: Ducrot, Raoult, Maire, D'herillier, Colson ꝛc. ꝛc., letzterer Chef des Generalstabs, waren alle hier; kamen und gingen, ordneten, kommandierten, planten, so gut es gehen mochte. Ihre größte Verlegenheit und Besorgnis waren die Karten; sie kannten, weiß Gott, das Elsaß nicht und hatten

eben keine Karten. Und so wurden dann in aller Eile die Schulkarten, die Katasterkarten, die Dorf- und Feldpläne der Gemeinden requiriert und geographischen Messungen und Berechnungen unterworfen, Ist's eine Vermessenheit, wenn der Erzähler hier seines Herzens aufrichtige Meinung ausspricht? Wenn nur diese hohen, unfehlbaren Herren hierzulande ein ordentliches Menschenkind um Rat gefragt hätten! Wir hätten ihnen gesagt, wo die Pfalz liegt, wo der Rhein seine Wogen treibt, wo die Berge und Bäche und Straßen und Pfade hinausgehen. Aber sie waren alle viel zu hochmütig und elsaß-feindlich, — und wir waren von vornherein (dafür hatte man schon anno 1866 gesorgt) eine nichtswürdige Bevölkerung, für welche ein Sieg keine Freude, eine Niederlage kein Unglück sein sollte. Warum wohl? Darüber müßte man den Leibadjutanten des Generals Ducrot fragen; an dem aber ist das Wort in Erfüllung gegangen: „Und er verstummte".

Auch der Marschall war am Donnerstag abends in Fröschweiler, erschien einen Augenblick im Schloß und wechselte einige Worte mit dem General D'herillier, zog sich aber bald wieder zurück; wo er die Nacht zugebracht, wissen wir nicht; wahrscheinlich in Straßburg, noch wahrscheinlicher in Reichshofen. Dort bekam er die besten Lektionen. — Es war, wie schon angedeutet, eine große, unheimliche Bewegung. Unser armes Dörflein war zu einem tosenden Heerlager geworden. Wir konnten nichts mehr thun, als zusehen, abwarten, Hab und Gut, Leib und Seele dem allmächtigen Gott befehlen, stille sein und uns in unser trauriges Schicksal ergeben. Und dennoch! wie drohend und dunkel auch die Gewitterwolken über unsern Häuptern hingen, viele, ja die meisten hatten noch Hoffnung, denn die Vaterlandsliebe klammert sich immer wieder mit unzerreißbarer Zähigkeit an die Möglichkeit eines Sieges. Das liegt eben so im Charakter

des Volkes, auch eines vor 200 Jahren erst eroberten Volkes. Und als die vielen Truppen kamen, ein Regiment nach dem andern, und die vielen Kanonen und Mitrailleusen allzumal, da loderten noch einmal die Flammen der Begeisterung auf, und man vergaß Weissenburg in der beruhigenden Zuversicht, sie können doch noch hinausgeschlagen werden. Besonders aufgemuntert wurden unsere Leute gegen Abend, als es hieß: „die Turkos kommen!“ — Sonderbar mit diesen Turkos: ist's, weil sie Araber sind, aus Afrika kommen, braune und schwarze Gesichter und ein wildes, kriegerisches Aussehen haben? Was es nun sei — in der Phantasie unsers Volkes, und wohl auch ein bischen in der unserer Nachbarn über'm Rhein, waren die Turkos von jeher eine Art sagenhafter Ungeheuer, die alles vor sich niederwerfen und sengen und brennen und morden und schänden ohne Pardon, ohne Erbarmen. Und so strömte denn die ganze Bevölkerung hinauf in's Oberdorf, um diese Heldenscharen zu bewundern. Natürlich war auch diesmal wieder das leidige Weibervolk vorne d'ran mit der Nase und gaffte und schnatterte: „Siehst, Bärbel, das sind jetzt Turkos, das sind Wilde! Große Zeit! ..... sind aber doch schöne Leute, ... es schauert einen wahrhaftig, wenn man sie anlugt. — Schau, Gretel, dort ist ein kohlschwarzer ...... ha! ha! ha! dort ist noch einer ..... Meinst, Heinerle, wollen wir so einen mit heim nehmen?“ — Man möchte mit Fäusten drein schlagen. Später freilich soll in Deutschland eine ähnliche Turko-Affenliebe ausgebrochen sein. Das läßt sich eben bei diesem Geschlechte nicht ändern.

Und die Turkos marschierten vorüber frisch und wohlgemut, streckten die Hälse hinaus und sperrten die Mäuler auf und krächzten und brüllten ihr eigenes Feldgeschrei — und durch ihre Beine liefen Hunde, und auf ihren Schultern tanzten Katzen und Vögel, Affen und weiße Ratten, eine Menagerie sondergleichen. So zog der ganze Troß, die

Schindergasse hinunter und kampierte dicht am Waldessaum auf den jähen Hügeln, Görsdorf gegenüber, wo jetzt noch das berühmte zerschossene Turkohäuschen steht und Zeugnis gibt von dem mörderischen Kampfe, welchen diese Wüstensöhne dort mit den Preußen und Bayern gefochten haben. Unser Volk aber hatte wieder einen lichten, vergnügten Augenblick gehabt; doch dauerte es nicht lange, so waren auch im Oberdorf die Scharen der Neugierigen wieder verlaufen.

Die Sonne war untergegangen, Unheil verkündend flimmerten die letzten Lichtstreifen am westlichen Horizonte; ein dumpfes Getöse wogte durch die Straßen, Gärten und Felder; eine furchtbare Unruhe durchängstete alle Herzen. Plötzlich stiegen am Eingang des Liebfrauenthals die Feuersäulen lichterloh gen Himmel und warfen ihre düstern roten Strahlen das Sauerthal hinunter. Es war die Altmühle, die in Flammen aufgegangen war und die wie ein feindlicher Vorposten ein feuriges Fragezeichen zu uns herüber sandte. Auch muß der Chronikschreiber noch berichten, daß in seinem Hause bereits Anstalten zur Verpflegung der Verwundeten getroffen wurden. Der Oberstabsarzt des I. Korps der Rheinarmee war mit einer ganzen Schar junger Doktoren im Pfarrhause einquartiert; ein edler, heldenmütiger Charakter, der viel Unheil verhütet hat, und der auch sein Leben nicht lieb hatte, bis in den Tod.

Freitag den 5. August.

Die Nacht vom 4. zum 5. August brachte ein düsteres Vorspiel. Wie die Windsbraut durch die Lüfte heult, so dröhnte und prasselte es an allen Orten und Enden, und, wie eine Meereswoge peitschend die andere vorwärts treibt, so drängte ein Heeresteil den andern mit Geschützen und Munitionswagen. Man kann sich denken, was für Ruhestunden uns geworden sind. Endlich graute der Morgen, und nun sollte, noch vor dem Kampfe, die Not erst recht angehen. Schon ganz frühe kamen die traurigen Überreste der bei Weissenburg geschlagenen Divisionen: entronnene Turkos und Liniensoldaten, Verwundete, am Stecken hinkend oder auf Maultieren hockend, Kanonen, zertrümmerte Wagen, Karren, nebst einer Menge sonstiger Bagagen und Impedimente. Auf einmal stand der ganze Troß da und wollte zum Dorf herein und mußte schleunigst ein Unterkommen geschafft werden. Das war wieder ein böser, erschütternder Augenblick. General D'herillier war außer sich vor Ärger und Betrübnis. „Ce sont les bagages de Douay?“ — „Oui mon général.“ „Sind das die Überbleibsel Douays?“ — „Ja, mein General“, — und ein verzweifelter Kraftfluch war die Antwort. „Wo soll ich denn hin mit den unglückseligen Trümmern?“ Endlich wurden die Wagen, Karren, Kisten und Maulesel &c. &c. gerade vorm Pfarrhaus durchs Kölblingsgäßchen geschoben und hinter der Mauer des Schloßgartens zusammengestoßen. Die noch übrigen kampffähigen Mannschaften wurden wieder eingereiht und auf ihre resp. Position abgesendet.

Ganz frühe schon war auch der Marschall Mac Mahon

hier eingetroffen und hatte sein Hauptquartier im Schloß Dürckheim genommen. Der Speisesaal war als Vorzimmer von Ordonnanzoffizieren und Adjutanten besetzt, und in dem daran stoßenden, gegen die Straße hinaus gelegenen großen Salon weilte mit einigen vertrauten Generalen der oberste Feldherr. Dort spazierte er auf und ab, oder saß, allen Blicken sichtbar, am offenen Fenster. Seine ersten Wünsche und Befehle betrafen auch die Karten (man möchte heute noch aus der Haut fahren!), und unser junger Reiter hatte sich beeilt, was gerade bei der Hand war, seiner Excellenz zu unterbreiten. Was Mac Mahon in jenen verworrenen Stunden noch herausstudierte, hat den Preußen nicht viel Unheil und uns noch weniger Segen eingetragen. Das Studium der Geographie kam zu spät.

Vor dem Schloßhof auf der Straße stand ein außergewöhnlich großer geschlossener Wagen. Darauf stand geschrieben: „Cuisine du Maréchal", „Küche des Marschalls". Nach oben hin bildete das massive Vehikel eine Art von Käfig, darin hausten allerlei lebendige Mundvorräte: Welschhühner, Fasane und sonstige edle Bissen in Menge. Diese Cuisine du Maréchal machte auf die Offiziere und Soldaten und auf uns alle einen seltsamen, peinlichen Eindruck, denn der Mangel an Lebensmitteln war infolge der zahlreichen Truppenansammlungen aufs höchste gestiegen. Es war nicht bloß eine angstvolle, peinliche, sondern in der That eine desperate, empörende Situation. Eine Armee, die jeden Augenblick den Kanonengruß des Feindes zu gewärtigen und nichts zu essen hat! Ein Getümmel, ein Murren und Verwünschen zum Vergehen! — Kein Wunder, wenn jetzt alle Ordnung vollends aufhörte und auch die letzten Schranken des Gehorsams durchbrochen wurden. Die Soldaten waren keine zivilisierten Menschen mehr, sondern hungerwütige Banden, die schonungslos plünderten und raubten, was sie erreichen konnten. Jetzt

wehe unsern Kartoffeläckern, Gärten, Bäumen, Bienenstöcken, Hühnern, Gänsen, Höfen, Kellern! wehe allem, was noch übrig bleibt und nicht hinter mauerfesten Riegeln steckt. Sie kommen, brechen ein, nehmen, was ihnen unter die Hände fällt —, und dabei lachen sie, oder fluchen und drohen —, daß Gott sich erbarmen möchte! Aber sie müssen es thun. Droben im Oberdorf sind schon mehrere Keller erbrochen worden; auch im Unterdorf geht's drunter und drüber, in allen Gassen Krawall und Gewaltthat! Unsere Leute werden zur Verzweiflung getrieben; sie wissen sich nicht mehr zu schützen; sie können nicht zugleich im Stall, auf der Tenne, im Keller, im Garten Wache halten und sich wehren. Es hilft auch kein Wehren, kein Schelten, kein Jammern. Der entfesselte Strom nimmt seinen Lauf, und kein Gebot und kein Verbot ist mehr im stande, die losgelassenen, hungrigen Haufen zurückzuschrecken. Wohl macht der Bürgermeister den Versuch, dem Marschall Vorstellungen zu machen und um Schutz für die Gemeinde zu flehen, — er wird nicht vorgelassen!

Wohl nimmt unter dem allgemeinen Klaggeschrei auch der Pfarrer das Herz in die Hand und geht ins Schloß, um den Marschall zur Schonung, zur Hilfeleistung zu bewegen. Dem Adjutanten, jenem schönen Spahi-Offizier, welchem den andern Morgen eine Kugel das Herz unter dem feuerroten Mantel durchbohrte, ging unser Flehen zu Herzen. Er bat um Einlaß; aber der Pfarrer wurde nicht empfangen. Die herzbrechende Antwort war allemal: „nous ne pouvons rien faire“. (Wir können nichts thun.) Und es war so. Mit der Todesstrafe hätte man nichts mehr ausgerichtet. — O, es war ein Moment, den der Erzähler nie vergessen wird, als er zum Schloßhof heraustrat und jener rote Reiter ihn bis ans Thor begleitete. Dort standen unsere Generale, Obersten, Offiziere unter den Fenstern des Marschalls, Thränen in den Augen und weinten vor Weh und Entrüstung. Und

als einer mir sagte: „Bedenken Sie doch, Herr Pfarrer, in welcher Lage sich jetzt Frankreich befindet" — nein, das werd ich nie vergessen; auch mir strömten die Thränen übers Gesicht herunter, und ich konnte nichts erwidern als: „Nehmen Sie in Gottes Namen, was Sie bedürfen". — Kaum war der Erzähler zu Hause, da kam ein ganzer Haufen Turkos und machte sich daran, den Hühnerstall und den Keller zu erstürmen, und wer hätte es gewehrt, wenn nicht unser Oberstabsarzt mit dem Revolver in der Hand, unter Gefahr seines eigenen Lebens, die wütenden Menschen zurückgetrieben hätte? Wir konnten nichts mehr thun als alles geschehen lassen und geben, was noch in unsern Kräften stand. Und welche Scenen aus jenen heißen Stunden jetzt noch in der Erinnerung leben! Nur einige Beispiele. Unter den Turkos gibt es eine Sekte, deren Anhänger besonders Wein ꝛc. trinken. Ein alter Turko, so ein rechter Typus blutdürstiger Entschlossenheit und kalter Todesverachtung, hatte um eine Flasche Wein gebeten und sich, während wir dieselbe holten, rücklings auf das Stiegengeländer gelehnt, während ein ganzer Trupp seiner Genossen krächzend im Hof herumtummelte. Wie der die Flasche Wein bekam, stürzten alle andern über ihn her, begehrten auch Wein und heischten und schrieen . . . Wir wollten dazwischen treten, sie beruhigen und andere Flaschen herbeischaffen — es war nicht mehr möglich — das Handgemenge hatte begonnen . . . . Der Angegriffene lehnte sich noch mehr rückwärts, zog seinen Säbel, riß den Pfropfen aus der Flasche, streckte in der einen Hand sein Mordgewehr, in der andern die umgekehrte Flasche hinaus und blieb zähneknirschend liegen, bis der letzte Tropfen Wein auf den Boden gefallen war, sprang auf wie ein wildes Tier und rannte von dannen. Das war ein Bild! Ein andermal, am selben Tage, kam eine ganze Brigade Gendarmen in Zivilkleidern, Schrecken und Todesangst in allen Gliedern; sie flehten um

Schutz und Herberge; wir beruhigten und stärkten sie nach Vermögen und versteckten einen Teil davon auf gut Glück in einer dunklen Kammer; gegen Abend aber nahmen sie das Weite, Gott weiß, was aus ihnen geworden ist. — Wiederum kam ein Gendarmerieoffizier in Uniform! der stöhnte und heulte und gestikulierte wie ein Wahnsinniger; ein großer, prächtiger Mensch, winselnd wie ein Missethäter. Er war verrückt vor Hunger und Schrecken. Wir mußten ihn ergreifen, mit Gewalt niedersetzen; er wollte fort und schrie, daß es einen grausig überlief: Laissez-moi mourir! Laissez-moi mourir! (Lasset mich sterben! lasset mich sterben!) Wie einem fieberkranken Kinde mußten wir ihm etwas Brühe einschütten. Er kam wieder zu sich, wie aus einer andern Welt, wurde nach und nach ruhig und faßte Mut. O Panik, wen deine eisernen Fittige treffen! — nach dem Kriege ließ er uns grüßen und sagen: wir hätten ihm das Leben gerettet.

Freitag den 5. August.

Fortsetzung.

Eine andere Erscheinung hat der Erzähler gesehen, die jetzt noch wie ein weißer Schatten durch sein Gedächtnis zieht! auf einem prächtigen arabischen Pferde, in blendend weißen Burnus majestätisch gehüllt, mit schönem schwarzen Vollbart und würdigem Patriarchenangesicht, den Marabut, den Priester der Turkos. Wie doch die Zeiten sich ändern! Einstens die Kreuzzüge, — heute der Halbmond mitten in der Christenheit: Mohamed fechtend unter dem Banner des allerchristlichsten Volkes! Ja, ja, da lag auch ein Bann auf Frankreichs Gewissen. Wir haben den Marabut nicht wieder gesehen. Vielleicht ist er, ein Para=

dies sich träumend auf dem Schlachtfelde verschmachtet; vielleicht blüht ihm, als Feldprediger, im nächsten Krieg eine lohnende Zukunft. Im Laufe des Freitags kamen auch viele Offiziersfrauen und besuchten ihre Männer. Ach, wie manche hat damals ihren Stab und ihre Stütze, den Vater ihrer Kinder, zum letztenmal ans Herz gedrückt! Wir haben es seitdem erfahren, wie viele Witwenthränen in weiter Ferne und auch hier auf die einsamen, kalten Grabsteine geflossen sind. Es that einem in der Seele weh, wenn man zusah, wie diese armen Frauen auf den Fittigen der Liebe hieher durchs Getümmel drangen, ihren Männern noch eine letzte Erquickung, ein letztes Zeichen der Treue überreichten, und dann Abschied nahmen unter bangen Ahnungen auf baldiges — nimmerkehrendes Wiedersehen. Und wie so manchem Kriegsmann unterm Panzerhemd das Gatten- und Vaterherz hoch aufschlug und manche stille Thräne über den strammen Schnurrbart herunterglitt. In Deutschland wirds auch so gewesen sein. Man kann sagen, was man will: auch der tapferste Kriegsmann hat ein fühlend Herz, und kein Mensch, auch der unerschrockenste nicht, geht ohne Schauer hinein in den Tod.

Gegen Abend wurde der entsetzlichen Hungersnot ein Ende gemacht. Es kamen 33000 Rationen Lebensmittel, die wurden so schnell als möglich überallhin verteilt. Ob alle hier und in der Umgegend anwesenden Truppenteile ihr gehöriges Quantum bekommen haben, wissen wir nicht. Daß aber mehrere Divisionen die nötigen Vorräte nicht rechtzeitig erhalten haben, das bewiesen nachher die allenthalben noch auf den kleinen Bodenkaminen stehenden angefüllten Fleisch- und Suppentöpfe. Es trafen auch in der Nacht immer noch neue Regimenter ein; ob diese Leute satt oder nüchtern auf der Walstatt anlangten, vermögen wir nicht zu berichten. Jedenfalls wäre für jeden Mann eine doppelt kräftige Ration vonnöten gewesen, und gewiß haben

die wenigsten dieselbe bekommen. O wie traurig! Diese armen Jungen mußten also müde und hungrig ins Feuer und den ganzen Tag ohne Speise und Trank für's Vaterland fechten und bluten; es nimmt einen nur tausend wunder, und es ist ein Beweis von heroischer Tapferkeit, daß sie dem fürchterlichen Anprall des Feindes so lange widerstehen konnten.

Um 6 Uhr war Marschalls-Diner im Schloß. Da gings hoch her. Alle Generale waren zu Tisch gebeten, ausgenommen General D'hérillier. War der auf irgend einem Posten unentbehrlich, oder war er keine persona grata in der Umgebung des Feldherrn? Es gab darüber allerlei Gemunkel; das letzte ist wahrscheinlich. Mac Mahon blieb im Schloß, ging aber nicht zu Bette, sondern legte sich zuweilen brütend auf ein Sofa. Wenn daher jetzt noch viele Reisende das sogenannte Mac Mahonsche Schlafzimmer neugierig besuchen, so kann ihnen nur die Thatsache verbürgt werden, daß der Marschall dort seine Toilette gemacht hat.

Gegen Mitternacht ließ der Herzog durch einen Adjutanten H. v. Dürckheim ersuchen, er möchte doch durch seine Förster schnelle und genaue Erkundigungen über die Stärke und die Position des Feindes in der bayerischen Ebene einziehen. Die dienstbaren Geister sind alsbald nach allen Himmelsrichtungen ausgeflogen, was sie aber erkundschaftet haben, ist ein Geheimnis geblieben.

Noch etwas von Bedeutung. Am selben Freitag Abend kam ein Genieoffizier nach Wörth und gab den Befehl, die Brücken über die Sauer sofort abzubrechen, widrigenfalls würde er dieselben mit den nächsten Häusern in die Luft sprengen. Der dortige Bürgermeister war zufällig kanonentaub und schlüpfte unter dem Schutz dieses Gebrechens glücklich aus der Bedrängnis. Dagegen mußte der Ratsschreiber desto energischer ins Zeug. Der war nicht taub und nicht blind, sondern ein mit allen fünf Sinnen vortrefflich bewaffneter

Patriot. Der ließ in aller Eile die Bürger zusammentrommeln und frontweise wurde das Niederreißen der Brücken in Angriff genommen. Kaum hatte man aber die Sauerkanalbrücke abzubrechen angefangen, da sausten schon zwei deutsche Ulanen im Galopp heran mit gespannten Gewehren und drohten Feuer zu geben auf den ersten, der noch einen Stein anrühren würde. Natürlich machte man Kehrt, die Zerstörer ergriffen die Flucht; der Ratsschreiber kratzte in der Perücke; der taube Bürgermeister pries alle Heiligen selig . . . man mußte warten, bis die vermaledeiten Ulanen wieder verschwunden waren, und erst in später Nacht wurde das Werk des Brückenniederreißens vollendet.

Auch wurden an der Karlsmühle die Querdielenstücke aus den Rädern genommen, damit kein Preuße trockenen Fußes über die Sauer kommen sollte. Das war gescheid. Daß man aber die Division Lartigue und die Batteriegeschütze vom Gunstetter Berg zurückgezogen hatte, konnten wir nicht begreifen, denn von dort aus sollte unsere Front ganz erschrecklich beschossen werden. Es müssen wohl strategische Gründe oder Befürchtungen diese Maßregel hervorgerufen haben, an welche unser Bauernverstand nicht hinanreicht.

Unsere Gnadenfrist war abgelaufen; nur eine Nacht verschleierte noch unser trübes Verhängnis. Im ganzen Heer war man auf einen jähen, furchtbaren Zusammenstoß mit dem Feinde gefaßt, obschon eine Schlacht auf den anbrechenden Morgen des 6. August weder beabsichtigt noch eigentlich erwartet war. Auch der Chronikschreiber wußte, wie viel Uhr es geschlagen. Doktor Sarasin hatte ihn beiseite genommen und ihm eröffnet: „Wenn Sie noch etwas zu retten haben, Weib, Kinder, Hab und Gut, — so thun sie es auf der Stelle, denn Sie werden hier Greuelscenen erleben, von welchen Sie keine Ahnung haben.“ — Das war eine Aussicht! Und fliehen? Wohin? Mit wem? Womit? In den Wald?

In die Berge? Die einen fortführen und die andern dabehalten? oder alle zusammen flüchten? und alles im Stiche lassen? Nein, lieber bleiben, auf dem Posten bleiben. Noch sitzt der im Regiment, der Sturm und Wetter gebietet. Aber welche Nacht! Im Hause, auf den Straßen, im ganzen Dorfe, draußen auf den Feldern! Jetzt kann man ruhig zurückdenken, — aber damals, . . . jene unheilschwangere, entsetzliche Nacht! Nein, man glaubt es nicht; man kann mit der geflügeltsten Einbildungskraft nicht erreichen, was eine Bevölkerung in solchen Momenten fühlt und leidet. Doch gottlob, es ist überstanden! Und was waren alle diese Vorwehen gegen die Schrecken und Verheerungen, denen wir erst entgegengingen!

Wir wollen aber hier eine kleine Pause machen und vor dem Schwerterklingen uns noch einmal umschauen, wie und wo unsere Truppen aufgestellt sind und welche Bewegungen der Feind, dessen Vorposten in weitem Gürtel unsere Anhöhen belauschen, bis heute gemacht hat.

Die Aufstellung der französischen Truppen.

Im Laufe des 5. August wurde Mac Mahon zum Oberbefehlshaber über das I., V. und VII. Armeekorps ernannt, und es standen also sehr bedeutende Verstärkungen in Aussicht. General de Failly, Kommandeur des V. Korps, wurde denn auch sofort benachrichtigt, er solle von Saargemünd nach Rohrbach-Bitsch heraufrücken und seine Divisionen in der Richtung nach Philippsburg und Reichshofen in Bewegung setzen. Es scheint, daß der Marschall einen Angriff auf den 6. August nicht erwartete, ja sogar die Absicht hatte, falls die Hauptmacht des deutschen Heeres mehr

nach Süden vorgedrungen wäre, die Offensive noch zu ergreifen und dem Feinde in die Flanke zu fallen. Wäre diese Vermutung zugetroffen, so hätte de Failly die Aufgabe gehabt, dem II. bayer. Korps bei Lembach ein Stücklein aufzuspielen, während der Marschall von hier aus den Preußen, Württembergern und Badensern den Generalmarsch mit Kanonen und Mitrailleusen hinterdrein geblasen hätte, das Unterland hinab, und nach dem Rhein hinüber auf Nimmerwiedersehen!

Der Gedanke war richtig; es wäre auch wohl gegangen, aber es ging nicht; denn im Hauptquartier zu Sulz hatte man die Lunte auch gerochen, und die Falle ist nicht zugeklappt. Merkwürdig, wie ein einziger genialer Schachzug des kommandierenden Feldherrn einem ganzen Feldzuge eine andere Wendung verleihen kann! Hätte der Kronprinz nach der Schlacht von Weissenburg mit dem Gros seiner Armee die südliche Richtung gegen Hagenau-Straßburg eingeschlagen und dem Marschall Mac Mahon die Gelegenheit geboten, den projektierten Vorstoß auszuführen, wer weiß, von welch' ungeheurer Tragweite damals ein einziger Vorteil gewesen wäre. Doch, wie gesagt, man wußte deutscherseits, wo die französische Hauptmacht konzentriert war.

Es blieb also, trotz der beruhigenden Depesche an den Kaiser, man behaupte eine feste Stellung in der Flanke des Feindes, bei der notgedrungenen Defensive. — De Failly aber hat am großen blutigen Tage kein Pulver gerochen. Nur eine Division (Lespart) seines Armeekorps war morgens von Bitsch aufgebrochen, hatte in Philippsburg Kaffee gekocht und stand am Abend vor den Thoren von Niederbronn, um der allgemeinen Deroute nachzuschauen.

Das VII. Korps unter **F. Douay**, dem Bruder des gefallenen Abel Douay, sollte am Oberrhein erst gesammelt werden, als der Befehl des Marschalls eintraf, schleunigst ins Unterland zu eilen und mit den Truppen des I. Korps zusammenzu-

stoßen. Dies geschah denn auch, und am 6. August früh morgens stand die Division Conseil Dumesnil mit ihrer Artillerie auf dem rechten Flügel bei Eberbach. — Mac Mahon verfügte also doch über eine ansehnliche Heeresmacht, und es werden im ganzen nicht weniger als 40—45,000 Mann auf dem Plan gewesen sein. So viel wir nach offiziellen Dokumenten, nach Lage der Gefallenen und nach allerlei vorgefundenen Überbleibseln auf dem Schlachtfelde konstatieren konnten, nahmen die französischen Truppen am Morgen des 6. August folgende Stellungen ein:

Die I. Division, Ducrot, stand mit dem rechten Flügel nordwestlich, vorwärts Fröschweiler, und lehnte mit dem linken Flügel an Nähweiler und noch weiter in nördlicher Richtung an den Großenwald. Sie machte Front nach Langensulzbach, Mattstall=Lembach, wo das II. bayer. Korps ihr drohend gegenüber harrte.

Die III. Division, Raoult, stand östlich von Fröschweiler, und behauptete mit der ersten Brigade das Terrain links der Straße von Fröschweiler nach Wörth, sowie den Höhenrücken und die Bergvorsprünge Görsdorf gegenüber. Die 2. Brigade besetzte das Terrain rechts von der Wörther Straße und stützte ihren linken Flügel auf Fröschweiler, den rechten auf Elsaßhausen. Noch weiter rechts hinab stand in gebrochener Linie und in ziemlich distanzierten Abteilungen **die IV. Division, Lartigue,** und bildete Front, die 1. Brigade gegen Gunstett, die 2. gegen Morsbronn.

Die bei Weissenburg geschlagene II. **Division † A. Douay** war als Reserve hinter dem rechten Flügel der III. und hinter dem linken der IV. Division aufgestellt. Hinter dieser befand sich die I. **Division vom VII. Korps, Conseil Dumesnil,** nördlich vom Albrechtshäuser Hof in einer weiten Waldvertiefung stand die **Kavallerie=Brigade Michel** und rückwärts Elsaßhausen, weiter nördlich an den Eberbachquellen standen die **Kavallerie=**

Divisionen de Bonnemains und **de Septeuil** mit ihren prächtigen Regimentern.

Dies waren die Stellungen der französischen Truppen. Überblickt man das ganze Terrain, auf welchem die etwa anderthalb Stunden lange Heereslinie sich hinzog, so muß man sagen, daß die Position eine starke und zur Verteidigung außerordentlich vorteilhafte war. — Das Dorf Fröschweiler sitzt da oben, aus der Ferne gesehen, wie eine quadratförmige Burg, aus welcher fünf Straßen nach allen Richtungen ausgehen. Das Schloß Dürckheim, das Schulhaus, die Kirche, der Friefhof boten zur Gegenwehr massive Mauern und gedeckte Umgebungen.

Unsere Hochfläche überragt durchgängig die gegenüberliegenden Anhöhen, bildet aber eine ununterbrochene Reihe von Hügeln und Niederungen, welche für Truppenbewegungen nicht günstiger sein könnte. Der Marschall konnte nach Belieben seine ganze Kavallerie verbergen, seine Reserve maskieren, seine Bataillone in Schützenschwärme auflösen, sie plötzlich, ungesehen bald da bald dort auf den Kampfplatz treten lassen, oder auch zurückziehen. Das waren unschätzbare Vorteile. Aber besonders gegen das Sauerthal hinab war die Verteidigungsfront ein wirklich furchtbares Bollwerk. Denn vom nördlichen Ende unseres Dorfes, im Halbkreise bis zum Niederwald hinunter, bilden unsere Bergvorsprünge eine Reihe von natürlichen, steilen Festungen, die das ganze Sauerthal und die gegenüber aufsteigenden Hügel beherrschen; und diese kegelförmigen Vorsprünge sind durchweg mit Reben, Obstbäumen so bedeckt und die zwischen einmündenden Thälchen so mit Hopfenanlagen verrammelt, daß ein Heran- und Heraufdringen des Feindes als unmöglich erscheinen sollte. — Fast unmittelbar am Fuße dieser Bergkegel und gegen Fröschweiler zu mit verzäunten Gärten eingefaßt auf dem rechten Ufer der Sauer liegt Wörth, ein festgebauter Flecken mit steinernen Häusern, vielen kreuz und quer durcheinander laufenden Gassen, von

wo aus, ebenfalls in gedeckter Stellung, nach Osten und Süden das wirksamste Feuer gerichtet werden konnte.

Die Sauer ist sonst kein bedeutendes Wasser, war aber von starken Gewitterregen angeschwollen, und es soll auch, wie die Überlieferung erzählt, am Morgen des 6. August ein gewisser Müller in patriotischer Begeisterung die Schleusen eines im Liebfrauenthal gelegenen Weihers geöffnet haben. Thatsache ist, daß der Bach dem anstürmenden Feinde große Schwierigkeiten bot, da alle Brücken bereits zerstört worden waren.

Rechnet man zu allen diesen Vorteilen noch den Umstand, daß die Deutschen erst von jenen Anhöhen heruntersteigen, das durchschnittlich tausend Schritte breite Thal durchschreiten, den Sauerbach passieren mußten, um nur auf Schußweite an den Gegner heranzukommen, so wird man zugeben müssen, daß die Franzosen mit ihrer ebenfalls bedeutenden Artillerie, mit ihren weittragenden Chassepot-Gewehren in ungemein starker und glücklicher Stellung mit Aussicht auf Erfolg den Anprall des Feindes erwarten konnten.

Es ist nachgehends von deutschen sachkundigen Leuten oft gesagt worden: wir begreifen nicht, wie wir da hinaufgekommen sind, und von französischen Fachmännern: es ist unerhört, daß sie uns hinausgeschlagen haben.

Das steht fest: hatten die Deutschen den Vorteil einer weit überlegenen Zahl, so hatten die Franzosen den wenigstens eben so großen Vorteil einer fast uneinnehmbaren Position. Und wenn de Failly erst eingriff mit dem V. Korps? Wer weiß? Die Deutschen haben anno 1793 schon einmal auf diesem Gebiet unter Feldmarschall Wurmser derbe Schläge bekommen. Wer weiß, ob ihnen nicht auch diesmal der Herzog von Magenta das Wiederkehren verleidet hätte?

Es muß aber nochmals ausdrücklich hervorgehoben werden: wen die Verantwortung auch treffen möge, — ob den Kaiser Napoleon oder den Marschall oder seine Generale, —

ein verhängnisvoller Fehler war bereits begangen worden. Die Konzentration der französischen Truppen auf dem hintersten Bollwerk des Elsasses, das Erwarten oder Anerbieten einer Schlacht an den inneren Thoren des Vaterlandes, — war ein strategischer Mißgriff, dessen unglücklichen Folgen auch der größte Feldherr nicht mehr ausweichen konnte. Bei Weissenburg war die natürlich gegebene, die notwendig gebotene Stellung unseres Heeres; bei Weissenburg, dort zwischen dem Niederwald und dem sonnigen Vogesengrunde mußte dem herannahenden Feind ein mächtiges Halt! entgegengerufen und die erste Entscheidungsschlacht geschlagen werden. — Bei Weissenburg hätten wir mit vereinten Streitkräften die Deutschen zurückgeworfen, und das Elsaß war für Frankreich gerettet, die Pfalz für Deutschland verloren, unsere Armee zu siegesmächtigem Vordringen entflammt, der Gegner unter der Wucht der ersten Niederlage moralisch vernichtet, — der ganze blutige Völkerkampf in andere Bahnen getrieben. — Oder wir wären geschlagen worden. Geben wir es zu: wir wären am 4. August geschlagen worden, und der Kronprinz wäre mit seinem Heer ins Unterland eingedrungen. Da standen wir am 5. und 6. August auf den Surburger Höhen und an der Vogesenbergstraße, — gerade da, wo die Deutschen am Vorabend unserer Niederlage ihre Kanonen aufpflanzten, nordwestlich hinter uns de Failly mit einem Teil seines Armeekorps auf der Bitsch- und Lembach-Weissenburger Straße, westlich hinter uns denselben de Failly mit dem andern Teil seiner Streitkräfte auf den Höhen von Fröschweiler, . . . eine furchtbare Reserve, — dann wären die Würfel wohl anders gefallen. Dann hätte jedenfalls die Geschichte ein Gedenkblatt über die Verteidigung des Elsasses geschrieben, nach welchem das französische Volk bis in die spätesten Zeiten mit Recht, jedoch vergeblich fragen wird.

Bewegungen und Position der deutschen Truppen.

Die Verfolgung nach dem Treffen bei Weissenburg muß keine besonders rasche und energische gewesen sein, denn die Deutschen hatten am Abend des 4. August jede Fühlung mit dem Feind verloren. Dieser konnte entweder in der Richtung nach Hagenau, oder am Fuße des Hochwaldes gegen die Sauer, oder auch durch die Scharhohl nach Bitsch entronnen sein. — Daß aber auf der Hagenauer Straße kein Rückzug stattgefunden hatte, wußte man, und so wurden größere Rekognoszierungen beschlossen und zugleich alle Maßregeln getroffen, um sowohl nach Süden als nach Westen schlagfertig auf dem Plan zu stehen.

Das II. **bayerische Armee-Korps, Ritter von Hartmann,** sollte nach Lembach marschieren und von dort aus die Gegend nach der Sauer und nach Bitsch rekognoszieren und beherrschen.

Das V. **Armee-Korps, von Kirchbach,** sollte sich nach Preuschdorf bewegen, mit Front nach Süden.

Das XI. **Armee-Korps, von Bose,** sollte bei Sulz u/Wald stehen. — **Das** I. **bayer. Korps, v. d. Tann-Rathsamhausen,** bei Ingolsheim.

Die Württembergische Felddivision, v. Obernitz, die Badische Felddivision, v. Beyer, und die 4. Kavallerie-Division, Prinz Albrecht von Preußen, standen bei Aschbach als Vorhut gegen den Rhein hinab. Das Hauptquartier wurde nach Sulz verlegt. Überschaut man diese Position des deutschen Heeres, so muß einen beim ersten Blick die große Ausdehnung überraschen, über welche die verschiedenen Truppenmassen aufge-

stellt waren. Von der äußersten Nordwest= bis zur entferntesten Südost=Grenze der Vorpostenlinien sind es, die halbkreisförmigen Aus= und Einbiegungen des Terrains mitgerechnet, nicht weniger als vier bis fünf starke Stunden. Daraus geht offenbar hervor, daß man deutscherseits mit bekannter Vorsicht die Fühlhörner nach allen Himmelsrichtungen ausstreckte, nicht bloß nach Westen, wo die Gegenwart des Feindes außer Zweifel stand, sondern auch nach Nordwesten und nach Süden, wo jeden Augenblick eine verborgene Truppenmacht aus gedeckter Stellung hervorbrechen konnte. In der That, von Bitsch herüber, wo das V. Korps schlagfertig wartete, mußte General de Failly auf den ersten Wink einen Vorstoß gegen den deutschen rechten Flügel machen oder seine Vereinigung mit Mac Mahon vollziehen. — Wehe einem deutschen Feldherrn, der hier zu spät oder gar nicht gekommen wäre! — Und in der Richtung nach Süden konnte der Hagenauer Forst unversehens eine große Streitmacht ausspeien, welche dem Gegner im höchsten Grade verderblich werden mußte. Ja, wenn von diesen Voraussetzungen (welche im französischen Lager keine bloßen Eventualitäten sein durften) auch nur eine zugetroffen wäre! Das II. bayerische Korps bei Mattstall-Lembach, nach allen Seiten von Waldungen eingeschlossen, wäre rettungslos verloren gewesen; eine Unterstützung de Failly's hätte am 6. August noch in der Mittagsstunde das Schlachtenglück herübergerissen; ein rechtzeitiger Angriff, sogar Scheinangriff hätte dem Marschall den geplanten Flankenvorstoß ermöglicht .... Die Schlacht war gewonnen! .... Aber von Bitsch herüber kam keine Hilfe, und aus dem Hagenauer Forst keine Stimme noch Antwort. — Das Schicksal mußte sich erfüllen.

Aus der Aufstellung des deutschen Heeres geht aber auch noch das hervor: man wollte, im Falle, daß obige Vermutungen nicht zutreffen, nach gewohnter Taktik den Gegner

von vorneherein umkreisen, d. h. im Zentrum angreifen, festhalten, schwächen und dann beide Flügel über ihm und hinter ihm zusammenziehen, um ihn vollends zu erdrücken und die engen Thore der Flucht zu verrammeln. Das war der Plan — und dieser Plan ist, dank der französischen, unverzeihlichen Fahrlässigkeit, über alles Erwarten gelungen.

War also die deutsche Heeresstellung nordwestlich und südlich eine sehr gefährdete und im Zentrum Mac Mahon gegenüber eine viel schwächere als die der Franzosen, so muß zugegeben werden, daß der deutsche Feldherr einmal keine andere nehmen konnte, daß er aber, die Schwäche des Gegners richtig ahnend, denselben zum voraus überwunden hat. Übrigens blieb dem Kronprinzen, im schlimmsten Falle, eine unvergleichlich günstige Rückzugslinie, die Höhenreihe von Saarburg, während Mac Mahon, Fröschweiler einmal verloren, ein allgemeines Sauve qui peut erwarten mußte. — Nehmen wir aber, nach diesen Betrachtungen, den Faden unserer Erzählung wieder auf.

Am 5. August sollte die Kavalleriedivision die betreffenden Rekognoszierungen ausführen. Es patrouillierten Ulanen und Husaren hinunter nach Roppenheim, Suffelnheim 2c. 2c. trafen aber nirgends Spuren bedeutender und bedenklicher Streitkräfte. Andere Abteilungen schwärmten hinauf in die Gegend der oberen Sauer, nach dem Hagenauer Forst, stießen aber auch nirgends auf Widerstand. Sie wagten sich in den Forst hinein, durch den Forst hindurch bis ganz nahe vor Hagenau. Dort an einer Brücke wurden sie vom feindlichen Feuer begrüßt — machten Kehrt — hörten aber das Pfeifen der Lokomotiven und das Dröhnen der Eisenbahnwagen und schlossen daraus, daß von Hagenau in nördlicher Richtung starke Truppenmassen transportiert wurden.

Andere Ulanenschwadronen suchten und fanden Spuren des Rückzuges am Rande des Hochwaldes, drangen zwischen

Hölschloch und Biblisheim vor bis nach Gunstett, setzten über die Sauer, bemerkten dort drüben ein großes Truppenlager, vor welchem französische Lanziers auf und ab galoppierten, wollten auch diesen Reitern einen freundlichen „guten Morgen" wünschen, wurden aber durch starkes Infanteriefeuer angegriffen und von dannen gejagt. Bei Wörth erschienen die Ulanen gerade in der Stunde, wo der emsige Ratsschreiber mit Bauern und Geniesoldaten an der Sauerbrücke herumhantierte, scheuchten die Patrioten in die Flucht, kamen später in größerer Abteilung wieder, erhielten Infanterie- und Granatenfeuer — hatten aber Zeit genug gehabt, um zu bemerken, wie auf dem rechten Sauerufer droben auf den Fröschweiler Anhöhen große Truppenteile in Bewegung waren und ein starker Feind sich in fester Stellung verschanzte.

Das II. bayerische Korps hatte von Weissenburg herauf zahlreiche Spuren und Überbleibsel vom Rückzuge der Division Douay gefunden, in Klimbach an hundert zurückgelassene Verwundete, Biwaks rc., hatte auch bei seinem Heranmarsch über Lembach gegen Mattstall mehrere kleine Plänkeleien mit französischen Vorposten zu bestehen.

General v. Kirchbach war gegen Abend in Preuschdorf eingezogen (s. Daheim-Kalender 1875) und sollte dort erfahren und konnte von der Dieffenbacher Höhe herab mit eigenen Augen konstatieren, daß auf der Hochebene bei Fröschweiler und Elsaßhausen zahlreiche Streitkräfte konzentriert und in Schlachtordnung aufgestellt wurden.

Man wußte also, wo der Feind zu suchen oder zu erwarten war: westlich hinter der Sauer. Es scheint indessen, daß der Kronprinz, wie schon erwähnt, nicht die Absicht hatte, am 6. August eine Schlacht zu liefern, sondern das Heer in westlicher Richtung einstweilen zusammenzuziehen und demselben einige Ruhe zu gestatten. Man war aber auf alle Eventualitäten gefaßt. — Die Vorpostenlinie der III. Armee lief

längs der Sauer bis zum Nordrande des Hagenauer Forstes. Die Vorposten des II. bayer. Korps stunden von Hirschthal über Mattstall bis zum Liebfrauenberg; die Avantgarde des V. Armeekorps hielt Görsdorf, Dieffenbach und Gunstett besetzt; vom XI. Korps waren Truppen in Surburg, Ober- und Niederbetschdorf; die Württemberger beobachteten von Niederrödern aus die Gegend von Hatten und Rittershofen, und die Badenser kampierten zwischen Bühl und Niederrödern.

So standen denn am Abend des 5. August beide Armeen schlagfertig, herausfordernd einander gegenüber; der Sieger von Königgrätz und der Held von Magenta, die Hand am Schwertgriff . . . . . ein welthistorischer Augenblick und sonderbar! keiner schien entschlossen, am 6. August den Fehdehandschuh zuerst hinzuwerfen.

Man wollte ruhen, hüben und drüben; aber die Geschichte ruhet nicht — und noch vor Tagesgrauen sollte der Kanonendonner das düstere Signal geben, daß im höhern Regimente eine blutige Völkerschlacht beschlossen war.

Die Vorboten der Schlacht.

Es waren schon ganz früh, zwischen 4 und 5 Uhr, einige Kanonenschüsse gefallen, ob von hier aus, wie etliche meinen, hinüber nach der Dieffenbacher Höhe, oder aus dem feindlichen Lager herüber gegen den Lerchenberg, läßt sich nicht mit Bestimmtheit nachweisen. Glaubwürdige Zeugen behaupten, eine Batterie der Division Raoult habe den ersten Donnergruß über das Sauerthal geschleudert, und die Deutschen haben denselben stante pede erwidert. Nach deutschen Berichten hat General von Walther das Vorposten-

treffen eröffnet. Wir wollen darüber nicht rechten. Welchen Eindruck aber dieses erste Aufkrachen der Geschütze auf die ganze Bevölkerung machte: „Jetzt geht's an, jetzt schlägt die schwere Stunde, was wird's geben? Ist's denn möglich? Nein, das hätten wir nicht geglaubt, der Feind vor unsern Thoren, so nah, so nah . . . . . Eine Schlacht also; eine Schlacht hier bei Fröschweiler — das kann nicht fehlen; wir sind gefangen . . . . Großer Gott, erbarm dich, jetzt geht alles zu grunde!" So heult's von einem Ende des Dorfes zum andern. — „Sie kommen, sie kommen, Herr Jesus! wo sollen wir hin? was fangen wir an?" so stöhnt's in allen Höfen und Gassen. — Auch im eigenen Hause gerät alles in Bestürzung und Schrecken. „Wo fliehen wir hin? Was machen wir mit den Kindern? mit all unsern Sachen?" Ich wende mich an den Doktor Sarasin: „Sagen Sie mir aufrichtig, sind das alles Vorboten einer wirklichen Schlacht?" — „Ja, es gibt heute einen schweren Tag." — Nun ist kein Zweifel mehr; die Gewitterwolken reißen; Gottes Hand ist ausgereckt, drohend, furchtbar über unsere Heimat, über unser Vaterland. Ach, wie klopft das Herz so bang, so bang! Wo wollen wir hin? Wir haben ja noch gar nichts versteckt! Da ist das Geld zum Nähweiler Kirchenbau . . . . da ist auch noch unser Haushaltungsgeld . . . droben sind alle meine Sachen in der Studierstube . . . — Und wo hast du denn die Kleider, das Tuch, das Silbergeschirr, Konfekt . . . hast denn noch nichts weggeschafft? Wollen wir's in den Keller tragen, oder in den Holzschuppen, oder in die Küche? Geh, trag's doch fort, versteck's, vergrab's . . . . . Hörst denn nicht? — „Versteck du's! . . . ich weiß nicht . . . ich trau nicht! . . . 's nützt doch nichts!" . . . — Wart, ich weiß einen Platz, da suchen sie gewiß nicht. Komm schnell, nimm den Plunder . . . — da . . . schau da . . . im Dunghaufen . . . tummle dich . . . ein Loch gemacht! so . . . hinein damit . . .

da liegts gut ... Aber der nasse Haufen da ... kann man nichts merken? — Hat uns niemand zugeschaut? — Sieh, dort drüben stehen alle Fenster offen ... die könnens gesehen haben ... Wir dürfens nicht da lassen ... 's wird verraten ... gestohlen ... Mach den Dung wieder weg ... hol's heraus ... lauf fort mit ... hinein in die Stube ... Überall wimmelts von Menschen. — Lieber Heiland! da stehen wir noch alle beieinander, ganz verstört, wie gebannt, wie verrückt, und jammern und stöhnen und wollen alles verstecken — und kommt doch keins von der Stelle und bleibt alles stehen und liegen, und die Preußen sind schon da unten im Thal und ... horch! es schießt schon wieder ... Doktor Sarasin wird bleich und bleicher .... „Herr Doktor, wo wollen Sie hin?" — „Seien Sie nur ruhig, ich komme wieder" ... „Ja ruhig! — Sie gehen fort!" — Wahrhaftig! Der schnallt den Degen an die Seite, steckt den Revolver in den Gürtel, reicht mir die Hand zum Abschied ... adieu! ... Kann man sich etwas entsetzlicheres denken! Da stehen wir noch immer, und draußen wogt und läuft alles durcheinander, und wir wissen nicht, wo ein, wo aus. Was wollen wir denn ums Himmelswillen machen? Wollen wir in den Keller gehen? oder in den Stall? oder auf den Speicher? 's wird einem ganz schwarz vor den Augen ... Mußt jetzt nicht heulen um deine Sachen, 's ist zu spät, laß in Gottes Namen alles liegen ... oder flüchten nach Nähweiler, Jägerthal — so weit uns die Beine tragen? — Ja, wenn aber unterwegs ein Unglück geschieht ... die armen Kinder können nicht laufen ... Wir kommen auch nicht mehr durch. — In der Stube können wir unmöglich bleiben ... Weißt was? Du nimmst die Kinder und gehst ins Schloß zur Frau Gräfin — die wird dir sagen, was du thun sollst ... Geh, mach ... daß du fortkommst ... Ich bleibe da im Hause, in Gottes Namen, so lang es möglich ist, und komme dann auch hinüber. —

Es ist 7 Uhr vorbei. Doktor Sarasin kommt wieder. „Was gibt's?" „Es gibt einen blutigen Tag." — Er wendet sich gegen die jungen Stabsärzte: „Allons, venez, mes enfants, et faites comme s'il n'y avait pas des boulets". „Auf Kinder, kommet und haltet euch, als fielen keine Granaten!" Und dann zu mir: „Herr Pfarrer, wir müssen die Kirche haben, — schnell alle Bänke aus der Kirche . . . und Stroh in Menge, so viel die Leute zusammentragen können." Ich gehe mit ihm; die Kirchenbänke werden eiligst herausgeschafft, das Schiff und der Speicher der Kirche werden reichlich mit Stroh versehen, und gleich darauf geschieht dasselbe auch im Schulhaus. Alles ist außer Rand und Band. Die Soldaten ziehen kreuz und quer durch die Gassen; die Turkos sammeln sich, erheben ihr greuliches Kriegsgeschrei und stürmen hinaus in den Kampf. Ich gehe wieder heim: die Falle am Hofthor klappt unglücklicherweise fest hinter mir zu. Es fällt wieder ein Kanonenschuß. Plötzlich rasselts, donnerts, fluchts am Hofthor: François, François, mon Solférino! mon Solférino! l'ennemi est là! (Franz, Franz, meinen Solferino, meinen Solferino, der Feind ist da!) Zum Donnerwetter, warum ist das Hofthor zu? Was hat das zu bedeuten? — Ich entschuldige mich aufs beste; der François eilt in den Stall, führt das Schlachtroß Solferino heraus, übergibts dem ungeduldigen Adjutanten, der sprengt von dannen. — Ich gehe auch wieder heraus auf die Straße. Da ist der Marschall und der ganze Generalstab: alle zu Pferde in prächtiger Rüstung, so ernst, so feierlich, so totenbleich . . . Herr Gott, welch großer, unvergeßlicher Augenblick. — Sie sprechen zusammen, unruhig, bedeutungsvoll, — sie erteilen Befehle, sausen im Galopp die Schindergasse hinauf, kommen wieder — gegen Wörth hinab — gegen Elsaßhausen hinüber . . . Jetzt ist auch der Marschall verschwunden. Fahre wohl, o Held von Magenta, du trägst auf der Degenspitze das Schicksal deines Kaisers . . .

General Ducrot aber und seine Stabsoffiziere sind noch da geblieben. Er fragt kurz und trotzig, ob ihn jemand auf den Kirchturm begleiten wolle. Wir steigen hinauf: wir schauen in die Ferne; überblicken den ganzen Horizont von Mattstall, am Liebfrauenberg vorüber, die ganze Dieffenbacher Höhe bis zum Hagenauer Forst hinab; die Herzen schlagen bange — dort drüben, auf dem Scheitel jener Hügel, stehen die dunklen Massen. Ja siehe, siehe! sie bewegen sich wie Meereswellen, langsam vorwärts, abwärts . . . es kracht schon wieder . . . es wird einem schwindlich auf dieser hohen Warte. Wir steigen gesenkten Hauptes hinab. Niemand spricht ein Wort. General Ducrot trägt auf dem Angesicht eine Welt voll Sorgen und Erbitterung, schwingt sich auf sein Pferd und fliegt zu seinen Regimentern. Es ist halb acht Uhr. Die Schlacht hat begonnen.

Der sechste August.

Die ersten Kanonensalven donnern in östlicher Richtung. Der Feind wirft seine Geschosse von der Görsdorf-Dieffenbacher Höhe herüber . . . . Achtung im Unterdorf. Da gibt's Jammer und Elend. — Gottlob, es hat noch keine eingeschlagen. Sie fliegen mehr links, nach dem Monnenbach, gegen den Lerchenberg hinüber. — Von dort kriegen sie Antwort; es knallt d'rauf und d'rauf . . . Recht so, brav geschossen . . . Ob sie hüben und drüben treffen? Wer weiß es? es scheint aber; die Preußen zielen gut; dort bringen sie schon einen Artilleristen, dem's den Fuß zerschmettert hat. Er sagt, die deutsche Granate sei mitten in die französische Batterie gefahren und habe den Kapitän und vier

Mann verwundet. Man legt ihn ins Schulhaus auf den Boden. Bald hören wir auch Kleingewehrfeuer vom Thal herauf; es knattert recht lustig dort unten; sie müssen bei Wörth schon ziemlich nahe an einander sein. Wer's doch sehen könnte! Horch! in der Ferne brummt und raspelt auch etwas in der Gegend von Gunstett bei der Bruckmühl. Was gilt's, sie haben dort den blutigen Kampf auch angefangen? Aber das sind erst kleine Eröffnungsscenen zum großen Trauerspiel. Ach, wenn nur dieser Tag vorüber wäre! Das Gehirn wird einem ganz siedend im Kopfe . . . So, jetzt wissen wir, wie wir d'ran sind; Fröschweiler liegt mitten im Kreise . . . Gott sei unserm Dorfe und allen Einwohnern gnädig!

Bis zu dieser Stunde können wir nur danken; 's hat noch kein Unglück gegeben. Aber wie ist's plötzlich so stille, so stille geworden auf den Gassen; gerade wie wenn der Todesengel überall vorüberstreifte! Nur da und dort noch einige verirrte verspätete Soldaten . . . . dann und wann ein geängstigtes Bäuerlein, das an die Straße herausschleicht und lugt, woher der Wind weht! Alles wie ausgestorben. Wo sind die Leute? — Auf der Flucht, in den Wäldern, Steingruben, in den Kellern, massenweise beisammen in den Kellern. In Meyerhenners Keller ist das halbe Oberdorf — sie müssen schier verschmachten. Ja ja! Not bricht Eisen und Herzen. Horch! wie's kracht . . . und hier alles so stille, so fürchterlich stille. — Wenn doch diese heillosen Turkos jetzt wenigstens unsere Hühner- und Gänseställe in Frieden ließen. Da marodieren noch wer weiß wie viele herum. Es wird einem unheimlich, wie in der Hölle, in der Nachbarschaft dieser Menschen.

Was ist da drüben los! Jetzt donnerts auch bei Langensulzbach. Das sind die Bayern! Die Bayern in der Flanke . . . Hätt' das eine Menschenseele geglaubt? O Xaveri, wo bist du? — Die Bayern! Die wollen den Bergwald herauf. Hurra! Ducrot! Hurra! ihr 18er, 96er, Jäger, Zuaven,

werft sie hinunter! Der Kampf muß heftig entbrannt sein; die Kanonen brummen gewaltig; die Mitrailleusen knattern; das Gewehrfeuer wird schneller. Dort drüben am Waldesrand gegen Nähweiler und da unten an der Sulzbacher Straße muß es blutig hergehen. Die gedeckte Stellung unserer Leute ist ja unüberwindlich! Ach, wie mancher in Freund- und Feindesreihen liegt jetzt schon in Todesweh und Todesschlummer! Es scheint aber, der erste Anprall des Feindes ist siegreich zurückgeschlagen. Den Bayern hat's Schläge abgesetzt; in nördlicher Richtung wird's stiller. Das Treffen zieht sich weiter hinunter nach dem Sulzbächel. . . . Dort kommen sie gar nicht herauf: Lauter Wald und steile Höhen. — Seht, da bringen sie Verwundete; dem armen Turko hat ein Granatsplitter den Arm entzwei geschlagen; sein Gesicht ist wild verzerrt vor Schmerzen. . . „Legt ihn in die Schulstube zu den andern!" Da tragen sie auch mehrere Offiziere — schwer getroffen — wie sie zittern und frieren an allen Gliedern! „Wasser! Wasser!!" Wir legen sie in die Kirche, erwärmen sie mit Decken und Federbetten. Welche Schreckensbilder! — Wir frugen sie, wie's geht da drüben bei Langensulzbach? — „Gut, sie werden zurückgeworfen." — Gott sei Lob und Dank! Ist die Schlacht bald aus? — „Nein, sie hat erst angefangen." Wenn nur jetzt de Failly von Bitsch herüber eintreffen und d'rauf schlagen könnte. — Am Sternberg droben hört man nichts mehr — den Bergwald gegen die Sägmühle und gegen die Altmühle hinab wird das Gewehrfeuer matter . . . Ein Hoffnungsstrahl durchleuchtet alle Herzen . . . . Wenn's nur gegen Wörth auch brechen möchte! . . Wer weiß? De Failly kommt sicher, und sind die Bayern in die Flucht geschlagen, dann müssen auch die Preußen weichen.

Ich gehe nach Hause, um zu sehen, wie alles stehe. Was muß ich erleben? Weib und Kinder waren da geblieben! „Um Gotteswillen! warum bist du denn nicht in den Schloß-

keller? Siehst und hörst du denn nicht, wie von allen Seiten hereingeschossen wird?" „Die Kinder haben nicht fort gewollt; ich bringe sie nicht zum Thore hinaus! sie schreien ganz entsetzlich" ... Ich schleppe sie auf der Stelle hinüber. — „Wo sind denn die Eltern?" — „Ich weiß nicht!" — „Du weißt's nicht?" — „Wie soll ich es wissen?" Der Schrecken bebt mir durch alle Gebeine .... Wo sind die Eltern? Großer Gott! Wo sind Vater und Mutter und Geschwister geblieben? Sie sind noch in ihrem Hause, in ihrem Keller? Ach dort ist gar kein Schutz vor'm Ungewitter! .... Ich kann aber nicht mehr in's Unterdorf, keine Menschenseele ist mehr auf der Gasse; wo fragen? wo suchen? Ich muß sie mit ihrem Schicksal der allmächtigen Gotteshand überlassen.

Es ist etwa 10 Uhr. Ich geh wieder in die Kirche. Nach Norden wird's immer stiller; die Bayern sind also zurückgeschlagen, oder sie sind zurückgewichen, um von einer anderen Seite wieder anzugreifen. Ganz geheuer kann's nicht sein, sonst käme einer und verkündigte Viktoria! Aber gegen Wörth hinab! Hört, wie's kracht! immer mächtiger, Knall auf Knall, ganz anders als heute morgen, auf der ganzen Linie von Görsdorf bis nach Gunstett. O verhängnisvoller Augenblick — dort ist die Hauptmacht des Feindes; sie muß ungeheuer groß sein. Von allen Seiten rollt der Kanonendonner unter Mark und Bein erschütternden Schlägen zu unserm Dorfe herüber; von allen Richtungen fliegen unter gräßlichem Pfeifen und Zischen die feuerspeienden Granaten; ein unaufhörliches, immer heftiger werdendes Gewehrfeuer prasselt und knattert wie fallende Schlossen. Weh! Weh! Elsaßhausen steht in Flammen. Süßjokels Haus lodert gen Himmel! Es blitzt und kracht zum Entsetzen. Allmächtiger Gott, was wird aus uns werden? Wohin fliehen in dieser Schreckensstunde? Noch steh' ich hier in der Kirche bei den vielen verwundeten Kriegern; wir können sie nicht mehr zählen; die Räume sind

überfüllt . . . . Da liegen sie in ihrem Blute, mit verstümmelten Leibern; Todesbläſſe, Fieberglut spielt auf ihren Angesichtern; Wut und Verzweiflung stiert aus ihren großen, brechenden Augen! Ich stehe hier, betäubt, gefesselt, gebannt von unbewußtem Pflichtgefühl und kann nicht weichen — kann nicht von der Stelle! Aber was soll ich noch da oben auf der Erde? Was soll mein Helfen, Tröſten, Beten in diesem heulenden Menschenknäuel, in dieser dumpfen entsetzlichen Mördergrube? Ich taumle die Kirchentreppe hinunter und schleiche gebückten Leibes gegen den Schloßhof . . . es folgt ein Donnerschlag — das Geschoß hat hinter mir einem französischen Stabsarzt den Leib aufgerissen; — ich renne weiter — es kommt ein Zischen, erschrecklich, satanisch — die Granate ist mir überm Kopfe weggefahren in's Oberdorf. Gott weiß, was sie anrichtet. Ich bin in der nördlichen Hausflur. Ha! da ist's besser. Da sind feste Mauern und der ganze Anprall kommt von Osten. Nichts ist zu fürchten. Die sitzen gut da unten. Muß aber 'mal hinausschauen. In der Schindergasse wütet Feuer und Verheerung; das Pfarrhaus steht noch, aber das Scheunendach ist eingeschlagen. Horch, wie's auf den Dächern rasselt! Wenn nur der unglückselige Heuwagen da vor der Kirche weg wäre! wenn der brennt, geht Ballifrefritzens Haus, vielleicht die ganze Gasse in Flammen auf! Es ist ein Uhr. Der Schlachtensturm wütet mit furchtbarer Heftigkeit. Es muß ein verzweifeltes Ringen sein. Es kommt einem vor, als stürzten die Heere mit Tigergrimm auf einander. Ist der entscheidende Augenblick hereingebrochen? Wohin neigt sich die Wagschale des Kampfes? Ja! wer es wissen könnte! — aber in diesem Hausgang ist's auch nicht mehr auszuhalten. Ich gehe auch in die Tiefe. — Wer kann's beschreiben, was er empfindet, wenn er in solchem Schlachtenwetter in die Tiefe steigt? Dort oben zwei große Völker, die wutentbrannt den Streit der Vernichtung ringen

und im blutigen Zweikampfe sich unmenschlich zerfleischen! Dort droben das Vaterland, dem vielleicht jetzt unter diesem Donnern und Krachen die Stunde schwerer Niederlage, unerbitterlicher Vergeltung schlägt! Dort droben die Familie, die ganze Gemeinde! Wo sind jetzt alle die einzelnen Glieder? Wo sind die alten, schwachen Eltern? Wer hat sie geborgen? Und die irdische Habe? Der Ort, wo wir bisher das Haupt hinlegten, was wird aus ihm werden? Aber, Gott sei Dank, es gibt auch in solchen Augenblicken des Lebens eine Gnade, die mit uns geht in die Tiefe! einen Mut des Glaubens, der nicht wankt, wenn gleich das Meer wütete und wallete und von seinem Ungestüm die Berge einfielen. Sela!

Fortsetzung.

Im Keller.

Gott sei Dank für diese Zufluchtsstätte. Der Keller ist groß und die Gewölbe von massiven Steinen. Gegen Wörth und Elsaßhausen hinab sind wir geschützt: die hohe Terrasse vom Schloß wird keine Granate durchbrechen. — Wie gut, daß sie ein Licht mitgenommen haben; man sieht doch einander in dieser unterirdischen Höhle! Da sind unsere Leute: die Gräfin mit ihren zwei Söhnen steht auf der untern Treppe; die Pfarrfrau sitzt am Boden auf einer Matraze bei den vier Kleinen; die schlafen so süß, so selig mitten im Sturme!

Mein Bruder und Steigjakob, der Kutscher und Schallertoni, der Unterknecht, kampieren zwischen den Fässern; Heinrich, der Gärtner, hockt in einer tiefen Steinnische; und der Schafhirte, der unglückliche Mensch — er hat die ganze Herde in den Schloßpark gebracht — taumelt wie ein Betrunkener, wie

ein Schatten an den Wänden hin und her, von einer Stelle zur andern. Da sind auch die übrigen Dienstboten. Frau Sophie, Frau Annette, Jungfer Lene, Jungfer Käthel kauern zusammen ganz hinten in der dunkelsten Ecke. Da sind wir, ein zusammengescheuchtes, bebendes Häuflein in der Tiefe. Wenn nur die Eltern noch da wären! Gott erbarm sich ihrer und aller, die mit uns in der Trübsalshitze liegen . . . . Horch, wie's schmettert! immer greulicher, furchtbarer, an allen Orten und Enden! Gegen Langensulzbach hat's auch wieder angefangen. Die Bayern sind also nicht zurückgeschlagen — oder sollte ihnen de Failly in den Rücken gefallen sein? Ihr lieben Kinder! Was soll aus uns werden? Soll denn kein Stein auf dem andern bleiben? Lasset uns beten! . . . Wer kann beten? Ach, das Herz ist erstarrt vor Weh und Grausen; die Zunge klebt am Gaumen vor Angst und Schrecken. Allen brechen die Kniee, wir schreien zusammen, weinend, händeringeud zum lebendigen Gott!

Unsere Bußpsalmen verstummen wieder, der Kanonendonner würgt einem den Hals zu; aber das Jammern und Stöhnen will kein Ende nehmen. „Seid doch stille, ihr Weiber da drüben, und heulet nicht so erschrecklich! Unser Schicksal steht ja in Gottes Hand! Wir sind ja geborgen vor augenblicklicher Todesgefahr . . . Seid stille! Das Gewimmer und Gewinsel kann kein Mensch mehr aushalten!“ — Ja, stille!! Bei jedem Aufkrachen der Geschütze schreien sie lauter . . . und rechten und fechten und zanken: „Jetzt hat's da, jetzt hat's dort eingeschlagen“ . . . und der Heinrich, bei jedem Kanonenschuß stöhnt er: „O Heiland, o Heiland, o mein Nachttischchen, ich hab' all mein Geld d'rin . . . Mein Bett, mein Nachttischchen . . . Helfet mir mein Bett, mein Nachttischchen holen!“ „Seid stille, sag' ich, um Gotteswillen stille — oder wir werfen euch alle, samt und sonders, zum Keller hinaus!“ — Das wirkt; sie werden ruhig; man kann sein eigenes Wort

wieder hören. — Ach! wie gut, wie heimlich ist diese kalte Höhle; jetzt, jetzt, während dort oben Feuer und Schwert den gräßlichen Vernichtungskampf kämpfen. Wie schlafen immer noch die Kinder so friedlich! Wie sind alle Herzen unter den Donnerschlägen des Gerichts so mürbe, so demütig geworden! Wie lernt man in solchen Schreckensmomenten beten, lieben und vergeben! Aber hört ihr's, wie's donnert? Wie die Kanonen dröhnen! Wie die Mitrailleusen knattern! O Herr, hilf uns, wir verderben!

Es hat in's Schloß eingeschlagen, Spiegel, Leuchter, Gemälde, Möbel sind auseinandergefahren. — Wer will da hinauf? — Geschwind herunter, 's ist nicht mehr möglich — Laß in Gottesnamen fallen, was fällt, brechen, was bricht! Es darf niemand mehr den Keller hinauf . . . Ach! es brennt vielleicht über unsern Häuptern und wir wissen's nicht . . . . „Wenn's aber brennt, wenn die ungeheure Steinmasse über uns zusammenbricht, dann werden wir ja lebendig begraben unter den Trümmern" . . . . Der Gedanke peinigt das Herz mit Höllenangst . . . . Ich schleiche die Kellertreppe hinauf: Das Geschoß hat nicht gezündet; auch das Pfarrhaus steht noch unversehrt dort drüben. Aber im Oberdorf, gegen Langen=sulzbach . . . in der Schindergasse steht eine ganze Reihe von Gebäuden in Flammen! — Es ist drei Uhr. Der Entschei=dungskampf rückt näher; es müssen Kanonen im Garten, oder doch in nächster Umgebung stehen. Die Mitrailleusen klirren in unaufhörlichem, haarsträubendem Knallen — unter jedem Schuß erzittert das ganze Gebäude. Wir sind jetzt in un=aussprechlicher Trübsal; Todesangst peinigt alle Herzen zum Verzweifeln. Kinder, der jüngste Tag kommt! Wir müssen unsern Geist befehlen in die Hände unsers himmlischen Vaters. Jetzt erwachen auch die Kleinen und winseln und schreien: — sie wollen hinaus, heim, heim! Ach Gott, ist's denn wirklich am Letzten? Wenn der Feind kommt und wird unser gewahr

und ist nicht menschlich barmherzig, so müssen wir alle des Todes sterben .... Wer kommt da die Treppe herunter? Zwei bewaffnete Männer, keuchend, schäumend, todesmüde, der eine bluttriefend, beide fliehende Franzosen ... „Wie geht's? wie geht's?" „Ha! Ha! Wie's geht? — Nicht gut — sie sind zu stark" ... sie sinken zu Boden, kauern sich unter die Fässer, und wir lassen es geschehen ... wir denken nicht daran, welches Unheil ihre Gegenwart über uns bringen könnte. Es hält auch niemand mehr mit klarem Bewußtsein am Leben: Stricke des Todes umfangen uns, Angst der Hölle hat unsere Seele umnachtet .... Was ist's schon wieder da droben? Feste Fußtritte, lautes Rufen ... „Mama! Mama!" Wir hören es alle; es tönt wie eine liebe Stimme: „Mama! Mama!" — Die Gräfin rafft sich auf und will die Treppe hinauf eilen; ... es donnert, schmettert zum Vergehen .... Wir halten die mutige Seele mit Gewalt zurück ... Die Tritte verhallen, die Stimme ertönt nicht mehr ... Es war das Lebewohl eines Helden, des Sohnes des Hauses! Er hat hier auf diesen Gefilden gestritten, den Leichnam seines erschossenen Obersten mit kühner Todesverachtung aus dem Getümmel getragen und seiner Mutter Angesicht auf der Flucht noch einmal sehen wollen! Er hat seines Herzens Sehnsucht nicht mehr stillen dürfen, .. mit dem Ehrenkreuz geschmückt, hat er sein Ulanenregiment noch durch die Vogesen geführt, ist bei Sedan nochmals auf dem Plan gewesen, .. aber seiner Lieben Angesicht hat er nicht wieder gesehen. Er ruht in französischer Erde.

Die Befreiung.

Jetzt wird's stiller . . . Der Kanonendonner entfernt sich nach Westen. Wir atmen auf in der dunklen, feuchten Tiefe. Noch ein Schuß, noch eine Mitrailleuse, noch vereinzeltes Gewehrknattern . . . es wird ruhiger. Plötzlich hören wir starke Männerstimmen, mächtige Kolbenstöße auf die Platten der Hausflur . . . „Hurra! Sieg! heraus! heraus! die Deutschen sind da!" O jetzt schlägt die schwerste Stunde meines Lebens! Wer soll zuerst hinaufgehen? Ich muß gehen . . . Ich gehe in Gottes Namen, und soll's mein armes Leben kosten. Laß fahren dahin! . . Ich nehme mein kleinstes Kind auf den Arm (fürwahr ein guter Schutzengel!) und schreite rasch die Treppe aufwärts; die Gräfin von Dürckheim unmittelbar hinter mir. Die andern kommen nach. Ich trete vor, leichenblaß, aber doch getrost, und vor mir steht ein junger deutscher Soldat, umgeben von andern deutschen Kriegern.*) Er ist in einem schreckenerregenden Zustande, schäumend, wütend; die Kleider vom Leibe gerissen . . . Er hält mir den Revolver vor die Brust und herrscht mich an: „Aus

*) Der erste deutsche Offizier, welcher in Fröschweiler eingedrungen, ist Major v. Waldow, nunmehr Kommandeur des I. Bat. 2. Niederschles. Inf.-Reg. Nr. 47. Er kam in die Schloßflur, als ich mit dem kleinen Kinde auf dem Arm als Gefangener vor Vicefeldwebel Gaddum stand, welcher von seinem Chef den Befehl erhalten hatte, im Schloßkeller nach Wein zu suchen. Herr v. Waldow wechselte einige Worte mit der Gräfin v. Dürckheim, zog sich wieder zurück und traf am Parkthor den württembergischen Generalstabsoffizier Hauptmann Sarwey; dort erhielten beide nochmals Feuer aus den benachbarten Häusern, drangen mutig in die Gehöfte und machten noch viele Gefangene.

diesem Hause ist geschossen worden!" — Ich hatte ein gut Gewissen auch für die andern und antwortete ruhig: „Ich gebe ihnen mein Ehrenwort, aus diesem Hause ist nicht geschossen worden." — „Wer sind Sie?" — „Ich bin der Pfarrer dieser Gemeinde, und diese Dame ist die Gemahlin des Grafen von Dürckheim. Die andern sind Glieder unserer Familien." — „Ist der Graf da?" — „Nein." — „Sie sagen, Sie seien der Pfarrer dieser Gemeinde, ist möglich; aber ich muß Sie vorläufig verhaften; . . . dann werden wir weiter sehen". — — „Nun, Frau Gräfin", wandte er sich zu dieser mit verbissenem Zorn, „Sie sehen, wie es mir im Kampf ergangen ist, geben Sie mir 'mal schnell einige Flaschen Wein und ein Paar „stramme" Hosen! Sie werden ja doch wohl von Ihrem Herrn Gemahl oder von Ihren Herren Söhnen so ein Paar dunkle stramme Hosen haben . . . . Wein her für meine Mannschaften!" Ich stand da gefangen und schwieg. — Plötzlich schreit er mit Donnerstimme: „Sind Franzosen hier?" — Ich fühle es heute noch . . . . In diesem Augenblicke heben sich die Haare auf meinem Kopfe; ich möchte vor Schrecken zusammenbrechen . . . . Was soll ich sagen? Es liegen ja zwei bewaffnete Franzosen im Keller! — Sag ich's ihm? Dann werden wir alle niedergemacht; sag ich's nicht, so muß ich lügen . . . Gott erbarmte sich meiner in diesem Augenblicke . . . Ich bleibe ruhig, schaue ihm fest ins Auge und sage: „Mein Herr, wenn Franzosen hier sind, so kann ich nichts dafür!" — Er nimmt die Antwort hin, sucht nicht weiter, trinkt wacker drauf los, wird etwas ruhiger und — was ich jeden Augenblick aufs neue fürchte — steigt nicht hinab in den Keller, wo die armen Franzosen bleiben, bis sie den andern Morgen als Krankenpfleger, mit dem roten Kreuz versehen, wieder zum Vorschein kommen. — Wir sind noch immer Gefangene, aber wir sehen doch bald, daß unser Gebieter kein Unmensch ist. Nachdem er sich mit seiner Mann=

schaft gehörig erquickt und die „strammen" Hosen in Empfang genommen hat, macht er das Thor auf, läßt mich fortgehen mit meiner Familie und unter Dank und Freude schreiten wir hinaus ins Freie. O Luft und Licht und Leben! mir kommt es vor wie ein seliges Entrinnen aus fünfstündiger Hölle. Und die andern sind den ganzen Tag darin gelegen! Aber im Schloßhof, dieses Getöse! Nichts als Himmel und Soldaten! Und mitten drin der große prächtige Generalstab! Man kann sich denken, was wir alle für Gesichter machten . . . Ein ergrauter, stattlicher Krieger (General Hartmann), der unsere Angst wohl bemerkt hat, spricht mit lauter Stimme, aber doch im sanften Tone: „Gehen Sie nur ruhig nach Hause! Wir thun Ihnen nichts zuleide; wir führen nicht Krieg gegen die Völker, sondern nur gegen den bewaffneten Kaiser." Wir machen uns unter wehmütigem Herzklopfen von dannen. 'S ist ½6 Uhr, als wir zum Schloßhof hinaustreten. Ach wie ganz anders sieht es jetzt hier oben aus! Wie ist das freundliche Dörflein eine Stätte des Jammers und der Verwüstung geworden! Da liegen zwei Häuser in Trümmern, weiter unten brennt eine ganze Reihe von Scheunen! Alle Dächer sind zerschlagen, alle Läden und Fenster zerschossen: überall zertrümmerte Wagen, tote Pferde, blutige Leichen. Man sieht, der Kampf hat bis ins Dorf herein gewütet; und droben am Himmel steht die Sonne so bleich, so grinsend, so schrecklich, wie wir sie noch nie gesehen! Wenn wir nur durch's Getümmel könnten! Diese Truppenmassen! wir kommen nicht durch . . . Da stehen wir mit unsern Kindern wie ein Häuflein heimatloser Exulanten, und die stürmen vorüber und schreien Hurra! Viktoria! daß die Erde bebt . . . Da kommt der Schullehrer, atemlos, außer sich vor Schrecken: „Herr Pfarrer, die Kirche brennt!" Wahrhaftig der Kirchhof steht in Flammen! Allmächtiger Gott, ist's denn möglich? Die Kirche brennt und ist oben und unten voll von Verwundeten!

Sie brennt ganz oben in der Spitze! O helfet unsere Kirche löschen! Mit einigen Eimern Wasser können wir sie retten! — Ein General spricht kurz und milde: „Das ist nicht möglich, . . . wir müssen dem Feinde nach . . . lasset sie in Gottes Namen brennen, wir bauen sie wieder auf!“ — Was anfangen? Wir können der Feuersbrunst nicht wehren; wir haben kein Wasser und keine Hilfe. Wir müssen das Gotteshaus der Verwüstung preisgeben; herzzerreißend lodert die feurige Siegesflamme gen Himmel. O Herr, wie furchtbar sind deine Gerichte über uns und unser Heimatland!

Endlich gelangen wir, an allen Gliedern bebend, wieder an's Pfarrhaus. Ich zähle die Häupter meiner Lieben, und sieh, es fehlt kein teures Haupt!

Aber ich muß sogleich noch einmal auf jenen jungen Krieger zurückkommen, welcher mich mit gespannter Pistole in der Hand in der Schloßflur verhaftet hat. In der That, ein wütendes Männlein, aber doch eine feine Erscheinung. Den andern Morgen geht er in's Schloß, fragt nach der Frau Gräfin, stellt sich vor, entschuldigt sich in den höflichsten Ausdrücken wegen seines gestrigen kriegerischen Auftretens, dankt nochmals verbindlichst für die schönen strammen Hosen und verschwindet. Auch zu mir kommt er und spricht: „Herr Pfarrer, ich habe Sie gestern etwas unsanft angefaßt; gestern war ich kampfberauschter Soldat, heute bin ich wieder ein Mensch; bitte, nehmen Sie mir das Geschehene nicht übel,“ und reicht mir die Hand zum Abschied. Und was im Leben nicht alles vorkommen kann? Im 72er Jahre bin ich einmal in Weissenburg am Bahnhof; muß lange warten; geh auf und ab in der Vorhalle. Da spaziert ein kleines strammes Männchen, das eiserne Kreuz auf der Brust; spaziert hin und her . . . . . wir begegnen uns wohl 10—12 mal — schauen einander ins Angesicht — bekannte Züge . . . . Ich denke: Der ist's — Er glaubt: ich bin's. Und doch will keiner

den Anfang machen . . . . Endlich gehen wir aufeinander zu: „Sind Sie nicht der Offizier, der mich anno 1870 gefangen genommen?“ — „Und sind Sie nicht der Pfarrer von Fröschweiler?“ „Ich bin's“ — „Ich bin's.“ — Man denke sich die Überraschung, und wie kurzweilig die Wartezeit abgelaufen ist.

Wie es den übrigen Einwohnern ergangen.

Der Augustin-Toni.

Wo waren denn aber während der Schlacht die Eltern geblieben, und wie ist es in diesen Schreckensstunden allen übrigen Gemeindegliedern ergangen? Auf diese Frage muß nun der Chronikschreiber zunächst Antwort geben. — Die Eltern wohnten ziemlich weit im Unterdorfe gegen Wörth hinab und hatten im Anfang des Kampfes, während die Vorpostengefechte an der Sauer und bei Langensulzbach geliefert wurden, einige Zeit in ängstlicher Unruhe und bangen Sorgen zugebracht. — Sie waren jedoch in ihrer Wohnung geblieben und harrten, wie alle andern, zwischen Furcht und Hoffnung einem baldigen günstigen Ausgang entgegen. Als aber der Eiser-Tribold kam und verkündigte: „Ich bin auf dem Heustall gewesen; die Bayern stehen massenhaft bei Mattstall und eine ungeheure Hinterhut ist bei Lembach,“ da wollte sie's auch nicht mehr in der Stube leiden und sie fingen an, eine bergende Zufluchtsstätte zu suchen. Leider war ich damals in der Kirche mit dem Bänkehinausschaffen und Strohhereintragen beschäftigt, oder war ich gerade mit General Ducrot auf den Kirchturm gestiegen. Ich konnte mich ihrer nicht mehr annehmen. Mein Gang auf's „Lug ins Land“ hat mir aber den ganzen Tag Seufzer und Thränen genug

ausgepreßt. — Mein Vater (Gott hab' ihn selig! er ist jetzt auch heimgegangen) wagte sich noch einmal bis unten an's Dorf, gegen den Kirchhof, mußte aber schnell wieder zurück. Die Schlacht hatte im Zentrum mit großer Heftigkeit begonnen, und wenn ihm Gott nicht gnädig gewesen wäre, so wäre er auch nicht mehr heimgekommen; denn eine Granate ist ihm am Kopfe vorübergefahren. Nun rafften sie sich aber zusammen und flüchteten sich in des Nachbarn Hochdörffer's Keller. Dort waren sie mit mehreren Familien verborgen, lagen unter dem Donnern und Krachen in denselben Ängsten und Schrecknissen, wie wir im Schloßkeller. Der alte Hochdörffer stand in einer Ecke, brummelte, murrte und stöhnte bei jedem Kanonenschuß: „Sie machen alles hin . . . es geht alles zugrunde!" — Sein altes Weib (sie hat jetzt auch ausgelitten) zankte allemal ob seines verdrossenen Unglaubens und sagte: „Mach doch nicht so wüst!" Und die Hochdörffer Bäbi klammerte sich an ihren Mann, einen alten Soldaten, wimmerte und brüllte in allen Tönen: „Jörri, bet! Jörri, bet', Jörri, ich sag dir, bet!" — „Jod, du Narr . . ." „Jörri, willst jetzt beten oder nicht?" — „Laß mich gehn, du bist ein Narr!" So gings stundenlang. Als aber der Kanonendonner immer fürchterlicher wurde und das Blitzen und Krachen und Brennen kein Ende nehmen wollte, — da wurden auch diese Herzen weicher, und meine alte Mutter (auf Wiedersehn!) mußte das Priesteramt übernehmen und den Leuten Trost und Ergebung und Hoffnung auf Gottes Gnade vorbeten — bis auch der gräßliche Bajonettenkampf im Unterdorf ausgekämpft war und die französischen Soldaten ein allgemeines Sauve qui peut, Pardon! Pardon! in den Gassen, Höfen und Ställen erhoben und die deutschen Sieger unter dröhnenden Hurrarufen das Dorf eingenommen hatten. Dann kamen auch sie wieder an's Tageslicht und teilten unser gemeinsames Schicksal.

Ähnlich war's allen andern Einwohnern ergangen. Überall die merkwürdigsten Scenen; besonders früh morgens, beim ersten Aufbrummen der Geschütze. Die Leute wußten in der Bestürzung und Verwirrung nicht, was thun, wohin gehen, und da kamen denn manche auf die kuriosesten Einfälle: die ihrer Entbindung nahe Frau des Steinhauers Fricker-Philipp wollte absolut in ein großes Faß hineinkriechen, ihr Mann sollte es zumachen, und sie wollte drin bleiben, bis die Preußen wieder fort wären. Der Richert-Fritz droben, ein baumstarker Mühlknecht, hatte in der Verzweiflung eine Kiste aufgerissen, sich hineingestürzt und schrie aus Leibeskräften seiner Frau entgegen: „Deck mich zu! deck mich zu!" Die arme Frau konnte das nicht begreifen und schrie noch viel stärker: „Und ich? und ich?" — Der Krempenschreiner hatte einen heldenmütigen Entschluß gefaßt; er kroch hinauf in den Kamin und hing dort wie Abraham Notnagel den ganzen Tag zwischen Himmel und Erde. Solche und ähnliche Auftritte sind fast in allen Häusern vorgefallen. — Dann aber, wie einmal der Kampf auf allen Flanken losgebrochen und nirgends mehr des Bleibens war, hatten sich die Leute, von Schrecken gejagt und Hilfe suchend, gassenweise, familienweise zusammen geflüchtet. In Beckerjörri's, in Süßegottfried's Keller waren ganze Haufen. In Mayerhenner's Keller waren 62 Menschen. — Sie mußten aufrecht stehen, Kopf an Kopf, so dicht neben einander, daß mancher ohnmächtig wurde und sie beinahe erstickt wären. Die Kinder saßen auf den Fässern; der gliederkranke Lenzejokel (tröst' ihn Gott) kauerte wie ein schwärenbedeckter Lazarus auf einem Bette am Boden. Wie's da überall zugegangen, wie das arme Volk diesen langen Tag in Angst und Schrecken — in Heulen und Wehklagen, in Beten und Hoffen — und wieder Zagen und Verzagen, und wieder Hoffen — zugebracht hat, läßt sich denken. — Plötzlich, um drei Uhr, kam ein bewaffneter

Zuave, der Augustintoni aus Fröschweiler, und suchte Rettung in Mayerhenner's Keller. Da erhob sich ein Schrei des Entsetzens: „Toni, Toni! du machst uns alle unglücklich! Toni! geh um Gotteswillen fort, geh wieder hinaus in die Schlacht!" und stießen ihn mit Gewalt hinaus. Der Toni aber kannte alle Gänge und Schlupfwinkel, wollte auch heute keine Preußen mehr totschießen — stieg in demselben Hause in einen andern kleinen Keller und steckte sich mit seinem Chassepot hinter ein großes Faß der Länge nach an den Boden. Dort lag er noch, als die Preußen und Bayern den Keller erstürmten und der Wein in Strömen floß. Ein einziger Ruck an der Tonne und er wäre des Todes gewesen. Es gehört wirklich ein Heldenmut — oder auch eine wahre Höllenangst — dazu, eine solche Position stundenlang auszuhalten. Sie fanden ihn nicht! — Er blieb liegen bis Mitternacht. Das ganze Haus war voll Bayern: nur eine Stube war noch frei, und da waren wieder gegen vierzig Menschen beisammen. Gegen zwölf Uhr (niemand dachte mehr an ihn) erschien unser Toni wieder mit Zuavenkleid und Chassepotgewehr. Die Weiber fielen über ihn her, rissen ihm alle Kleider vom Leibe, schnitten ihm das Zuavenbärtchen herunter, warfen ihm eine Bauernjacke auf den Rücken, er schlüpfte in andere Hosen, und der Toni war ein ganz gewöhnlicher und — geretteter Mensch. Kein deutscher Soldat hat sich um ihn gekümmert, kein Einheimischer hat ihn verraten und so ist er unangefochten da geblieben und des Pumpernickelessens in der Gefangenschaft ledig gegangen.

Flucht und Wiederkehr.

Der Tröster von Elsaßhausen.

So ist's unsern Einwohnern im Dorfe ergangen. Sie glaubten alle, wie wir auch, der jüngste Tag würde anbrechen, und fürchteten in unbeschreiblicher Todesangst, der Feind würde weder Weib noch Kind verschonen, sondern alles mit Stumpf und Stiel ausrotten. Als aber endlich die Hurrarufe in allen Gassen und Gehöften ertönten und die Kolbenstöße an allen Thüren rappelten und die deutschen Stimmen in alle Häuser und Keller hineinschallten: „Heraus! heraus! die Deutschen sind da!“ und die erschrockenen Bäuerlein fußfällig ihr Jammergestöhn erhoben: „O, ihr lieben Herren, lasset uns doch am Leben! Habt Erbarmen mit unsern armen Kindern! Wir sind ja auch Deutsche, wir sind ja auch gute Christen!“ .... da sagten allemal und überall die Soldaten, wie zu uns der greise Feldherr: „Wir thun euch nichts zu leid; wir sind ja auch Menschen; seid nur ruhig und fürchtet euch nicht! .... es thut uns leid genug, daß wir brennen und zerstören müssen!“ Und jeder dankte Gott, daß er nach unsäglichen Schrecken wieder heim durfte mit den Seinen. Wenn nur alle da geblieben wären und ihre Zuflucht in den Kellern gesucht hätten! Aber wie wir früher schon berichtet haben, die Angst vor einem grausamen Feinde hatte sie fortgetrieben. Man sollte es nicht für möglich halten, welche fürchterliche Gewalt die grundlosesten Gerüchte auf die Gemüter ausüben. So waren schon am Donnerstag und besonders am Freitag fast alle Einwohner von Elsaßhausen herüber nach Fröschweiler geflüchtet. Nur die Alten — ob sie zäher oder loser am Leben hingen — waren zurückgeblieben. Dort waren

allerdings die Befürchtungen begründet; denn man hatte ihnen angezeigt, es würde kein Stein auf dem andern bleiben. Aber auch in Fröschweiler liefen fast alle jungen Leute, viele bejahrte, starke Männer und auch eine große Anzahl von Weibern und Kindern fort zum Dorf hinaus — kein Mensch konnte sie zurückhalten — dem großen Wald zu; versteckten sich dort im Gebüsch, hinter Bäumen, Bagagewagen; sahen teilweise das furchtbare Schlachtgetümmel; sahen die Flammen in Elsaßhausen und Fröschweiler gen Himmel lodern; konnten nicht mehr zurück, konnten, wollten nicht vorwärts, — bis der mörderische Kampf zu Ende war; bis die allgemeine wilde Flucht sie erraffte und mit sich fortriß, kopfunter, kopfüber, den Wald hinab, nach Reichshofen, Gundershofen, Ofenbrunn, ja bis nach Mühlhausen und Ingweiler hinauf! Du guter Gott! Was müssen diese Leute ausgestanden haben! Daheim einen Teil ihrer Familie, daheim vielleicht ein brennendes Vaterhaus und hinter sich her das Klirren und Tosen, das Sauve qui peut eines geschlagenen Heeres und die entsetzlichen racheschnaubenden Feinde! Sie erzählen's oft heute noch, wie sie in einem Atem stundenweit fortgerannt sind, als hätte die Hölle sich hinter ihnen aufgethan; wie sie in Mühlhausen, Ingweiler rc. in Heuschobern verborgen gelegen und vor Hunger und Durst schier verschmachtet sind; wie bei jedem Laut, bei jedem Schrei auf den Gassen die Preußenangst auf's neue ihre Seelen gefoltert; wie sie sich durchgebettelt haben von Dorf zu Dorf, bis sie unversehrt und wohlbehalten durch die nachrückenden Feindesreihen wieder in ihre Heimat gelangt sind.

O Zuchtrute Gottes, wie kannst du die Menschen bis auf die Knochen zerschlagen! — Und wenn sie das alles so erzählen während der stillen Winterszeit, in der traulichen Spinnstube, und die Jungen, welche seitdem herangewachsen sind, hängen mit Verwunderung an den Lippen der Alten

und so manches rosenbackige Gretchen freut sich drinnen im Herzen, daß der Tibold damals doch auch davongekommen ist — da gibt's allemal wieder Thränen .... und wenn dann und wann ein Spaßvogel sich lustig machen will, wie der und jener damals Fersengeld gegeben — oder gar ein verkappter Bösewicht auf's neue Krieg und Blutvergießen herbeiwünschen möchte, da heißt's immer wieder: „O Kinder, Kinder, ihr wisset nicht, was das für Zeiten gewesen sind!"

Noch ein Wort über die Flucht des jungen Tröster aus Elsaßhausen. Das Dörflein stand schon längst in Flammen, die Scheune seines Hauses war bereits niedergebrannt. Es regnete Granaten und Kugeln von allen Seiten. Der Feind war in wütendem Anprall heraufgestürmt .... Tröster kann nicht mehr bleiben; jeder Augenblick droht ihm Tod und Verderben; was thun? Er nimmt seinen alten Vater auf den Rücken — seine zwei Kinder unter die Arme und läuft mit dieser teuren Last vom Hause fort; mitten im Getümmel, mitten im fürchterlichsten Kugelregen, — fort durch die Gärten — das Feld herauf, wo die Kürassiere sich sammeln zum schauerlichen Todesritt — bis auf die Anhöhe. Dort kann er den Vater nicht mehr schleppen, er sinkt zu Boden, und der Vater spricht: „Laß mich liegen und rette dein junges Leben — fliehe, fliehe mit den Kindern — ich komme nach, oder ich sehe dich nicht wieder". Der Sohn entflieht mit den Kindern — hinter ihm sterben die Kürassiere den Heldentod. — Der Alte kommt nach, am Großenwald treffen sie sich wieder — die allgemeine Flucht reißt auch sie mit fort. Tröster schleppt ein Kind unter'm Arm, der lange Peter schleppt das andere, nach Reichshofen, ins Land hinein, — und alle wurden gerettet.

Und das kleine Büblein von Elsaßhausen — Richertfritzens Kleinster? Wie haben den die Engel auf den Händen getragen! Der ist um dieselbe Zeit fort, durch die Gärten,

Felder — mitten im heißesten Kampfe — und ist glücklich entronnen. Einige Tage später fragte ein deutscher Offizier in Oberbronn: ob doch das Büblein von Elsaßhausen noch lebe, welches so kühn durchs Schlachtgetümmel gerannt sei!

Solche und ähnliche Todesgefahren und wunderbare Errettungen wären noch gar viele zu verzeichnen; aber auch bejammernswerte Unglücksfälle und düstere Mordgeschichten, welche der Erzähler, ohne den geschichtlichen Faden viel abzubrechen, hier einschalten muß.

Die einheimischen Opfer.

Acht Stunden lang hatte der Kanonendonner Elsaßhausen in allen Grundfesten erschüttert; mehrere Häuser und Scheunen lagen in Trümmern oder flammten und rauchten gen Himmel, als endlich nach wiederholtem, furchtbarem Ansturm das Dörflein erobert wurde. Aber der blutige Totentanz war nicht zu Ende. Waffengeklirr und Feuersalven tobten immer noch auf der Straße an allen Enden; da brach im Keller eine zwanzigjährige, kräftige Jungfrau zusammen, und ihr Geistesauge trübte sich zu nimmer weichendem Dunkel! Irr- und tiefsinnig trat sie aus der dunklen Tiefe, und seitdem leuchtet kein Licht- und Freudenstrahl mehr hinein in ihrer Seele trostlose Nacht! — O kommt und sehet die ehemals so begabte, blühende Elisabeth, wie sie jetzt so unstät, so menschenscheu — eine grauenvolle Ruine — ihr bejammernswertes Dasein dahin schleppt! Das hat der Krieg gethan.

Gehen wir einige Schritte weiter in Trösters Haus. Wer fliehen konnte, war längst entflohen. Aber auch diese letzte Hoffnung ist nicht allen vergönnt. Der taube, blöd-

sinnige Oheim Trösters vermochte sein Heil nicht in der Ferne zu suchen und hatte sich, von Schrecken und Fieberwahnwitz getrieben, in einem Sack in's Bett verkrochen. Da drangen kampfeswütend die deutschen Soldaten herein, sahen im Bett, in seltsamer Verhüllung, die unheimliche Gestalt: riefen mit Donnerstimme: „Wer ist da?" — und bekamen keine Antwort; er hörte ja nicht, sondern glotzte und heulte immer nur wie ein Besessener zum Sack heraus. Da glaubten sie wahrscheinlich, er müsse ein Spion oder ein französischer Krieger sein und schossen den Unglücklichen tot! — Ach daß Gott erbarm! Als nach zwei Tagen Tröster mit seinen Flüchtlingen wieder heimkam, starrte ihnen die blutige Leiche aus dem Bett entgegen.

In Fröschweiler war die alte Zaißnerin mit vielen andern in Bäckerjörri's Keller geflohen. Das Dorf war bereits mit Sturm genommen, und die deutschen Truppen strömten unter mächtigem Siegesgeschrei durch die Straßen. Da prallten noch einmal Schüsse an jene Kellerthür, und die Bäcker-Rosine hatte eine verstümmelte Hand, und die alte fünfundsiebzigjährige Frau war eine Leiche. Und wo ist sie hingekommen? Kein Mensch hat erfahren, wo sie begraben liegt. Die Soldaten haben sie mit erschlagenen Waffenbrüdern des Sonntags in der Frühe auf dem Felde verscharrt ... So wurde auch der alte Eiser-Henner durch eine Kugel am Arm verwundet und blieb bis an sein Ende ein verkrüppelter Mann. Der Wodli-Jakob war in der Angst unter einen Schrank gekrochen, wurde aber von den siegestrunkenen Soldaten aus seinem Versteck hervorgeschleift und so jämmerlich traktiert, daß er seitdem oft in Zustände verfällt, die an Verrücktheit grenzen, und von Geldsummen phantasiert, die er gefunden haben will, aber niemals gesehen, geschweige besessen hat. In Wörth wollte ein 24jähriger Jüngling zum Speicher hinaus der Schlacht zusehen, eine Kugel durchbohrte ihm

die Brust — er siechte noch sechs Monate und starb an der Schwindsucht. Eine Frau war an's Fenster getreten und stürzte, tödlich getroffen, zu Boden. Drei Männer wurden durch Kugeln verwundet, gelangten aber wieder zur Genesung. — In Spachbach war ein junger Mann, Vater von mehreren unmündigen Kindern, mit andern Leuten aus dem Keller getreten und wollte eben nach Hause eilen, um Brot für die Verwundeten zu holen; da wurde er unter der Anklage, er hätte geschossen, was erwiesenermaßen nicht der Fall war, auf der Stelle unerbittlich erschossen. Die Steine am Wege hätten sich erbarmen mögen! — Sein armes, krüppelhaftes Weib hat sich schier zu Tode gewinselt.

Ein anderer, ebenfalls junger Mann, sollte sofort niedergemacht werden, wurde jedoch begnadigt. Der Schrecken aber hatte ihn zerschmettert, — er starb plötzlich und hinterließ eine schwer gedrückte Familie.

In Langensulzbach sollte ein ganzer Trupp von Menschen standrechtlich erschossen werden, weil sie angeblich sich am Kampfe beteiligt hätten; sie wurden aber durch die energische und selbstvergessene Dazwischenkunft des dortigen Pfarrers gerettet. Aber in Gunstett? O, Gunstett bleibt ein dunkler Punkt in der Geschichte jenes verhängnißvollen Tages! Haben die dortigen Einwohner wirklich auf deutsche Soldaten geschossen? Kein Mensch hat es ergründen können bis auf den heutigen Tag. Der Erzähler hat alles versucht, um der Wahrheit auf die Spur zu kommen, unmöglich! Die Offiziere und Soldaten haben steif und fest behauptet, die Gunstetter haben aus den Häusern und Kellern geschossen — und die Gunstetter leugnen, schwören, sie seien unschuldig gewesen. Wer wird, wer kann den Schleier dieses Geheimnisses lüften? Gott weiß es! — In einer so düstern, haß- und racheldurchglühten Zeit ist ja vieles, alles möglich. Es wird uns später auf diesem Gebiet nochmals eine gräßliche Mordgeschichte

vor die Seele treten; ob sie aber mehr Licht in dieses Dunkel werfen wird, steht zu bezweifeln. Nein, in Gunstett ist es schauerlich zugegangen.

Ein Schwindsüchtiger ist im Bett erschossen worden; etliche aber meinen, er sei nicht krank gewesen, sondern habe sich, nachdem die That an ihm vollbracht, in das Bett verkrochen. — Ein Gastwirt wurde mit seiner Frau an der Hausthür niedergemacht; seine zwei Kinder wurden schwer verwundet; eines derselben ist mit zerschmettertem Arm bis nach Hagenau gelaufen. — Was hatten diese Menschen verübt? Ist es wahr, daß sie geschossen, daß sie den Soldaten Speise und Trank verweigert haben? Geh, und frage die Gräber, sie werden schweigen und bei den Lebenden ist keine Stimme noch Antwort. Rätselhaft bleibt vorderhand die Thatsache, daß die Deutschen hier, in Fröschweiler, wo der Widerstand am hartnäckigsten war, wo der Sieg so ungeheure Opfer forderte, wo im Unterdorf sozusagen jedes Haus einzeln erobert werden mußte, derartige Unthaten nicht verübt haben.

Die Plünderung.

Wir kehren nun wieder nach Fröschweiler zurück und erzählen weiter, wie es uns nach der Schlacht am Abend des 6. August ergangen ist. Es war halb sechs Uhr, als wir den Pfarrhof erreicht hatten. Du lieber Gott! was war alles zwischen unserm Weggehen und Wiederkommen vorgefallen! Frankreich auf's Haupt geschlagen . . . unsere Heimat ein Schauplatz der Verwüstung . . . wir mußten alle bitterlich weinen . . . Die Hausthür war aufgesprengt, doch merkten wir keine Spur von Verheerung. Wir durchsuchten die Räume: überall alles in Ordnung; — auch

die dunkle feuchte Küchenkammer: hier regte sich etwas in der Finsternis. Qui vive? Wer ist da? Ein langes, dumpfes Stöhnen war die Antwort. Man kann sich denken, wie uns zumute ward. Wir machten die Läden und Fenster auf; sechs Turkos lagen zusammengekauert auf einer Bütte voll nasser Wäsche. Ihr Anblick war herzzerreißend. Sie waren alle schwer verwundet: dem einen war die Kugel durch die Brust gefahren, dem andern durch den Unterleib; dem dritten, einem großen Neger, waren beide Augen und der obere Teil der Nase aus dem Kopf geschossen. Ach wie kläglich, wie schmerzensreich lagen diese Schlachtopfer da in ihrem Blute! Wie krümmte sich ihr verstümmelter Leib unter furchtbaren Wehen! Wie zitterten und bebten sie an allen Gebeinen! Wie lechzte der große, aufgesperrte Mund nach einem Trunk Wasser. „De l'eau! de l'eau!" Es gelang uns endlich, sie aus ihrem Versteck herauszubringen: einer stürzte unter der Thür zusammen, kroch auf allen Vieren durch den Hof und fiel durch's hintere Scheunenthor in den Garten, wo er den Kopf und das Gesicht zur Erde gewendet, verblutete. Der lange Neger legte sich mitten in den Hof, in die Sonne, bedeckte sein Angesicht mit einem Tüchlein und phantasierte, bald singend, bald heulend, mit gen Himmel aufgehobenen Händen, bis er den Geist aufgab.*) — Diese ganze Scene hatte einige Minuten gedauert . . . Auf der Straße war ein wütendes Getöse . . . . wir ahnten aber nicht, was jetzt über uns kommen sollte. Was wissen doch die Menschen vom Krieg, so lange sie nur Kalender-Historien gelesen, aber niemals einen Krieg erlebt haben! Ich stand in der Hausthür. Plötzlich drangen die Soldaten haufenweise in den Hofraum. Sie waren außer sich vor Hitze, vor Durst und Erschöpfung. — „Sie haben doch Wein? Geben Sie uns einige Flaschen Wein!" — „Ja, ja. — Sie sollen Wein be-

*) Dieses war der Araber Gebetform.

kommen, — nur ruhig, ich will holen"; ich stieg in den Keller — kein einziger folgte — und brachte sogleich mehrere Flaschen. „Hier, meine Herren" . . . O weh! Hunderte von ausgestreckten Händen griffen durcheinander . . . „Mir auch eine! mir auch! mir auch!" — Mir wurde angst und bange. — „Seien Sie doch ruhig . . . Sie sollen alle haben . . . Ich hole wieder!" Damit eilte ich die Treppe hinunter. — Ja ruhig! ja warten! ein ganzer Schwarm stürzt mit herab in den Keller. Jetzt ging's los. — Wie wilde Tiere fielen sie über die Kiste her, daraus ich die Flasche langte. „Ha! da ist Wein! Ich hab' eine! Ich will auch eine! Donnerwetter ich will auch Wein!" — Ich konnte nichts mehr wehren; im Nu war keine einzige Flasche mehr vorhanden. Und immer zahlreicher, stürmischer brachen sie in den Keller herunter. „Wir müssen Wein haben! Da ist Wein! und da ist Wein!" — und klopften an die Fässer. „Aufmachen! auf der Stelle, oder wir schießen in die Fässer!" Ich konnte mich kaum noch meines Lebens erwehren, sie hätten mich erdrückt, unter den Füßen zerstampft! . . . „Habt um Gotteswillen Geduld und laßt mich hinaus, ich will den Küfer holen". Endlich entkam ich ihren Händen. . . . Jetzt hatte der Greuel der Verwüstung freien Lauf. Jetzt erbrachen sie die Fässer, eins nach dem andern; der Wein floß in Strömen; keiner wollte weichen, alle wollten auf einmal trinken. „Ich auch! ich auch!" und dabei schalten, rannten und stießen sie einander . . . Krawall, Handgemenge . . . Lachen, Fluchen . . . ein entsetzlicher Spektakel. Ich stand im Hofe und sah zu. Was machen? Laß fahren dahin . . . . Endlich kam der Küfer mit Hammer und Bohrer. Es war zu spät. Die entfesselte Kriegsfurie war nicht mehr zu bändigen. Sie machten fort, unwiderstehlich, unerbittlich. — Nicht das geringste durfte übrig bleiben. Eingemachte Kirschen, Konfekt, Himbeerensirup, Gurken, Essig, Wein, bis auf den letzten Tropfen, alles wurde mit fortgerissen! Und immer

wieder fluteten neue Massen zum Hof herein. „Da ist Wein! Wir wollen auch Wein!“ — „Wir haben keinen Wein mehr!“ „Ja, Sie haben noch Wein ... Man hat's uns gesagt ... Sie wollen ihn nicht herausgeben ... wir werden ihn schon kriegen“ ... scharenweise drangen sie in den Keller, warfen die leeren Fässer hin und her, konnten aber nichts mehr finden und stürmten weiter. — Und doch war, ohne daß wir es nur wußten, noch ein kleines Fäßchen geblieben, aber auch dieses sollte noch genommen werden. Die allgemeine Verheerung war geschehen, da kam ein württembergischer Lieutenant und sagte: „Sie haben noch ein Fäßchen Wein“ ... Ich wollte protestieren ... „Ja, ja, da unten, ganz in der Ecke, ist noch ein Fäßchen Wein — es ist mir leid ... ich muß es haben“. Wir gingen mit ihm und fanden in der That, weit vom Lager weggerollt, ein kleines Tönnchen. Es war der Freundestrunk, der einst auf der Wanderung von Paris mit in's Elsaß gegangen war. Er wiederholte: „Nehmen Sie mir's nicht übel, ich **muß** es haben“ in einem Tone, worin ein w a r m e s H e r z die Erbarmungslosigkeit des Krieges aussprach. — „In Gottes Namen!“ — Und er schleppte es fort. Zwei Monate später erhielten wir von Götzenbrück aus, bei Bitsch, einen freundlichen Brief, worin der edle Kriegsmann um Entschuldigung bittet. Er hätte es eben t h u n m ü s s e n. Dieses Schreiben hat uns sehr wohl gethan.

Vier Jahre später, am 6. August 1874, hatten wir an der Straße nach Elsaßhausen das Monument der gefallenen Württemberger eingeweiht. Es war ein schönes Fest.

Kap. v. Lynk und Major v. Malblank hatten ergreifende Reden gehalten, wie denn die Schwaben, weiß Gott, wackere Leute sind. Nach der Feierlichkeit waren die Offiziere ein Weilchen in unserem Hause beisammen. Auf dem Trottoir aber vor den Fenstern spazierte einer auf und ab und wollte nicht hereinkommen. Ich ging hinaus und bat ihn freundlich, er

solle doch uns und den andern Herren zu lieb auch hereintreten. Er hatte allerlei Entschuldigungen. Endlich ging er mit. Wir schauten einander näher in's Gesicht; die Brille war mir sogleich aufgefallen. Wie jenesmal in Weissenburg — es ging nicht mehr länger . . . . „Kennen Sie mich noch?“ — „Ich habe Sie schon gesehen“. — „Ich bin der Lieutenant (soll ich ihn nennen?), der Ihnen anno 1870 das letzte Fäßchen Wein genommen hat“. — „Nun, deswegen sollen Sie doch heute ein Gläschen mit uns trinken“, und es war ein freudiges Wiedersehen.

Die verlorene und wiedergefundene Kuh.

So war denn der Keller rein ausgeplündert. Noch mehr als zehnmal wurden alle Fässer immer wieder durcheinandergeworfen. Es war nichts mehr vorhanden — und wie im Keller, so ging's im ganzen Hause. Es war nicht möglich der losgelassenen Kampfeswut, dem Hunger und Durst der Soldaten zu widerstehen. In der Küche wurden alle Gefäße, Häfen, Kübel hervorgeholt, ausgeleert (einer hat sogar Petroleum getrunken!), zerschlagen oder fort ins Lager geschleppt. In den Stuben wurden alle Möbel aufgerissen, alles Vorhandene unzählige Male durcheinander geworfen; alle Winkel bis auf den Taubenschlag hinauf wurden durchsucht, ob etwa noch Nahrungsmittel aufzuspüren wären. Und wie wir auch den immer wieder Kommenden beteuerten: „wir haben nichts mehr!“, sie glaubten es nicht; sie wurden böse und schalten und suchten und fluchten, und wir konnten doch keine Vorräte mehr aus der Erde zaubern. Das waren schreckliche Momente. Und doch auch wieder Gnade und Bewahrung mitten in der Bedrängnis. In

der Wohnstube hatte ich in einem Pult in prächtiger, strategischer Ausführung die Festungspläne von Straßburg, Rastatt, Mainz, Koblenz 2c., die ich in den letzten Tagen genauer anschauen wollte. Man kommt ja in solchen Zeiten auf allerlei Gedanken, zumal in einem einsamen Dorfe, wo zum Kriegführen und Weltteilen nicht gerade besondere Anstalten getroffen sind. Mein Festungskarten=Studium hätte mir aber saure Früchte tragen können, wenn so ein schäumender Eisenfresser, wie jenes Männchen mit den strammen Hosen, die Dokumente bei mir gefunden und mich sofort als Spion der Vendette des deutschen Heeres überliefert hätte! Es scheint jedoch, der glückliche Finder hatte von Straßburg, Mainz und Koblenz nur sehr allgemeine Begriffe ... kurz, die Sachen sind verschwunden, und ich bin darum in keiner Weise behelligt worden. Für meine Studierstube und meine Bücher war mir besonders bange. Unzählige Male wurde die Thür aufgerissen: — das Zimmer niemals betreten. — In der obern Stube wollte ein Soldat den Spiegelschrank mit der Axt aufhauen... Meine Frau stellte sich davor und wehrte mit Geschrei und Thränen ... Ein anderer kam dazu und fragte den Wüterich, was er da mache. — „Geht dich nichts an! ich habe Hunger und Durst". — „Geht mich nichts an? Ein Soldat darf keine Roheiten begehen!" — „Was hat mir ein Rekrut zu sagen?" — „Was Rekrut? Ich Rekrut? Du Rekrut? Ich diene meinem König schon zwei Jahre .. — du Rekrut!" Griff den Widersacher: — allmächtiger Gott, sie gehen mit Bajonetten auf einander los! ... Wir wollten abwehren, wir schrieen — es half alles nichts; sie rollten schlagend, raufend die Stiege hinunter.

Im Hofe ging's denselben Gang der Verwüstung wie im Hause. Die Hühner wurden alle erwürgt, die Schweine totgeschossen; Heu, Stroh, Wagen, die Bienenstöcke, alles, was irgendwie einem Heere dienen kann, wurde unbarmherzig

fortgenommen. Und wehe dem, der in solchen Augenblicken den entbrannten Leidenschaften des Menschen Widerstand leisten wollte! Der würde Öl ins Feuer gießen und elendiglich zu Grunde gehen. — Einmal, warum sollt' ich's nicht erzählen, wollte auch mir die Geduld reißen, und ich machte den Versuch, der Plünderung Einhalt zu thun. Mein Wägelein, welches ich zum Filialdienst so nötig brauchte, war schon fort, und sie fingen nun auch an, das Heu mit greulicher Energie herunterzuwerfen. Da kam ich auf den unglückseligen Gedanken, ein Schloß an die Dachluke zu legen und so den Heuschober nach außen zu verschließen. Das hatte aber der schlaue Unteroffizier beim Fortgehen bemerkt, kam bald wieder mit einem ungeheueren Troß von Mannschaften und nun ging's wagenvollweise, ein Transport nach dem andern zum Hof hinaus. Ich mußte zusehen — und ärgerte mich nachher über diese gefährliche Selbsthilfe — das Unglück war aber geschehen, ich konnte nichts mehr ändern. Ich reklamierte zwar und protestierte nach Kräften: er solle doch nicht alles nehmen ... ich sei doch der Pfarrer ꝛc.; „das ist eben recht", war die Antwort — und im Grunde hatte er auch Recht. In solchen Momenten muß man seine Seele in Geduld fassen, und wenn auch das Herz trauert über den Verlust so vieler Güter, so darf man sich doch nicht fleischlich und eigenmächtig wehren gegen die Gerichte, welche Gott über einen verhängt hat. Es ist der Gemeinde nicht besser gegangen, und so durfte auch dem Hirten keine Schonung auf Unkosten anderer widerfahren. 'S ist nur ein Elend, daß man solche Wahrheiten nicht schon zum voraus oder doch, wenn's not thut, auf der Stelle erkennt. Übrigens, wie kann man von einem kampfesmüden und kampfeserbitterten Soldaten, der soeben sein Leben fürs Vaterland aufs Spiel gesetzt hat und vielleicht morgen für dasselbe bluten muß, wie kann man von ihm verlangen, daß er für irgend einen Gegenstand, den

er braucht und haben muß, die geringste Nachsicht habe? Darüber lassen sich freilich, in Friedenszeiten hinterm warmen Ofen, allerlei menschenfreundliche Meinungen und Ansichten aufstellen, aber wenn der Soldat im Felde liegt, oder bluttriefend aus der Schlacht hervorbricht und Hunger und Durst in seinen Gebeinen wüten, dann ist's anders . . . dann werden solche Träumereien hinfällig . . . dann wird's offenbar: wer Krieg sagt, sagt in diesem einzigen Worte eine Welt voll von Jammer und Elend.

Es läßt sich nicht leugnen, daß auch Roheiten und unnötige Härten vorgekommen. Wenn eine alte Frau, mitten unter einem wütenden Haufen von Soldaten unter Androhung augenblicklicher Todesstrafe den Ölkrug an den Mund setzen und daraus trinken muß und dann Monate lang jämmerlich dahinsiecht, so ist das eine Grausamkeit, für die es schwerlich eine Entschuldigung gibt; und wenn ein alter, ehrsamer Herr von jeder Flasche Wein, die er dem tobenden Haufen austeilt, zuerst kosten muß, vor gespannten Gewehren und klirrenden Säbeln, und endlich vor lauter Kosten das Konzept und das Gleichgewicht verliert, so ist das ein herzloses Verfahren, dem niemand das Wort reden kann. Doch derlei Exzesse fallen unter Gottes Gericht. Es sind aber auch Beispiele von Milde und Barmherzigkeit zu verzeichnen, welche das Andenken an jene gräßlichen Tage lieblich und tröstend durchleuchten. Ein solches aus unsern persönlichen Erlebnissen. Wir hatten um sechs Uhr an Nahrungsvorräten nichts mehr, als die Milch von unsern zwei Kühen. Nun, wenn die uns bleiben, so werden wir nicht verhungern. Wenn nur die Kleinen heute nacht und morgen noch satt werden, wir Alten können schon warten. Bis hieher hat Gott geholfen durch seine große Güte . . Überdem tritt ein Offizier mit einer Abteilung Soldaten in den Hof herein, schreitet rasch dem Hinterhofe zu und in einem Augenblick sind beide Kühe gebunden, um ins Lager abgeführt zu werden. Ein Schrei

des Entsetzens erhebt sich im ganzen Hause. Mir selbst wird's jetzt auch bange. Ich eile hinaus und wage ganz ruhig ein Wort an den Offizier. „Herr Lieutenant, ich habe jetzt nichts mehr als diese vier kleinen Kinder und zwei Augen zum Weinen. Wenn es Ihnen möglich ist, haben Sie Erbarmen, lassen Sie mir nur eine von den zwei Kühen, daß ich diese Würmlein heute abend noch einmal sättigen kann." Sichtbar ergriffen erwidert der fremde Krieger „Herr Pfarrer, glauben Sie mir, es thut mir leid, ich fühle mit Ihnen, aber ich kann nicht anders, ich muß sie haben". — „Nun, wenn Sie sie haben müssen, kann ich mich dieses letzten Opfers nicht weigern; nehmen Sie's hin in Gottes Namen". — Die Soldaten wollten fort. Der Offizier gibt einen Wink. „Nein, wir nehmen nur eine"; und zu mir sich wendend: „welche wollen sie behalten?" — „Diese da!" — „Kinder, führt die Kuh wieder in den Stall". Unter Loben und Danken trat ich wieder ins Haus, der Offizier begleitete mich hinein, verlangte Feder und Papier und schreibt einen Requisitionsschein, den er mir mit den Worten überreichte: „Das sind blutige Zeiten, Herr Prediger, aber seien sie getrost, es wird auch wieder besser kommen".

Des andern Tags, als ich vom Schlachtfeld kam, sind wir wieder beisammen, und es fließen Thränen und mancher Seufzer steigt zu Gott empor . . . Da hören wir auf einmal das Hofthor aufsprengen, eine Kuh läuft brüllend zum Stalle hin . . . wir eilen hinaus . . . da steht wahrhaftig neben der andern unsere zweite vermißte Kuh. Sie hat den Strick noch am Halse und die Milch von gestern bringt sie wieder. Man denke sich unsere Freude; wir sind alle wie erstarrt vor Verwunderung. „Du guter Gott! wie bist du doch so freundlich und barmherzig! Ja, wahrlich, das Seufzen der Elenden hörest du, Herr! ihr Herz ist gewiß, daß dein Ohr darauf merket." — Wie ist aber das gute Tier zu uns gekommen? Sie ist

doch aus einem fremden Dorfe und ist hier niemals im Felde gewesen . . . Wer hat ihr den Rückweg gezeigt? Hat Gott jenem Offizier etwa gesagt, er solle sie durch seine Mannschaften zurückführen lassen? Wir wissen es nicht. Nur das wissen wir, daß Gottes Güte sie uns wieder geschenkt hat, und wenn auch fast kein Futter mehr in der Scheune blieb, so hat es doch auch daran nicht fehlen dürfen bis zur neuen Ernte.

Die Plünderung im Dorfe.

Der letzte Laib Brot und der alte Bechtel.

Wie uns, so erging es ohne Ausnahme, allen Einwohnern im Dorfe. Überall brachen die durstigen wütenden Gesellen haufenweise in die Gehöfte hinein; drangen, gleichviel bei offenen oder verschlossenen Thüren, stracks in die Keller, durchlöcherten, zerschlugen die Fässer, füllten, soffen, verschütteten nach Herzenslust, Wein, Obstwein, Essig, Schnaps, Kirschengeist, was ihnen unter die Hände fiel. Und die armen Bäuerlein standen dabei und sahen zu und mußten alles kosten, und manchem ist wohl der Ingrimm und das Herzeleid bis an die Seele gestiegen; denn wahrlich das thut weh, das geht ans Leben, wenn auf einmal, mir nichts, dir nichts, so ein gutes, lang gespartes Tröpflein weggeschnappt oder sündenmäßig verdorben wird! Aber, was machen? Heulen? Meinetwegen! Dareinwettern? Probier's einer! Wer sich geduldig in sein Schicksal fügte, dem wurde kein Haar gekrümmt; wer sich halsstarrig stellte, der wurde mit Gewalt gebändigt, Und so waren denn in einem Nu alle Keller gründlich ausgeleert, alle Fässer, groß und klein auf den Kopf gestellt, und ich glaube nicht, daß es

zweien oder dreien gelungen ist, einen Tropfen für den kommenden Durst zu bewahren.

Dem schlauen Grünspecht hat freilich auch diesmal seine Verschmitztheit wieder geglückt. Kein Wunder! der kleine Keller war mit einigen Klaftern Holz vermauert . . . O wie hat der nachgehends in die Faust gelacht und sich gütlich gethan, im Stillen beim vollen Glase, während den andern das Herz im Leibe brannte . . . aber er hat's doch bekommen; was er am Wein erlistet, das hat er für's Wasser reichlich büßen müssen. Nur schade für den köstlichen Wein, der in Menge verschüttet und zerstört worden ist. Wie viele erschöpfte, verwundete Krieger hätte man damit erquicken können! Aber wer will einem Lawinensturz Einhalt gebieten? Von den Kellern ging's, wie bei uns, in die Stuben: Tischladen, Schränke, Kisten, Betten, alles wurde aufgebrochen, durchstöbert und was noch vorhanden, Brot, Milch, Eier, Speck, Zwiebeln 2c. ohne Schonung und Erbarmen weggenommen. Denn wie schlau der Bauer auch sein mag im Verstecken, ebenso schlau, noch schlauer ist der hungrige Soldat im Suchen und Finden. In der Umgegend von Metz und Paris werden die Leute wahrscheinlich auch etwas von dieser Industrie zu erzählen wissen. Item, da wurde auch in Fröschweiler noch manches Eierkörblein ausgehoben, mancher Schnapskrug in der Kammer oder auf dem Speicher aus einem Spreu- oder Holzhaufen hervorgeholt, und es gab freudig lachende und auch schmerzlich verzerrte Gesichter. Natürlich durfte da und dort auch manches mitgehen, das keine Füße hatte und nicht gerade zum Waffenhandwerk unentbehrlich war; aber unter welchem Heere sind nicht auch Leute, die, wenn ihre Thaten erst einmal aufkommen, das Zelt mit dem Zuchthaus vertauschen müssen? Und das muß gleich hier mit rückhaltsloser Offenheit bestätigt werden. Im deutschen Heere herrschte eine furchtbare unerbittliche Disziplin. Hatte da in Wörth ein

Soldat eine Uhr gestohlen . . . Der Quartiermann, bei dem er logiert, ging dem Regiment nach bis gen Philippsburg, wurde vor der ganzen Front hergeführt, erkannte den Thäter wieder, und der Unglückselige wurde auf der Stelle niedergeschossen. Und jeden Morgen wurde den Mannschaften bei Todesstrafe eingeschärft, sie sollten sich gegen das siebente Gebot nicht vergreifen. Wir reden also von seltenen Ausnahmen. Nur eines konnten wir uns nicht erklären: das Verschwinden so vieler Mannshemden! Nachher haben wir's erfahren: eine ganze Menge der armen Jungen mußte beim Sturm über die Sauer bis an die Schultern durchs Wasser; und ich darf's wohl hinzusetzen: die trockenen Hemden haben wir ihnen von Herzen gegönnt. Ich hätt' mir auch eins genommen. — Aus den Kellern und Kammern ging's dann in die Ställe, in die Scheunen. An zweihundert Stück Rindvieh, fast alle Schweine, Hühner, Gänse, Schafe (von der Schloßherde sind ganz wenige entronnen) wurden niedergemacht oder fortgeschleppt. Auch Heu, Stroh — leider auch ungedroschenes Getreide, doch nur wo kein Stroh vorhanden war — Hafer, Roggen, Gerste wurde massenhaft aufgeladen und von dannen geführt. Da wollte auch manches Bäuerlein kein Heu oder kein Stroh oder keine Leiter haben . . . Es half aber kein Leugnen und kein Entschuldigen — er mußte hinauf, selbst hinauf, und wehe, wenn er keins herunterbrachte! und kein Deutsch verstehen wäre hierzulande wohl zu toll gewesen. Da gab's aber auch, Gott sei's geklagt, einheimische Schurken und Spitzbuben, die im Gedränge umher schlichen und den suchenden Unteroffizieren heimlich zuflüsterten: „Da wohn ich", und wenns hundertmal eine Lüge war! oder „da und dort wohnt ein reicher Mann, da ist Heu, Stroh, Frucht, Wein in Menge" und schonten so ihr eigen Hab und Gut zum Schaden anderer Leute! So hat auch der Pfarrer manchen Troß zugeschickt bekommen von gottlosen

Halunken und Tagedieben, die sich dann die Hände reiben konnten.

Es sei ihnen nicht zugerechnet; aber manchem hat seitdem schon die Gerechtigkeit Gottes sein Handwerk gelegt und seinen Lohn gegeben. Und ist's nicht eine wahre Teufelei, was drüben in Reisejokels Scheune vollbracht werden sollte? Der fand in seinem Weizenstock einen Feuerbrand, der seine ganze Hofgerechtigkeit in Flammen stecken sollte, aber über'm Hineinstoßen ausgelöscht war! Ach, du großer Gott, welche Leidenschaften doch der Krieg im Menschenherzen entzündet! wie in solchen Zeiten die ganze Grundsuppe sündlicher Verkommenheit sich ausschäumt! — Doch, bekennen wir's mit Freuden, das sind auch nur Ausnahmen gewesen. Unser Volk, im ganzen, hat noch einen sittlich guten Kern, und wenn es denselben bewahren darf, so können wir schon zufrieden sein.

So hatte denn die Plünderung alle Nahrungsvorräte in einigen Augenblicken verschlungen. Trostlos standen unsere Leute vor den Ruinen ihrer irdischen Habe. Ach, wie viele Seufzer sind an jenem Abend gen Himmel gestiegen! Wie viele Thränen über Vater- und Mutterwangen herabgeflossen, und doch, wie hart, wie schonungslos die Hand des Siegers uns niedergeworfen hatte, es schlug unterm fremden Waffenrock manch fühlend, mitleidig Herz. Sie mußten es ja thun, und wer, nach solch einer Schlacht, hätte es nicht gethan? Und wie mancher that um unsers Jammers willen dennoch nur halb, was er ganz hätte thun dürfen! Nur einige Beispiele. Gerade da unten wohnte ein Bäuerlein, nicht reich an irdischen Gütern, wohl aber an unmündigen Kindern. Da war auch Jammer und Elend, als am Abend nach der Schlacht alles drunter und drüber ging, und der letzte Laib Brot, im Bett verborgen, jeden Augenblick in Feindes Hände fallen konnte. Der Vater seufzte, die Kinder heulten vor Schrecken, aller Augen waren nach dem letzten Bissen gerichtet, als eben

wieder ein Trupp Soldaten das Hofthor hereinstürmte. Die Mutter merkt die Gefahr, langt den Laib Brot zum Bett heraus und spricht: „Bärbele, geschwind, da setz dich drauf! deck's mit deinem Röckle zu und steh ja nicht auf, wenn sie kommen." Gesagt, gethan. Die Soldaten dringen in die Stube, durchstöbern alle Winkel. Das Kind sitzt unbeweglich auf seinem Platze. Sie haben ihn nicht gefunden. Es kommen wieder andere, durchsuchen alle Betten, Schränke und Kisten, die kleine Hüterin verzuckt keine Miene. 'S ist nichts mehr da. Endlich wird aber das Kindlein müde: „Mutter, ruft es, ich kann jetzt nicht mehr auf dem Brote sitzen!" steht auf und verläßt seinen Posten. Was jetzt anfangen? Es kommen ja schon wieder Soldaten! „Christian lauf schnell und versteck ihn in den Taubenschlag!" Und im Handumkehren ist der köstliche Vorrat unter den Hohlziegeln. — Aber auch dort droben gibt's keine sichere Stätte, denn wo die Bayern nicht auf ebenem Wege hinkommen, da steigen sie die Leiter hinauf . . . Und so wird auch endlich der Taubenschlag erreicht, erbrochen und der letzte Laib Brot in Beschlag genommen. Triumphierend kommen sie herunter, und schon sind viele Hände nach dem Brote ausgestreckt, aber die Kleinen wimmern gar kläglich, und das Bäuerlein faßt sich ein Herz zu den fremden Kriegern: „Ihr lieben Herren, seid doch gut gegen uns! wir haben ja schon zehn Laib gegeben, und das ist alles, was wir haben für unsere Kinder . . . ihr habt ja auch vielleicht Geschwister und Kinder . . . . laßt uns nur ein wenig, daß wir nicht Hungers sterben." — Und die Soldaten sind auch nicht so unmenschlich und ohne Gottesfurcht; sie fühlen auch der Besiegten Weh und Jammer . . . Der, welcher den Fund gethan hat, zieht den Säbel und haut den Laib Brot in zwei Teile, überreicht dem zitternden Familienvater die Hälfte und spricht: „Da Bauer, iß dich satt mit deinen Kindern . . . das andere brauch ich für mich und meine Kameraden." Und die

armen Leutlein haben sichs unter Loben und Danken trefflich schmecken lassen, und gewiß hat's dem edlen Krieger und seinen Streitgenossen auch trefflich geschmeckt und der Segen Gottes wird ihn begleitet haben auf seinen Wegen. Solche Beispiele wären viele zu erzählen: wie droben im Oberdorf einer armen Witwe auf ihr händeringendes Flehen die schon losgebundene Kuh wieder geschenkt wurde; wie in dem und jenem Hause ein bischen Lebensvorrat genommen und wieder zurückgegeben worden; wie sogar die feindlichen Sieger mit ganz ausgeraubten Familien ihren eigenen Bissen geteilt haben. 's ist hart, sehr hart zugegangen; aber im allgemeinen sind Mißhandlungen und Unmenschlichkeiten nicht zu beklagen gewesen.

Auch komische Scenen durften nicht fehlen. Nur eine unter vielen. Da oben an der Straßenecke, gerade der Kirche gegenüber, wohnte mit seiner Frau ein alter ergrauter Napoleonsdiener (wie man sie nannte), dem in der Schlacht bei Leipzig das Bein zerschmettert worden war und der neben dem privilegierten Tabakhandel ein kleines Spezereigeschäft trieb. Er hatte ein hübsches Sümmchen Geld zusammengeschachert und den ganzen Tag während der Schlacht in der Hosentasche verborgen . . . kam aber auf den fatalen Gedanken, er müßte es besser verstecken und ersann folgende Kriegslist: Er verbarg zuerst eine gewisse Quantität Kaffee, Zucker und Viktualien unter die Matratze, deckte das Bett hübsch ordentlich zurecht und legte sich hinein. Dann nahm er den Geldsäckel und steckte ihn in die Herzgrube. Sein altes Weib legte sich gehorsamlich neben ihn. Nun kam ein ganzer Troß Soldaten und stürmte zuerst in den Laden hinein. Es rumpelte und rappelte in den Schubladen, Ölkrügen, Sirupfässern, ein Spektakel zum Entsetzen. Der alte Bechtel lag neben dran und muckst sich nicht. Endlich brachen sie aber auch in die Stube. „Ha, Alter, was macht ihr da im Bett?" — „Ihr lieben Herren, ich bin krank! ich hab ein krankes Bein!" —

„Ihr habt noch Zucker, Kaffee und sonstiges Zeug, heraus!" — Frau Bechtel: „Ihr lieben Herren, wir sind krank!" — „Was krank! . . . Ihr seid nicht krank . . . aus dem Bett heraus" . . . und einer zupfte energisch unten am Leintuch. — Bechtel drückte das Beutelein immer fester in die Herzgrube. — „Ihr lieben Herren, ich kann nicht aufstehen, mein Bein, mein Bein!" — Es half aber kein Bein und kein Kranksein, sie schrieen und zerrten immer gewaltiger: heraus, heraus! da fielen die Kaffeebohnen auf den Boden, und der Zucker 2c. kam auch zum Vorschein, und der arme Bechtel mußte heraus, und überm Herauskrabbeln rutschte das Beutelein aus der Herzgrube — ein Riesengelächter ertönte von allen Seiten. In einem Augenblick war der Schwarm verlaufen. Die alten Leutlein nahmen sich zusammen, schauten einander verblüfft in die Augen: „Du, wo ist das Geld?" Der Kaffee war fort, der Zucker war verschwunden. Die Goldstücklein waren nicht mehr zu finden. — Waren sie in die Spalten des wurmstichigen Dielenbodens gefallen, oder hatte sie einer zum Spaß annektiert? Da müßte man den alten Bechtel fragen, er ist aber seitdem auch von hinnen geschieden.

Die Büsserschar.

Aber wir müssen noch einmal nach Wörth zurück.*) Eine tragische Scene spielte dort unten gleich nach der Schlacht; und die zahlreichen Opfer sollten noch am selben Abend zur Schlachtbank geführt werden.

*) Da die Plünderung in Wörth, Spachbach, Oberdorf, Gunstett, Langensulzbach, Morsbrunn 2c. 2c. in milderer Weise geschah, so ist es überflüssig, diesen Gegenstand noch weiter zu erörtern.

Der Ratsschreiber, welcher bei der Zerstörung der Brücken mit Hand angelegt hatte, befand sich im Lazaret, am Lager eines deutschen Offiziers. Da polterten plötzlich gegen zehn Soldaten herein und ergriffen ihn unter der Anklage, er habe auf sie geschossen. Der Ratsschreiber wehrte sich und protestierte, beteuerte und beschwor bei Seel und Seligkeit, er habe nicht geschossen . . . . er sei unschuldig; es half aber kein Bitten, kein Flehen — er wurde mit Kolbenstößen die Stiege hinunter geschlagen. Da war sein ältester Sohn, den man unter derselben Anklage verhaftet hatte. Und nun wurden beide auf der Stelle an eine Mauer gedrückt und ein Offizier wollte schon Feuer kommandieren; da fiel der arme Mann auf die Kniee, flehte um Gnade und Erbarmen, und die Mordgewehre senkten sich wieder. Es war aber dazu noch verraten worden, daß er an dem Niederreißen der Brücke sich beteiligt hatte, und seine Frau hatte ihn doch so herzlich vor jenem Patriotismus gewarnt. Endlich führte man ihn zwischen zwei Bajonetten auf den alten Turm, wo zwei französische Zeitungsschreiber während der Schlacht ihre Beobachtungen gemacht und ihren Skribentenvorwitz getrieben hatten — jetzt aber nicht mehr zu finden waren. Man kam ans Schloß des Herrn Trautmann-Rosa; die Thür war zugeriegelt; man wollte sie einschlagen, da erschien der alte Burgphilosoph und machte auf. Nun wurde das ganze Haus, Gänge und Stuben, Ecken und Schlupfwinkel durchstöbert, der Ratsschreiber und der Schloßherr wurden überall mitgeschleppt und dann wieder auf den Turm gebracht. Die Zeitungshelden waren verschwunden. Da verloren die Soldaten die Geduld und drohten, den Schloßherrn augenblicklich niederzuschießen, wenn er die zwei französischen Spione nicht herausgäbe. Endlich traten sie ans Tageslicht. Man wollte ihnen stante pede den Garaus machen — es geschah aber auch nicht — das summarische Abschlachten ist eben doch eine bedenkliche Sache. . . . Hier

wollte der Ratsschreiber den Wirrwarr benutzen und durchs Gedränge schlüpfen ... er müsse ja ins Lazaret ... „Franzosenhund, wenn du noch einen Schritt machst, bist du des Todes!" Es war kein Entrinnen mehr möglich. Sie wurden herausgeführt auf die Straße, an einen Strick gebunden; der Ratsschreiber, die zwei Zeitungsschreiber, Herr Trautmann-Rosa und sein Sohn Edmund, sein Dienstknecht; andere unter demselben Vorwand Gefangene: Stoßkopf und sein Sohn Emil, Trautmann, der Eisenhändler und sein Sohn Robert, Notar Seltenmayer rc. — wie todeswürdige Missethäter an einen Strick gebunden ... und nun ging's vorwärts unter Fluchen, Verwünschungen, Backenschlägen, Kolbenstößen durch die heranflutenden Truppenmassen hindurch. „Schießt die Hunde nieder! schießt sie nieder!" O die Bejammernswerten: Sie schrieen um Hilfe, sie flehten in allen Tönen um Erbarmen; sie beteuerten ihre Unschuld ... „Fort mit ihnen! fort mit den Halunken und Mördern!" — und abermals regnete es Püffe und Mißhandlungen. Der fast achtzigjährige Herr Trautmann-Rosa war ein Bild des Entsetzens; sein ganzes Gesicht war mit Blut bedeckt, ein Kolbenstoß hatte ihm den Fuß verwundet, er konnte nicht gehen, er mußte wörtlich fortgeschleppt werden. So defilierte die grauenhafte Galeerensklavenkolonne durch Wörth. Am Fenster standen des Ratsschreibers Kinder und heulten händeringend ihrem Vater das letzte Lebewohl nach! .... Aber unaufhaltsam, unerbittlich mußten sie vorwärts, immer durch geschlossene Reihen von Soldaten. Ach, da hat mancher sein Mütlein durch Schimpfen, Spucken, Schlagen an den wehrlosen Schlachtopfern gekühlt; es geht ja in solchen wüsten Tagen nicht anders; — endlich war der Berg überstiegen. In Diefenbach wurde Halt gemacht. Dort war der Prinz von Sachsen-Koburg, ein rettender Engel auf der Marterstraße der Geplagten. Die zwei Zeitungsschreiber faßten sich ein Herz und sagten ihm in französischer Sprache, wie sie un-

schuldigerweise an diesen Strick gekommen, und wie ihre Leidensgefährten brave, ehrliche Bürger aus Wörth seien, und baten um Gnade und Rettung. Der Prinz antwortete freundlich, es stehe nicht in seiner Macht sie zu befreien, sie müßten eben in's Hauptquartier nach Sulz vor den Kronprinzen geführt werden . . . aber der Strick wurde ihnen abgenommen und zum Schutz eine Begleitung von Gendarmen mitgegeben. Sie dankten ihrem Wohlthäter für solche Barmherzigkeit und schritten nun, je zwei und zwei, ihrem Schicksal weiter entgegen. Keiner hatte mehr eine Kopfbedeckung, Hüte und Mützen waren unter den Ohrfeigen nach allen Winden geflogen, keiner hatte mehr ein ganzes menschliches Gesicht; eine grauenerregende Bande! Und immer vorwärts durch die deutschen Heereskolonnen, und immer wieder: „Was sind das für Banditen?“ — „Es sind Franzosenhunde, sie haben auf unsere Verwundeten geschossen“. — „Macht sie nieder!“ — und die Säbel blinkten und die Bajonette drohten, die Rippenstöße dröhnten . . . . Sie waren aufgerieben, todesmatt . . . . Da rief der Stoßkopf in der Angst der Verzweifelung: „Schießt uns doch um Gotteswillen gleich tot, warum uns so lange martern?“ Man führte sie in ein Feldstück, und ihre letzte Stunde sollte schlagen, aber die Gendarmen hatten die Verantwortung und schützten sie wieder: sie waren nochmals gerettet. In Kutzenhausen wurde wieder Halt gemacht: sie durften trinken. Der Durst hatte sie schon stundenlang entsetzlich gepeinigt. Ha! welch süßes Labsal in solcher Angst und Marterhitze. Das war Trost und Kühlung für die verschmachtenden Herzen und Gebeine! Und hat's der erquickende Wassertrunk oder eine neu aufleuchtende Hoffnung gethan? Einer von den Mißhandelten soll plötzlich ausgerufen haben: „Lasset uns doch los! wir sind ja auch evangelische Christen!“ und die Peiniger waren P o l e n! „Ah, du bist ein Lutheraner? Kameraden, auf den Hund, er ist ein Lutheraner!“ . . . . und der

arme Schelm bekam für sein mutiges Glaubensbekenntnis eine Extradosis Stöße und Schläge!

Endlich kamen sie nach Sulz, wurden dort gegen eine Mauer aufgestellt, ein Schauspiel der neugierigen Menge, der drohenden Soldaten — und bald darauf, weil sie hier keinen Augenblick mehr sicher waren, in's Gefängnis geworfen. Doch gab man ihnen Wasser, ihre lechzende Zunge zu netzen. Noch am selben Abend wurden sie verhört — eine gräßliche Nacht peinigte ihre müden Seelen. Von Zeit zu Zeit rief die Schildwache in den Kerker hinunter: „Eure letzte Stunde hat geschlagen ... Morgen früh werdet ihr erschossen werden ...“ Was die Unglücklichen in dieser Nacht gelitten, können sie selbst nicht, kann niemand beschreiben.

Es waren aber bereits einflußreiche Persönlichkeiten in's Mittel getreten. Pfarrer Hauth, Bürgermeister Petri, auch der Schlachtenmaler Bleibtreu, welcher bei Dr. Sadoul schon näheres erfahren, hatten Vorstellungen gemacht und Fürsprache beim höchsten Kommando eingelegt. Den andern Morgen wurden sie abermals verhört; die zwei Korrespondenten des Figaro wurden vor den Kronprinzen gerufen. Er war milde und freundlich, lobte die Tapferkeit, den Heldenmut der französischen Armee und befahl, ... die Gefangenen sofort in Freiheit zu setzen. Welche frohe Kunde drang jetzt in's Gefängnis! Welches freudige Aufatmen durchbebte die gefolterten Herzen! ... Sie traten heraus ... man gab ihnen die abgenommenen Gegenstände wieder ... Sie kehrten nach Wörth zurück .... jubelnd umarmten sie ihre Lieben .... aber sie waren alle zehn Jahre älter geworden.

Der Triumphzug und der Thränenzug.

6. August abends.

Während das alles geschah und das siegreiche Heer teils in geschlossenen Kolonnen vorüberflutete, teils in aufgelösten Haufen das eroberte Dorf ausplünderte, erscholl plötzlich von Wörth herauf ein unbeschreibliches Getöse. Es mußte wieder etwas neues, außerordentliches im Anzuge sein. Die Soldaten sprangen, wie von elektrischem Feuer entzündet, zu allen Häusern und Höfen hinaus, stellten sich in Reih und Glied und bildeten auf beiden Seiten der Straße eine undurchdringliche Mauer. Ich stand auf der Haustreppe. „Was ist denn?“ — „Der Kronprinz kommt! — Der Kronprinz kommt!“ — ich kann nicht sagen, wie diese Nachricht meine Seele durchzuckte . . . ich rief meinen Leuten: „schnell heraus, der Kronprinz von Preußen kommt!“ Und das Getöse dringt immer näher, und das Triumphgeschrei wird immer größer . . . Jetzt sind sie im Unterdorf . . . horch, wie sie jubeln! — gebt acht! — jetzt biegen sie um die brennende Kirche . . . . Die Trommeln wirbeln, die Siegeslieder brausen — eine ungeheure Begeisterung flammt durch die Reihen — alle Häupter sind entblößt, die Mützen fliegen hoch empor, und aus aller Mund tönt ein tausendfaches donnerndes Hurrah! Hoch! Hurrah! Wir stehen da, wie verzaubert . . . . Wahrhaftig, da zieht er, umgeben und gefolgt von seinen Generalen, (Kirchbach trägt einen Kranz von Eichenlaub!) an unsern Blicken vorüber.

Wie sein Angesicht vor Freude strahlt, und wie er so wohlwollend die jubelnden Scharen begrüßt . . . Kein Wunder . . . Sie haben ihr Blut vergossen und ihr Hurrahrufen läutet dem geschlagenen Cäsar zum Grabe . . . . Welch groß=

artiges, majestätisches Schauspiel! Was doch in diesem Augenblick sein fürstliches Herz empfunden haben mag? Durch Flammen und Ruinen über die blutige Walstatt . . Ob durch die Siegesfreude auch eine Ahnung zieht von dem tausendfachen Weh, das der Krieg über die Völker wälzt? und ob es ihm nicht lieber wäre, einst wie ein rechter Salomo Deutschland im Frieden zu regieren, als mit Siegespalmen geschmückt auf schäumendem Schlachtroß über blutgetränkte Gefilde zu ziehen? . . . wir glauben's gerne; sein Blick ist milde, seine ganze Erscheinung erweckt Vertrauen; wir vernehmen es auch aus den wenigen Worten, die er zu den verzagten Einwohnern spricht: „Die Leute sollen sich nicht fürchten.“ Auch sieht man's den immer wieder Hurrah rufenden Kriegern an: sie haben ihn lieb, denn er ist ihres Vaterlandes Hoffnung. Und ihm sieht man's auch an, er hat das Bewußtsein: „Ich bin das Haupt: Ich schlage, wenn sie streiten.“ . . . Gott weiß, was die Zukunft in ihrem verschleierten Schoße birgt! . . . Item: Hebel sagt: „Die gold'nen Kronen drücken schwer; 's isch net als wenn's a Strohhut wär“ . . . — Der Siegeszug bewegt sich vorwärts in der Richtung nach Reichshofen. Im Oberdorf aber schwenkt der hohe Feldherr rechts ab in die Schindergasse, . . . dort liegt in Reisehenners Stube der tapfere General Raoul, blutend aus vielen Wunden, mit zerbrochenem Schwert und brechendem Herzen. Der deutsche Sieger tritt in die Bauernhütte ein, schaut freundlich in die fieberglühenden Augen, drückt teilnahmsvoll die todesmatte Hand — ein Wort huldvoller Anerkennung, eine Thräne hochherzigen Mitleids vergelten den erbitterten Widerstand, und noch einmal, unter gewaltigen Siegesmärschen und unter endlosem Freudengeschrei wogt der Triumphzug vorüber. Wir schauen zu . . . unser Herz möchte in Stücke zerspringen . . . überall Schrecken, Brand und Verwüstung, und hier vor unsern Augen in stolzer Ruhmespracht der fremde Eroberer, in unbändiger Begeiste-

rung die feindlichen Scharen . . . O Krieg, wie schmerzlich, wie thränenreich sind deine Folgen! . . . Jetzt rauschen die Feierklänge weiter hinab in's Thal . . . aus dem Kirchturm schlagen die Flammen hoch gen Himmel und leuchten weit hinaus in's Schlachtgefilde. Aber das Getöse will kein Ende nehmen. Es naht ein anderer Zug. Da kommen sie als Gefangene, hundert-, tausendweise, aus allen Waffengattungen, unsere armen geschlagenen . . . vor etlichen Tagen noch so fröhlichen, siegesgewissen Soldaten! Da kommen sie, entwaffnet, zerrissen, staubbedeckt, niedergeschlagen, wie verurteilte Missethäter . . . umschlossen, gedrängt, verhöhnt von deutschen Truppen, welche sie triumphierend in's Lager abführten! Ist's möglich? Ganze Haufen, Kanonen, Mitrailleusen, Wagen und sonstige Siegesbeute . . . Ganze Bataillone . . . Welche Demütigung, welche Niederlage! . . . und für uns alle, welch wehmutsvoller Anblick, welch herzzerreißendes Schauspiel! Da kommen sie! todesmüde von dem langen, schweren Kampfe, bleich vor Schrecken, Gram und Verzweiflung, und: Vorwärts! donnert's hinterdrein und: Viktoria! schallt's von allen Seiten. Spott und Verwünschung regnet's von tausend Lippen. Und sie können, dürfen nicht zucken — sie sind ja vernichtet . . . Siehe, wie dort ein deutscher Reiter mit blankem Säbel gegen einen französischen Offizier lossprengt und ihm seinen Degen aus der Scheide reißt, und wie dem Gefangenen vor Schmerz und Schmach die Thränen über die Wangen rollen! wie dort einem Turko, der keuchend, sterbensmüde sich dahinschleppt, die Kolbenstöße auf den Rücken fallen! Wie so manches Schimpfwort, so manche Roheit den geschlagenen Feind in die Gefangenschaft begleiten! Ach so etwas vergißt man zeitlebens nimmer . . . ja, ja! das ist ein Thränenzug; wir sahen ihn, und auch unsere Thränen fließen: so mancher winkt mit nassen Augen ein dankbares Lebewohl zu unsern Fenstern herüber, und wir können ihm nichts mehr mitgeben, als einen

Seufzer voll Mitleid . . . Und seht, wie dort auf der Bahre ein Verwundeter so kläglich wimmert! — Sie möchten ihn von einer Seite der Straße zur andern tragen, wo die Ärzte an Menschenleibern blutig hantieren — aber sie kommen nicht durch's Gedränge; denn durch solche Siegeszüge darf auch ein Verschmachtender keine Lücke brechen. Er soll zuschauen und . . . sterben . . . und stirbt, und sein letztes Wehgeheul verhallt im Freudenjubel, und sein letzter Blick bricht über der Schmach seines Vaterlandes und seiner gefangenen Brüder. Das ist der Krieg! das ist der Krieg, nicht wie oft krankhafte Phantasie ihn träumt, das ist der Krieg in seiner wahren, entsetzlichen Gestalt.

Aber die vielen Gefangenen! . . . immer wieder neue Transporte . . . Wir begreifen es endlich. Sie haben unser Dorf mit Sturm genommen. Sie haben unser Heer unter eiserner Umarmung zusammengedrückt, und die Thore der Flucht den Großenwald hinab waren zu enge. Fahret wohl, ihr tapfern, schmachbedeckten Zeugen einer glorreichen Vergangenheit! Das Glücksrad ist zerbrochen! Fahret wohl, ihr unglücklichen Opfer napoleonischer und nationaler Missethat! Die Stunde der Vergeltung ist gekommen!

Die Schreckensnacht.

Alle diese Begebenheiten: die Plünderung, der Triumphzug des Kronprinzen — der Thränenzug der Gefangenen waren schnell auf einander gefolgt und hatten uns dermaßen betäubt und erschüttert, daß niemand eines klaren Gedankens oder Handelns mehr fähig war. — Das Menschen-, Pferde- und Wagengetümmel war auch so groß, daß sich niemand ohne Lebensgefahr auf die

Straße hätte hinauswagen können. Und so griffen denn die Flammen im Kirchturm immer weiter um sich, und die Verwundeten wären bei lebendigem Leibe verbrannt, wenn nicht ihr Jammergeschrei endlich durch Mauern- und Menschenmassen herzzerreißend gedrungen wäre. „Rettet uns! Traget uns fort! Habt Erbarmen! wir müssen des Feuertodes sterben!" — Und gottlob! es war noch Zeit. Die beiden Söhne des Grafen, mein Bruder, die Schloßknechte und einige andere beherzte Männer, auch deutsche Soldaten drangen in die Kirche, erfaßten die Unglückseligen und schleppten sie in den Schloßhof hinüber. Dort waren alle Räume schon überfüllt durch Hunderte von Verwundeten, und es blieb keine andere Möglichkeit, als die Geretteten unter freiem Himmel auf die Kirchenbänke und zwischen die Kirchenbänke auf die nackte Erde zu betten. Und doch wie froh und dankbar waren sie jetzt in frischer Luft, dem gräßlichen Feuertode entronnen! Doch es will Abend werden. Gottlob, daß dieser Schreckenstag sich endlich neigt und die Nacht ihre dunkeln Fittige über den Greuel der Verwüstung breitet! Nun wird's doch Ruhe werden, und wär's auch nur für einige Stunden, und Frieden, so lange die Finsternis die streitenden Völker deckt . . . Ja Ruhe! daß Gott sich erbarmen möchte . . . Auf den Schreckenstag folgt eine Schreckensnacht, deren schauerliches Andenken oft jetzt noch wie ein Alp auf unserer Seele lastet . . . . Da stehen wir in unsern zerschossenen, ausgeplünderten Häusern: Welch eine grauenerregende Aussicht: Feuer in Elsaßhausen, Feuer im Oberdorfe, Feuer in der Kirche, Flammen überall, die weit in's Thal hinab, in's Land hinein, die Kunde von unserm Jammer tragen! Ach, was müssen sie jetzt empfinden, unsere Entflohenen, Verirrten, die vom Gebirge, aus den Oberbronner Steingruben herüber die Rauch- und Feuersäulen in der Heimat sehen! „Ist's mein Vaterhaus? ist's deine Hütte?" — Gewiß, sie möchten vergehen vor Herzeleid, und es kann

doch niemand sie suchen, noch trösten. Ja Ruhe! Draußen auf der Straße welch ein Getümmel . . . . Wie die Heeresmassen unaufhörlich vorüberfluten! Wagen, Reiter, Fußvolk, Kanonen, Munitionskolonnen . . Vorwärts! Vorwärts . . 's ist gerade, wie wenn unsichtbare Heerführer den Kriegsmarsch durch die Berge bliesen . . Und wieder kommen neue Regimenter, als seien Hunderttausende von Rachegeistern herangezogen, um mit dem Schwert der Vergeltung dem Feinde nachzustürmen . . . O weh, weh, wenn diese verbündeten Germanen, die mit solcher Begeisterung, mit solchen Waffen vorwärts dringen, den Störenfried Europa's ereilen . . Das sind furchtbare Menschen . . . . die haben eine Liebe zum Vaterland, eine Treue zu ihren Fürsten, die wir gar nicht kennen. Da heißt's: Einer für alle, alle für einen! — Ist's aber möglich? Vor kurzer Zeit, da war's so stille, so heimlich hier oben . . . Frieden, tiefer Frieden und jetzt? — wer hätte das geahnt? Krieg und Kriegsgeschrei und Blutvergießen, Brand und Verheerung . . . O ihr ruhmsüchtigen Thoren, kommt heran und weidet eure verdüsterte Seele an diesem entsetzlichen Schauspiel! Vielleicht erfaßt euch doch ein mächtiges Grauen und euer **leichtsinniges** Herz lernt erbeben vor dem fluchwürdigen Werk eurer Hände!

Sind sie bald alle vorüber? meint man nicht, die Erde habe sich aufgethan und wälze einen Heereshaufen nach dem andern vorwärts, immer vorwärts das Land hinein, dem Feind in den Rücken? . . . . Aber da tönt ja durch das Kriegsgetümmel von allen unsern Feldern herüber Musik und Lobgesang zu unsern Ohren. Horch, wie seltsam, wie erhebend, wie überwältigend rauscht das über das Schlachtfeld hin in die Mitternacht hinein! Es wird uns unaussprechlich weh und doch wieder so selig zu Mute . . . Es zieht unsere erschrockenen Gemüter unwillkürlich mächtig himmelwärts . . . Das sind ja unsere Lieder! „Bis hieher hat mich Gott ge-

bracht durch Seine große Güte.“ „Eine feste Burg ist unser Gott, ein' gute Wehr und Waffen.“ „Allein Gott in der Höh' sei Ehr.“ „Nun danket alle Gott“ 2c. Das sind ja unsere Lieder! Das sind Heimatsklänge aus vergangenen Tagen . . . Das sind Dankes- und Siegespsalmen, die einst unsere deutschen Väter gesungen und die auch unserm Herzen lieb geblieben . . . . Was soll das bedeuten? Sollte Gott der Herr, der Lenker der Weltgeschichte, etwas großes vorhaben mit unserm elsässischen Volke und dasselbe unter schmerzlichem Losreißen wieder zurückführen zum alten Mutterland? O, das wird lange und peinliche Kämpfe geben . . . Er thue, wie's ihm wohlgefällt!

Aber es tönen auch Trauerpsalmen in diesen nächtlichen Stunden, gewiß über offenen Gräbern, über gefallenen teuern Kameraden. Ach, so manches junge Leben liegt im Streite geopfert, so manches Bruders- und Freundesauge im Tode geschlossen. Schauderhaft ist ja die Ernte gewesen, welche heute der unerbittliche Schnitter unter beiden Völkern dahingemäht hat . . . . . Wir werden sie sehen die Scharen von Eltern, Geschwistern, Witwen und Waisen, die herüberpilgern werden zu unsern Höhen, um die Gräber ihrer Lieben zu suchen und einen Kranz, mit schwarzem Flor umwunden, auf ihre Ruhestätte zu legen. Und wie viele von den Tausenden Verwundeter, die jetzt auf dem Schlachtgefilde liegen, deren Wehegeschrei in dieser Nacht zu unsern Ohren dringt, werden in den nächsten Tagen oder nach langen, bangen Leidenswochen ihr Leben noch aushauchen? — Es ist ein Uhr. — Noch immer stehen wir da am Fenster und schauen hinaus in die tosende, flammenerleuchtete Nacht. Die Feuersbrunst hat allmählich das ganze Kirchengebäude umschlungen. Der Zeiger an der Uhr ist stehen geblieben, er sagt nichts mehr . . . . Die alte Zeit ist vergangen. Die Glocken sind in feurigen Strömen heruntergeflossen, ihr Mund ist verstummt; Schlachten-

donner war ihr letzt' Geläute . . . Der ganze Turm ist schon eingestürzt, — er zeigt nicht mehr nach oben, er schaut nicht mehr ins Thal hinab, jetzt senkt sich auch das Schiff und stürzt zusammen. Ein fürchterliches Krachen und die Rauchwolken dampfen schwarz empor! Die Flammenzungen flackern durch die Lüfte . . noch einige Stunden und

„In den öden Fensterhöhlen
Wohnt das Grauen —
Und des Himmels Wolken schauen
Hoch hinein!"

O Schreckensnacht! wann wirst du fliehen? O ausgereckte Gotteshand! nehmen die Zornesschalen noch kein Ende? — So — jetzt ist unsere Trübsal grenzenlos. Jetzt stehen wir da, eine verscheuchte hilflose Herde — und auch unsere geistliche Heimat liegt in Trümmern. Was soll aus uns werden? Wie jetzt die Gemeinde sammeln, trösten, pflegen, daß sie nicht vollends zu Grunde gehe in dieser eisernen, schrecklichen Zeit?

„Du aber, mein Herze, du zage nicht . .
Aus Nacht, aus Nacht der Morgen bricht,
Es muß aus Thränen und Mühen
Eine Freudenernte erblühen . . . ."

Die Nacht ist hin! Dort drüben überm Liebfrauenberg geht der Morgenstern auf und die Sonne wirft ihre ersten Strahlen auf unsere Dächer. Wir müssen fort und sehen, was der gestrige Tag uns draußen gebracht, was er draußen angerichtet hat.

Das Schlachtfeld.

Wer die Schrecken und Greuel des Krieges nur vom Hörensagen kennt und nicht aus Erfahrung weiß, welche Abgründe menschlichen Elends auf einem Schlachtfelde sich aufthun, dem wollen wir als Augenzeugen den Rat erteilen: Nimm alles zusammen, was wir bis jetzt aus unsern Erlebnissen über Fröschweiler und seiner Einwohner Schicksal berichtet haben und wende es auf deine Heimat, auf dich selbst und deine Brüder an, und dann komm mit uns, wir wollen dich auf die Walstatt begleiten, damit du lernest, wessen der Mensch fähig ist und wie erschrecklich Gott in seinen Gerichten predigt.

Wie es in deinem Hause aussieht, weißt du schon; 's ist alles noch im gestrigen Zustand, was die Plünderung nicht fortgerissen, liegt zerstreut, zertreten am Boden. Du tappst da herum und hast selbst nicht den Mut, etwas aufzuheben und zu sichern. Das Haus ist auch nicht mehr dein, überall liegen die Verwundeten und schreien nach Rettung . . . Aber komm jetzt mit hinaus auf die Straße und schau das Dörflein an in seiner kläglichen Zerrüttung: kennst du's noch? Siehst du die vielen Löcher in den Dächern? Das haben die Kugeln und Granaten gethan . . 's ist nur ein Wunder, daß ein Stein auf dem andern geblieben, doch Gott sei Dank! auch die deutschen Geschosse sind bei weitem nicht alle zerplatzt und haben nicht überall gezündet! Siehst du, wie die Fenster, die Läden, die Hofthore, die Kellerthüren zerschossen sind, zerschlagen da herumliegen? Das hat der letzte Sturm, der Straßenkampf, die Wut der Soldaten angerichtet. — Du mußt acht geben . . . sie reiten dich nieder oder stampfen dich zu Boden . . . du hörst ja, wie sie johlen: „Alldeutsch-

land nach Frankreich hinein." — Oder du stolperst über Leichname, Waffentrümmer, tote Pferde . . . Es wird dir bange? Du mußt nicht weinen; komm mit ins Oberdorf . . Schau, wie's allenthalben noch raucht und flackert . . . Da haben die Bayern gehaust . . . Eins, zwei, drei Wohnhäuser, . . . fünf Scheunen liegen in Schutt und Asche. Und wo sind die Heimatlosen? Da stehen sie vor den Ruinen ihrer Habe und heulen, daß sich die Steine darob erbarmen möchten: „Ach Gott! wohin? wo aus? wo ein?" Nicht wahr, das ist herzzerreißend?

Aber laß uns eilen; 's ist Sonntag heute. Da stehen die ausgebrannten Kirchenmauern; schau hinein in die glühende Feuermasse . . . sprich ein „Kyrie Eleison" und komm mit ins Unterdorf. Da ist die Verheerung noch viel größer. Kein ganzes Fenster, fast keine Ziegeln mehr auf den Dächern, das Schulhaus in Bresche geschossen, die Schilder aus den Scheunen und Gehöftemauern gebrochen, zwei Wohnhäuser vollständig niedergebrannt, eine ganze Reihe von Scheunen ein Raub der Flammen, die untersten Häuser jämmerlich durchlöchert, das Vieh in den Stallungen getötet, die Friedhofmauer, die Grabsteine in Trümmern . . .'s ist eine staunenswerte Gottesgnade, daß nicht alles in Grund und Boden versunken. Und Elsaßhausen dort drüben! Du siehst die rauchenden Schutthaufen? Was meinst, daß noch von dem anmutigen Dörflein steht?

Es wird dir weh um's Herz . . . Sei ruhig und laß deine Seele nicht in Jammer zerfließen, du mußt mit uns kommen. Schau, das war vorgestern dein Garten; da standen deine Blumen, die du mit Liebe gepflegt, dein Gemüse und deine Pflanzen, deren du in Hoffnung dich freutest. Nun ist alles dahin! zerrissen, zertreten, vernichtet! Da hinter der Gartenmauer hatten sich noch auf dem Rückzug die Turkos verschanzt — du hast sie ja gegen fünf Uhr noch brüllen hören

wie wilde Tiere in der Wüste. Gib acht! da liegt einer, das Hirn aus dem Kopfe geschossen, — nach Jahren siehst du noch die dunklen Blutspuren an der Wand; — dort unter dem Apfelbaum liegt noch einer, das Angesicht schrecklich verzerrt, den Mund voll Erde, die Hand krampfhaft auf die Brust gedrückt, wo die tötliche Kugel ihn getroffen! Du bebst zurück? Da komm herüber und sieh, wie das Gartenhäuschen zugerichtet ist . . . da muß furchtbar gestürmt und gerungen worden sein . . . eine, zwei, drei, vier, fünf Leichen, lauter Afrikaner, eine große Hekatombe von Opfern . . . Nicht wahr, das ist grauenhaft? Du kannst den Anblick solchen Würgens nicht ertragen? Komm, wir gehen hinaus ins Weite. Du mußt das Schlachtfeld sehen, den eigentlichen Schauplatz des Völkerkampfes, denn es liegt eine mächtige Bußpredigt in diesem greulichen Schauspiel . . . Siehst du, wie da unten im Thal und bis zu unsern Hügeln herauf ein finsterer Nebelschleier über den Gefilden lagert? Ist's nicht wie ein großes Leichentuch, welches die seufzende Natur über diese Schädelstätte gebreitet? Und fühlst du's auch, wie die Luft von Rauch und Pulverdampf und Blutgeruch erfüllt, so schwül, so drückend ist, so unerträglich den Atem hemmt? Das ist etwas von dem Fluch, den der Mensch durch die Sünde in die ganze Schöpfung getragen hat. Sieh, das waren unsere Felder, unsere Kartoffeläcker, Weinberge, Wiesen . . . Da war's vorgestern noch so schön, so lieblich, und jetzt? — welche Verheerung, welche zerstampfte, rotgebrannte Wüste? Ist's nicht, wie wenn ein sengendes Feuer darüber hingefahren wäre und hätte alle deine Hoffnungen bis auf die Wurzel zerstört? Das hat die Kriegsfackel gethan! Und wo sind die lieben kleinen Sänger, die Vöglein, die sonst so zahlreich, so lustig und fröhlich in Feld und Wald ihr Morgen- und Abendlied ertönen ließen? Gelt, du hast's gemerkt? Sie sind alle verstummt, verschwunden! Die hat der Kanonen-

donner verscheucht. — Aber mache dich los von dem Bilde deiner zerstörten irdischen Habe; schau um dich her und sieh allenthalben die Schreckensspuren des gestrigen Tages. Da liegen bunt durcheinander zerbrochene Wagen, Gewehre, Bajonette, Säbel, zerrissene blutige Kleider, Zelte, Tschakos, Tornister, Gebetbücher, Photographieen, tote, halb aufgezehrte Schlachttiere, Geflügel, verschüttete Speisen, Kochgeschirre, Fässer, Säcke, kurz alles, was ein Heer haben und verlieren kann. Da liegen einzeln und haufenweise die toten, bereits hochaufgeschwollenen Pferde jener unglücklichen Kürassiere, die bei Elsaßhausen und Morsbronn so vergeblich geopfert wurden. Da liegen die Söhne beider Nationen scharenweise an manchen Stellen, an der Wörther Hohl, beim Turkohäuschen, bei Elsaßhausen — zu hunderten, Mann an Mann, auch Hand in Hand, mit geschlossenen oder starr offenen Augen, mit gebrochenem Herzen — dahingemäht in der Kraft und Blüte des Lebens, dahingefahren — (wer weiß? wie mancher) ohne Gebet, ohne Vergebung der Sünden, ohne Auferstehungshoffnung zum ewigen Leben. Nicht wahr, es wird dir schaurig auf diesem Totengefilde? Komm nur, du hast das gräßlichste noch nicht gesehen: laß uns wandeln durch die Leichenreihen, damit deine Seele erschüttert werde zu gründlichem Selbstgericht und heilsamer Todesbereitschaft auf dein Leben lang und du deinen Kindern und Kindeskindern Zeugnis geben könnest von den Schrecknissen dieser Tage. Da siehe diese verstümmelten Leiber . . . Dem einen ist ein Arm oder Bein abgeschlagen, dem andern der ganze Kopf vom Rumpfe geschossen; einem dritten die Hirnschale in Stücke zerschmettert; einem vierten der Leib aufgerissen, daß die Eingeweide verschüttet liegen . . . Ja wahrlich:

„Der schrecklichste der Schrecken,
Das ist der Mensch in seinem Wahn!“

Wenn sie nur alle da wären, jene fluchwürdigen Misse-

thäter, welche dieses Blutbad heraufbeschworen haben und hineinschauen müßten in die bleichen Angesichter all' dieser Erschlagenen! O sie würden mit Kainsangst von dannen fliehen und unter dem Bann ihrer Verworfenheit in den tiefsten Abgrund versinken!

Und wenn sie nur auch da wären alle die kriegslustigen Revanchepropheten, diese heillosen Träumer, und miterleben müßten, nur einmal! die Schrecken und Greuel solchen Blutvergießens . . . . sie würden mit Scham und Entsetzen an ihre Brust schlagen und das Würgen satt bekommmen in Ewigkeit.

Die ersten Gräber.

Sonntag vormittags.

Von Sonntagsgedanken, Sonntagsruhe, Sonntagssegen allenthalben keine Ahnung . . . Die meisten Einwohner wissen vor Betäubung und Verwirrung gar nicht mehr, wo sie sind und wie sie leben. Und in der ganzen Umgegend ist's dasselbe Getöse, dasselbe Kriegsgetümmel — überall sind die Gotteshäuser in Lazarete verwandelt, kein Friedensglöcklein ertönt herauf oder herüber . . . es gibt heute wieder einen schweren Tag. Glühend heiß brennt die Sonne auf alle die Leichname hernieder; was wird es geben, wenn sie nicht bald, so schnell als möglich begraben werden? Es ist gewißlich wahr, ein fühlender Christenmensch muß in der tiefsten Seele ergrimmen! Wenn doch Menschenblut vergossen werden muß, warum hat nicht jedes kriegführende Heer eine Truppenabteilung, welche die Bestattung der Toten besorgt? Sind die Gefallenen nicht mehr so viel wert, daß man sie sammle und liebe- und ehrenvoll begrabe, ehe

die Verwesung ihre Leiber noch entsetzlicher entstellt? Oder ist des Jammers der Einwohner nicht genug, daß sie auch noch diesen auf sich nehmen sollen?

Es geht ein heimliches Gemurmel, die ganze Nacht seien große Totenwagen durchs Sauerthal gerasselt und haben deutsche Gefallene in die Pfalz hinabgeschleppt, damit der Mut der Soldaten durch den Anblick massenhafter Leichenhaufen nicht erschüttert werde . . . Ist's Wahrheit oder ist's ein Phantasiegespinst, welches dort unten in unsern Rebhügeln und Waldschluchten haust? Niemand kann's mit Bestimmtheit behaupten — allgemein aber wird's geglaubt. Die deutsche Vorsicht ist ja bekannt. Übrigens, wie kommt's, daß hier oben viel mehr französische als deutsche Tote liegen, da doch die Menschenschlächterei auf beiden Seiten gleich zahlreiche Opfer gekostet hat? — Ich wollt', sie hätten auch in unsern Gärten und Feldern nicht bloß ihre Offiziere und besonders teure Kameraden, sondern alle, alle ohne Unterschied in die Erde gebettet! . . . Denn, um Gotteswillen, wer soll es thun? Wie unsere auseinandergejagte Herde zusammenbringen? Viele Männer mußten mit ihren Wagen der deutschen Armee nachziehen, und die meisten Jünglinge sind immer noch auf der Flucht oder liegen aus Furcht vor dem Feinde in den Wäldern versteckt. Man versetze sich einmal in solch eine fürchterliche Lage . . . Wenn nur die Toten im Dorf, in dessen unmittelbarer Umgebung aufgehoben und bestattet werden könnten, doch daß die Pestilenz nicht hereinbricht . . . Die Durchmärsche dauern fort; ein Heereszug nach dem andern flutet landeinwärts den Vogesen zu; sie ziehen kalt und fremd vorüber und fragen nicht nach unserm Schmerz.

Aber weilt nicht da drüben im Wirtshaus ein kommandierender General, der gestern mitgefochten hat, — dessen herzensgute Schwester in Niederbronn wohnt — vielleicht, was gilt's, die Siegesfreude hat Mitleid, Erbarmen in der

gestählten Kriegerbrust erweckt .... Mach dich auf; geh zu ihm .... Bitte, flehe um Hilfe — er wird dich anhören, er wird, er muß, und thut er's nicht — in Gottes Namen. Gesagt, gethan — den Amtsrock her, der wird schon bessern Eindruck machen, und ehe fünf Minuten vergehen, steh ich drüben am Wirtshaus und frage nach Sr. Exzellenz, Herrn General v. d. T.! Eine Menge von Offizieren und Adjutanten gehen da aus und ein. Ich werde endlich angemeldet — es dauert ein Weilchen, und das arme Pfäfflein steht vor dem stattlichen Feldherrn, der von seinem zahlreichen Stabe umgeben ist. Mein Gott, wenn ich daran denke! Die Herren sind gerade beim Frühstück, sie essen und trinken nach Herzenslust. — Gerade sagt einer: „Exzellenz, es ist kein Wein mehr da" ... Ich gestehe, zum erstenmal wird's mir dunkel, bitter ums Herz, seit gestern keinen Bissen Brot, keinen Tropfen Wasser — keinen Augenblick Ruhe — und hier die Sieger beim stärkenden Mahle .... ich weiß auch nicht, was ich rede — die Thränen rieseln über mein Angesicht, ich bitte um Schonung für die Gemeinde, um einige Mannschaften, damit doch die Leichname von den Gassen aus unserer Mitte entfernt und begraben werden. Und ich habe keine Fehlbitte gethan. Der General ist wohlwollend und freundlich und gibt Befehl, es sollen sogleich zwei Abteilungen Pioniere abgesandt werden mit der Weisung, die Arbeit in Angriff zu nehmen. Ein schwerer Sorgenstein fällt von meinem Herzen, ich danke, so gut ich kann, und nun geht's hinaus an die erste Bestattung der Toten. Aber welche Arbeit, in die dürre felsenharte Erde eine große 4—5 Fuß tiefe Grube zu graben! Mehrere Stunden vergehen, ohne daß eine solche Ruhestätte vollendet ist. Unterdessen werden die Leichen herzugetragen — in kläglichem, manche in unbeschreiblich schauerlichem Zustande, endlich werden sie mit den Kleidern, die sie noch anhaben, hinabgelassen in das gemeinsame Grab, wo in fest geschlosse-

ner Reihe 30—40 Mann neben einander liegen. Das ist die erste Schichte. Dann kommt die zweite. Eine gleiche Zahl entseelter Kriegsopfer wird auf die erste gebettet — eine kurze Einsegnung wird über sie gesprochen, und ein abgebrochenes Reis bezeichnet einstweilen die Stätte, wo sie ruhen. Dann geht's zur zweiten Grube, wo dieselben Marterbilder uns entgegentreten, und wo in gleicher Weise der Tod seinen Raub verschlingt. Das ist die erste, durch die größte Not gebotene Beerdigungsarbeit. Viele, wenigstens doch 200 Gefallene sind in diesen Vormittagsstunden bestattet worden. Aber was ist diese Zahl gegen die, welche noch draußen liegen, denn nach allen Richtungen hin ist ja dieselbe Zerstörung. — Es muß wohl bald Mittag sein. Eine Ewigkeit schon gehe ich da herum in dieser brennenden Hitze. Ich bin todesmüde . . . wenn ich nur einmal wieder daheim wäre! . . .

Die Gunstetter Mordgeschichte.

Sonntag 1/2 12—12 Uhr.

Ich komme bis an den Schloßgarten. Da tritt ein Oberst heran und spricht die zornigen Worte: „Herr Pfarrer, Sie haben Halunken und Spitzbuben in Ihrer Gemeinde, denen muß sofort nach Gerechtigkeit gelohnt werden". „Wie so, was ist denn geschehen?" „Sonderbar, Sie wissen also nicht, daß die Einwohner von Fröschweiler auf unsere Truppen geschossen, Verwundete meuchlings ermordet, Toten die Augen ausgestochen, die Zunge, die Ohren abgeschnitten haben?" — „Herr Oberst, ich kenne unsere Bauern — es sind friedliche Menschen . . . . Solche Greuelthaten sind hier nicht geschehen, unmöglich — wo sind die Leute?" —

„Da kommen sie herüber" . . . Eine Menge Soldaten wogt zusammen. „Platz da! . . . Hier sind die Schlachtfeldhyänen . . . Aufgeschaut! Der Pfarrer ist da! gebeichtet! kurz . . . das Armensündergebet . . ." Von allen Seiten tönt's: „Aufhängen! an den Füßen aufhängen . . . hier an diese Bäume . . ." — „Ich bitte um Gotteswillen, seien Sie menschlich . . . nur einen Augenblick . . . nur ein Wort! Die Leute sind ja nicht aus unserer Gemeinde . . . ." „Nieder mit den Scheusalen! Aufgeknüpft das schändliche Franzosenvolk . . ." „Nein, Sie dürfen diese Schmach nicht auf unsere Gemeinde werfen! Um Ihrer Ehre willen . . . Sie dürfen Fröschweiler nicht ganz zu Grunde richten . . ." — Das Racheschnauben wird einigermaßen gedämpft; die Flüche und Verwünschungen verstummen. Es wird möglich, die Beschuldigten zu betrachten. Welche Schreckensgestalten! Geknebelt an Händen und Füßen, die Köpfe blutrünstig geschlagen, das ganze Gesicht voll Kot, Beulen und Wunden, die Augen fürchterlich aus ihren Höhlen getrieben, die Zunge, vor Durst geschwollen, zum Munde heraushängend; alle Kleider in Fetzen zerrissen, alle Glieder, von dem bloßen Scheitel bis zur nackten Fußsohle, erbärmlich zermartert. Und welche Verzweiflung auf ihren Gesichtern! welche Höllenangst vor dem Tode! . . . . „Wo seid ihr denn her?" — „Von Gunstett. — Sie kennen mich ja, Herr Pfarrer, ich bin der Sohn des Bürgermeisters!" — „Ja, ich kenne Sie." — „Und mich kennen Sie auch, ich bin der Schullehrer!" — „„So, du bist der Schullehrer? Du schwarzes Aas! Du Schandfleck der Menschheit! Ist das dein Unterricht, dein Beispiel unter den Kindern? Wart, du sollst höher hängen als alle anderen!"" „Habt ihr denn wirklich solche Verbrechen verübt?" „„Ja, ja, sie haben's gethan, ich hab's gesehen, ich bin dabei gewesen, der Schulmeister hat mit zwei Flinten aus dem Keller geschossen — der Kleine, Schwarze dort (ein 15jähriger Knabe!) ist ertappt worden, wie er einem Verwundeten

den Dolch in den Leib stieß."" — „Nein, nein, wir haben nichts gemacht! So gewiß die Sonne am Himmel steht, wir sind unschuldig! O! o! wir müssen sterben! O nur noch eine Stunde leben! nur einen Trunk Wasser!" — „„Nimmermehr! Die Hunde dürfen kein Wasser kriegen .... keinen Tropfen Wasser .... Vergeltung für unsere Brüder!"" — „Soll ich den katholischen Feldprediger rufen, daß er mit euch bete?" — „Nein, nein, verlassen Sie uns nicht! Wenn Sie fortgehen, sind wir verloren! Die Herren sind ja Deutsche, Sie können gewiß Gnade für uns erlangen!" — „Ich fordere euch abermals auf, vor dem Angesichte Gottes, gebt der Wahrheit die Ehre! Habt ihr auf die Truppen geschossen oder Verwundete verstümmelt, so gesteht's doch, ehe ihr zum Tode geführt werdet und eure Seelen vor Gericht kommen?" — „Wir sind unschuldig! o meine arme Frau, meine armen Kinder!" — „„Das Ding währt zu lang ... Adjutant, gehen Sie schnell zum kommandierenden General und fragen Sie, ob das Todesurteil vollstreckt werden soll?"" „Hört ihr's? Noch ein paar Minuten ... Schnell abgemacht, ehe die Seele in die Ewigkeit fährt!" „„Hurrah! baumeln soll die Teufelsbrut, daß ein Schrecken über alle Franzosen komme! Wir wollen für's Vaterland sterben, aber nicht ermordet sein?"" — Jetzt naht der fürchterliche Augenblick .... der Adjutant ist fort, was wird er für Antwort bringen? .... Zittern und Beben, Heulen und Zähneknirschen ergreift die Verurteilten. Einige brechen zusammen, andere erheben winselnd, schrecklich brüllend ihre Blicke und Hände gen Himmel: „Gute Nacht! Vater und Mutter! Gute Nacht! Frau und Kinder! O Jesus, Jesus!" — Mir wird schwindelig vor den Augen, das Herz möchte mir im Leibe erstarren. Aber es gibt einen letzten Versuch zur Rettung dieser Unglückseligen: „Meine Herren! die Schuld dieser Unglückseligen ist nicht erwiesen. Und welche Entscheidung auch der General treffe, thun Sie es nicht! Diese vier=

zehn Menschenleben sind in Ihrer Hand, geben Sie nicht zu, daß sie geopfert werden, ohne nochmalige gründliche Untersuchung. Sie haben einen großen Sieg erfochten, vergessen Sie nicht, des Siegers schönste Krone ist Erbarmen!" — Der Adjutant kommt zurück; er ruft von weitem: „Nicht hinrichten, nicht aufhängen! Abführen nach Sulz ins Hauptquartier des Kronprinzen!" — „Marsch!" — Die Gebundenen atmen auf aus dem Todesabgrund, machen Kehrt und werden unter Flüchen und Mißhandlungen zum Lager hinausgestoßen. Was sie bis Sulz noch gelitten haben, hat niemand erfahren. Einer hat unterwegs den Geist aufgegeben, ein 80jähriger Greis, die andern wurden begnadigt.

Wenn ich jetzt zuweilen an die Stelle komme, wo ich mit ansah, wie jene verurteilten Missethäter ihre Galgenfrist zubrachten, da durchrieselt ein unaussprechliches Schaudern meine Seele, und ich kann mich des Gedankens nicht erwehren: „O wie muß es doch so trostlos, so schrecklich in der Hölle sein!"

Fragt nun aber einer, und wie unzählige Male ist an den Erzähler diese Frage schon gerichtet worden: Was hältst du von dieser Greuelszene? Haben die Einwohner von Gunstett und anderen Orten (einer war von Birlenbach) diese Unthaten wirklich verübt, oder sind sie durch ein besonderes Mißgeschick, was ja auch möglich wäre, in diese gräßliche Todesgefahr geraten? — so bleibt die Antwort unabänderlich dieselbe: Die Geschichte steht hier vor einem Geheimnis, welches hierzulande wenigstens niemand zu lösen vermag. Die Anklagen der Offiziere und Soldaten waren so bestimmt, so hartnäckig, die Wut und die Mißhandlungen gegen die Unglücklichen so grenzenlos, daß auch der roheste Mensch zugestehen müßte, es wäre ein unverzeihliches Verbrechen, unschuldige, wehrlose Bürger so barbarisch zu martern! Man kann allerdings sagen, denn es ist leider wahr: In jedem Menschen

schlummert ein wildes Tier; wenn das im Schlachtendonner seine Fesseln sprengt, wer kann es bändigen?

Andererseits waren die Beteuerungen der Angeklagten auch angesichts des Todes so fest, so unerschütterlich, ihr Jammer- und Wehgeheul so haarsträubend, daß jeder Zuschauer sich sagen mußte: sie können doch unmöglich an der Schwelle der Ewigkeit ihre Seele noch mit Meineid belasten. Aber freilich kann auch hier nicht in Abrede gestellt werden: Der Fanatismus, der in diesem ganzen Krieg im Hintergrunde spielte, ist eine heimtückische, blutdürstige Bestie, die vor keiner Missethat zurückschreckt. Wo ist die Wahrheit? Gott weiß es.

Die Hungers- und Wassersnot.

Der Totenwagen.

Diese Mordgeschichte hat mich schier aufgerieben. Sie gehört zum entsetzlichsten, was ich erlebt habe, ich glaube auch, ich wollte lieber sterben, als solch einen Tigerkampf noch einmal mit ansehen. Todesmüde komme ich endlich wieder heim. Es ist ein Uhr. Auf der Straße dasselbe Gedränge, in Hof und Haus dieselbe Verödung. Ich habe sehr Hunger .... und meine Leute da droben .... Wunderbar! die sind ganz vergnügt. Sie erzählen mir, ein deutscher Offizier sei gekommen und habe gefragt, ob sie Not litten, und als sie ihm gesagt, sie hätten heute noch nichts gegessen als ein wenig Milch, da habe der fremde Herr Brot und Speck auf den Tisch gelegt und habe mit ihnen geteilt und gegessen, sie seien satt geworden, und es sei noch übrig für mich, wenn ich heimkäme. Ach du guter Gott, hab Dank für

diese Wohlthat und begleite mit deiner Gnade den barmherzigen Samariter hinaus in's wilde feindliche Leben! — Wenn nur alle unsere Leute im Dorf so ein Mittagsmahl hätten! Denn gewiß, sie haben alle Hunger und Durst, und nirgends mehr ist etwas vorhanden. Wie wird's ihnen ergehen? 's ist schon gar lang seit gestern morgen — und alle diese Schrecken und Erschütterungen . . . Wenn sie doch den Mut hätten und gingen hinaus und rafften sich Kartoffeln zusammen — aber kein Mensch traut sich aus der Höhle, niemand darf das Schlachtfeld betreten — die eiserne Rute des Krieges will's — sie sollen hungern . . . . Oder wenn nur aus den Nachbardörfern die Freunde, die Verwandten herüberkämen und brächten Speis und Trank für die Unglücklichen! Ach, was sag ich? Sie sind schon frühe gekommen, aus Jägerthal, aus Langensulzbach ꝛc., sie bringen Milch, Suppe, Brot, was sie gerade haben, aber sie dürfen nicht herein. Dort stehen sie mit ihren Liebesgaben vor dem undurchdringlichen Feindesgürtel, ihr Herz blutet wie das unsrige — sie dürfen nicht hindurch, wir sollen warten — das hat, wie es scheint, dieser Tag zur unerbittlichen Parole. Nun, in Gottes Namen! Wir leiden und schweigen; es geschieht doch nicht mehr und dauert doch nicht länger, als der Allmächtige über uns verhängt hat. Und ich glaube, die Soldaten werden auch heute, wo die Not am größten, aus Mitleid ihren Mundvorrat mit den Einwohnern teilen; sie haben ja zu essen, und daß mancher ein fühlend Herz auch in Feindesland bewahrt hat, durften wir gestern schon erfahren. Die armen Leute sollen nur bitten, herzhaft bitten, kein braver Kriegsmann läßt den Besiegten erbarmungslos verderben. Er denkt zurück an die Heimat, an Eltern und Geschwister, er denkt vorwärts an die kommenden Gefahren — es wird ihm jämmerlich zu Mute, und er teilt seinen Bissen mit den Elenden, gewiß, gewiß . . . . Darum unverzagt, ist's auch ein

schwerer Tag, Gott ist mit auf dem Plan — es darf doch niemand zu Grunde geh'n .... Der Mensch kann viel ertragen, sehr viel und wenn auch einmal die Gebeine vor Hunger klappern — ist auch gut. Da lernt man wieder den Wert der edlen Gottesgaben erkennen und bitten um's tägliche Brot und danken dem Herrn, denn Er ist freundlich und seine Güte währet ewiglich .... Viel peinlicher aber als die Hungersnot ist der Wassermangel in dieser drückenden Hitze. Ach wie brennt einem das Herz, wie lechzt die Zunge nach einem labenden Trunke — und nirgends ist Wasser zu finden. Schon lange vor der Schlacht haben unsere Truppen alle Brunnen ausgeschöpft, nur ein einziger sprudelt noch aus mächtiger Quelle. Wer dahin könnte und schöpfen und trinken mit langen Zügen! Ha! welche unaussprechliche Erquickung ... Aber es ist nicht möglich; das ganze Dorf ist von Soldaten überschwemmt: der Brunnen ist von durstigen Massen buchstäblich belagert, ein furchtbares Getümmel, sie schreien und streiten, Preußen, Bayern, Schwaben — sie drängen und stoßen einander und schöpfen und trinken und laufen von dannen — und wiederum sind andere da und wollen auch herzu, drängen sich heran und erhaschen die Beute. O ja! das sind heiße Stunden! da wird man aufgeschreckt zu heilsamer Nüchternheit; da vergeht einem die Lust nach Wein und köstlichem Labsal. Nur Wasser, nur Wasser; Gott erbarm dich! nur Wasser! — Wir nehmen vorlieb, wir sind überglücklich mit Wasser .... Kein Wasser! — O Wörth, wie beneidenswert ist dein Schicksal! Du liegst an den Ufern der Sauer .... Dort rauschen die Wasserfluten so frisch und helle .... und hier oben diese brennende Dürre. Wer doch hinab könnte und Wasser holen dürfte für sich und die dürstenden Brüder! Aber es darf nicht geschehen: überall heißt's: **niemand** passiert, und ob wir auch anhalten und flehen: Zurück! es darf niemand zum Dorf hinaus. „So laßt

doch den Wagen herein, den ein Freund aus Reichshofen, mit Fässern beladen, heraufgebracht hat, bis an's Kreuz, oben vor'm Dorfe." „Er darf nicht herein!" — Das ist die Schärfe des Schwerts, das ist Disziplin und Gehorsam im offenen Felde. Nun so sei's denn in Gottes Namen, wir wollen dulden und stille sein. Eine Stunde vergeht um die andere. Es wird schon Hilfe kommen, ja sie kommt gewiß. Und wenn auch einmal vor Durst die Eingeweide brennen, da liegen Tausende von Verwundeten in viel schwererer Trübsalshitze. — Nur ruhig — solche Zeiten sind auch heilsam. Da lernt man wieder Gottes Gaben schätzen und dankbar genießen. Jetzt wissen wir, was ein Stücklein Brot, was ein Trunk Wasser für einen Wert hat. Wir werden's nicht vergessen unser Leben lang.

Aber was kommt da für ein Wagen das Dorf herab? Langsam bewegt sich der Zug durch die Heeressäulen — von Zeit zu Zeit hält er stille, und ein düsterer Gegenstand wird hinaufgeschoben. Ist's ein Schreckbild der Phantasie oder ist's Wirklichkeit? Kommet herzu und sehet das grausige Schauspiel! Es ist ein Totenwagen, der die Leichname an der Straße, in den Häusern sammelt, daß sie wegkommen aus den Augen, aus dem Lande der Lebendigen .... Wer hat's befohlen? Wir wissen es nicht. Aber schaut doch dahin. Kann man sich etwas Schauerlicheres denken! Da liegen schon weiß nicht wie viele, in den Brettern, starr und bleich — und wiederum hält der Wagen, und andere Leichen werden hinaufgeworfen; die ausgestreckten Glieder sträuben sich hoch empor und die entseelten Menschenleiber rutschen durcheinander. Fahre weiter du gräßlicher Erntewagen des Krieges! Fahre fort und bette die blutigen Garben in die Erde! Sie sind gefallen im Streite ... Die Erlösten aber des Herrn werden wiederkommen mit Jauchzen.

Die Verwundeten.

Wenden wir nun aber unsern Blick und unsere Herzen den Verwundeten zu, welche ihre Tapferkeit nicht in offener Schlacht mit dem Heldentod besiegeln durften, jetzt aber zu Tausenden in ihrem Blute, in ihren Schmerzen liegen. Die meisten sind, gottlob! gestern schon, andere heute noch gesammelt und in den verschiedenen Ortschaften der Umgegend untergebracht worden. Alle freilich deckt noch kein schirmendes Obdach: es werden immer noch einzelne aufgefunden und da und dort in irgend eine Herberge getragen. Mancher wird auch — wie jene zwei in der Liebfrauenberger Steingrube, oder wie jene zwei andern im Großenwalde — einsam und hilflos verschmachten. Sie gehören zu den teuern Vermißten, in deren Leidenskelch kein Tröpflein Trostes träufelt, auf deren Grab keine Vater- und Mutterthränen fließen. Ihr Heldentod ist doppelt groß vor der Geschichte.

Fragen wir aber zuerst nach der Zahl der Verwunten. Sie ist groß, sehr groß — wie könnte es in solch einer Schlacht, mit solch mörderischen Waffen anders sein? Die deutsche Verlustliste, an deren Genauigkeit niemand zweifeln wird, bietet folgendes Verzeichnis:

Verwundete Offiziere 383; Mannschaften 7297; zusammen eine Zahl von 7680 Verwundeten. Rechnet man dazu von den 1370 Vermißten auch nur ein Drittel, so ergibt sich deutscherseits eine Totalsumme von 8136 Verwundeten.

Eine offizielle französische Verlustliste gibt es nicht, und es ist daher niemand im stande, absolut richtige Angaben zu machen. Indessen, wenn das französische Heer auch nur etwa 45,000 Mann stark in den Kampf gezogen ist, so war

doch der Angriff des Feindes so furchtbar und der Widerstand bis zum letzten Augenblick so heldenmütig, daß wir schwerlich fehl gehen, wenn wir sagen, es sind in der französischen Armee eben so viele Opfer als in der deutschen gefallen. Will man aber das nicht zugeben und der deutschen Übermacht durchaus größere Verluste zuschreiben, so streiche man 200, sogar 500 Mann, es bleiben immer noch, und die bleiben gewiß: 7636 französische Verwundete. Von den Toten beider Nationen wird weiter unten noch die Rede sein.

Wir haben also die runde Gesamtzahl von 15,700 Verwundeten. Dieselbe verteilt sich, nach sorgsam gemachten Erhebungen am 7. August, mit annähernder Genauigkeit, in folgender Weise (wir machen die Runde des Schlachtfeldes):

Eberbach 750 Verwundete, Morsbrunn 800, Walburg 220, Dürrenbach 200, Brückmühle 325, Gunstett 800, Spachbach, Oberdorf 750, Dieffenbach 800, Görsdorf 1170, Langensulzbach 850, Wörth 4800, Fröschweiler, Elsaßhausen 4000.

Die übrigen liegen in Reichshofen, Niederbronn, Hagenau, Straßburg 2c., denn viele sind während der Schlacht dort hinab transportiert worden, oder auch in der allgemeinen Flucht in jene Ortschaften entronnen. So hat der Erzähler einen französischen Artillerieoffizier kennen gelernt, dem eine Granate den rechten Arm abgeschlagen und den Leib aufgerissen hatte, und der doch so viel Energie bewahrte, daß er auf seinem Pferde bis nach der Eisenhütte in Reichshofen gelangt ist. Andere sind sogar, wie schon angedeutet, unerachtet ihrer Wunden bis nach Straßburg entflohen.

Was den körperlichen Zustand der Verwundeten betrifft, so läßt sich denken, welche Mannigfaltigkeit in den Verletzungen sich offenbart. Es gibt am menschlichen Leibe kein Glied, welches nicht an diesen Tausenden von Unglücklichen, wer weiß wie oftmals, getroffen oder verstümmelt

worden wäre. — Viele natürlich — wir wollen sogar annehmen, die Hälfte — sind nur leicht verwundet. Die feindliche Kugel hat sie eigentlich bloß gestreift, am Kopf, im Gesicht, am Hals, am Arm, an der Hand, am Schenkel, am Fuß, oder ist, ohne den Knochenbau zu zerschlagen oder sonst ein edles Organ zu treffen, durch irgend einen fleischigen Teil des Körpers gefahren. Glück zu! die sind keine Krüppel, keine dem Tod geweihten Opfer — sie bedürfen eine Weile sorglicher Pflege — aber bald stehen sie wieder da und greifen, wenn's not thut, aufs neue zu den Waffen. Viele aber auch, gewiß die Hälfte, sind schwer verwundet. Der Granatsplitter, die Kugel hat sie mörderisch getroffen; die Hirnschale zerschlagen, die Kinnlade weggerissen, den Arm oder auch beide Arme zerschmettert, die Lungen durchbohrt, die Eingeweide durchschossen, den Oberschenkel, die Beine zertrümmert. Das sind die Bejammernswerten . . . O diese Marterbilder! sie möchten sterben und werden sterben, aber die Angst und die Schmerzen, die entsetzlichen Schmerzen Tage, Wochen, vielleicht Monate lang bis zum endlichen Tode!

Und wo sind sie einstweilen alle untergebracht? Wie und wo es eben möglich gewesen. Die Offiziere in Privatwohnungen, in guten und schlechten Betten, in gutwillig geöffneten oder gewaltsam erschlossenen Häusern . . . Die zuerst gekommenen Soldaten teilweise ebenfalls in Stuben und Kammern der Einwohner auf Matratzen, Strohlagern ꝛc. Aber die große Masse? Wohin mit all den Tausenden? In den Ortschaften, welche nicht unmittelbar im Schlachtenrayon lagen und wo die Zahl der Verwundeten nicht über 300 bis 600 steigt — in die Kirchen, Schulhäuser, Pfarr- und Gemeindehäuser: aber in Wörth, Fröschweiler, im eigentlichen Zentrum des blutigen Kampfes, wo die Verstümmelten tausendweise sich häufen, wo schon während der Schlacht alle, auch die geräumigsten Lokale überfüllt worden sind — in

die Scheunen, in die Stallungen, Schuppen, Gehöfte — auf trockene Dunghaufen, unter freiem Himmel.

Doch wie ist der moralische Zustand dieser Kranken? Verschieden. Den Deutschen bleibt ein unermeßlicher Vorteil: Ihr Vaterland ist gerettet, ihr Heer hat gesiegt; sie selbst haben tapfer mitgefochten; mancher hat bereits eine Auszeichnung bekommen: ob Wiedergenesung, ob Heldentod auf fremder Erde — Deutschland ist oben! Das hebt und stärkt die Leute. Daher bei leicht Verwundeten eine freudige Begeisterung mitten im Leiden, bei tödlich Getroffenen, abgesehen von höheren Trostesgründen, eine ruhige Ergebung in's harte Los, bei einzelnen auch in Gottes Willen. „Es geht mir überall gut — spricht ein polnischer schmerzlich leidender Hauptmann zu Pfarrer S., der ihn trösten will — es geht mir überall gut, wo mein König mich hinschickt."

Bei den Franzosen ist's anders. Frankreich ist geschlagen. Der Ruhm der unüberwindlichen Armee ist dahin; sie haben ihr Blut für eine schlechte Sache umsonst vergossen; ob leicht, ob schwer verwundet, sie sind gefangen, vernichtet. Das drückt und entmutigt die Braven. Daher bei unsern Offizieren und Soldaten ein Mißmut, eine Niedergeschlagenheit, die sich bei einzelnen zu heroischer Dulderkraft, bei andern zu förmlichem Wahnsinn steigert. Da liegt ein Offizier in unserm Hause, am Kopfe verwundet: es ist unmöglich, ein anderes Wort aus ihm herauszubringen als: oh la France! la France! Drüben im Schloß ein Hauptmann, vollständig verrückt, der den ganzen Tag schrecklich fechtend im Zimmer umherirrt und schreit: „il est là! il est là!" Im Elternhause ein Kürassierhauptmann, der bei jedem Fieberanfall Mark und Bein erschütternd kommandiert: „pratiquez la charge! pratiquez la charge!" Und der wahnwitzige Zuave, der im Hemd auf der Gasse herumläuft und die Trommel schlägt zum schauerlichen Totentanz! —

Was einen aber bei allen Verwundeten so ganz besonders wohlthuend berührt, ist die rücksichtsvolle freundliche Gesinnung, mit welcher sie einander begegnen. Alle Feindschaft ist vergessen; friedlich, brüderlich liegt der Franzose neben dem Deutschen; mitleidig, hilfreich bietet der eine dem andern die Hand. „Maman!" stöhnt der Gallier, „Mutter!" seufzt der Germane — und Kamerad verstehen auf dem Schmerzenslager alle beide ... o ja, es klingen im Menschenherzen auch noch edle Saiten, und es wird gewiß die Zeit noch kommen, wo unter Einer Fahne die Brüder einträchtig bei einander wohnen.

Die erste Pflege der Verwundeten.

Da sind die andern Ortschaften, Langensulzbach, Görsdorf, Dieffenbach, Wörth, Spachbach, Gunstett ꝛc. auch wieder viel besser daran, als wir in unserm trübseligen Fröschweiler. Sie haben freilich auch schwer gelitten, doch sind sie nicht so hart beschossen und auch nicht so vollständig ausgeplündert worden, wie wir in unserm Dorfe. Es sind also wohl noch kleinere Vorräte an Lebensmitteln vorhanden. Jedenfalls haben sie, was die Verwundeten am allernötigsten brauchen, wornach sie mit tiefster Sehnsucht verlangen: gutes, frisches Wasser! Die staub- und blutbedeckten Kranken können doch gewaschen und der innere Brand, die Fieberglut, mit kühlendem Labsal gelöscht werden. Auch sind dort die Deutschen auf dem Plan mit ihrem unvergleichlichen Sanitätswesen, mit ihren zahlreichen Ärzten, Heil- und Rettungsmitteln aller Art. Da kann der Not der Verwundeten doch einigermaßen gesteuert werden. Aber hier in Fröschweiler! Wahrhaftig, man möchte von Sinnen kommen, wenn man in

diese Jammertiefen hineinschaut. Da hat der Plünderungssturm alles, alles weggerissen; da ist auch mit übermenschlicher Anstrengung kein Wasser aufzutreiben, und den einen Brunnen, der noch Wasser hat, geben die Soldaten nicht frei, wenn man sie niederschöße! Da sind im ganzen nur acht französische Ärzte, und die wenigen Sanitätsvorräte, die sie mitgebracht, sind meistens verloren gegangen. Haben sie doch heute schon ein totes Pferd abgezogen und daraus Beafsteaks für die hungernden Verwundeten gebraten. Und viertausend verstümmelte Menschen, die seit gestern auf Hilfe und Erquickung warten! Ist's nicht zum Rasendwerden? Da liegen die armen Schlachtschafe . . . in den Schloßräumen 900, im Schulhaus 500, in unserm Hause 96, in jedem Bauernhause 10, 20, 30, in einigen bis 60 Mann. Sie wissen gar nicht in welche öde Wüste der Krieg sie geworfen — sie bitten, flehen, stöhnen, wimmern so kläglich, so herzzerreißend: „à moi, à moi!“ „zu mir, zu mir!“ „Wasser, nur einen Trunk Wasser.“ Und wir stehen da, wir schauen sie an, wir hören ihr Jammergeschrei, wir weinen mit den Unglückseligen, wir möchten so gerne helfen — unaussprechliche Wehmut spricht aus ihren matten Augen — wir können nicht helfen. Sie müssen also verhungern und verschmachten? Ja, Viele, Viele sind schon verschmachtet! Viele haben schon unter entsetzlichem Todesringen den Geist aufgegeben . . . . und wir stehen da, gehen von einer Marterhöhle zur andern und sehen zu . . . . wir sehen die verstümmelten Leiber in der Fieberhitze sich krümmen, die aufgehobenen Hände hilflos zurückfallen, die starren Augen im Tode brechen — wir sehen es, und können nicht helfen. O, wer solches noch nicht erfahren hat, der kann wohl daheim über Krieg und Sieg viel phantasieren, er hat aber noch nicht aus der Tiefe rufen gelernt:

„Verleih uns Frieden gnädiglich,
Herr Gott, zu unsern Zeiten.“

So geht der Sonntag vorüber; ein ewig langer Leidenstag für die Gesunden und Kranken. O, was wird noch entstehen, wenn dieser Hungers- und Wassersnot nicht Abhilfe geschieht! Wenn diese schwüle pestilenzialische Luft nicht verscheucht, nicht verbessert wird! Der Jammer hat allenthalben seinen höchsten Gipfel erstiegen. Es bleibt uns nur ein Trost:

„Wenn die Stunden sich gefunden,
Bricht die Hilf mit Macht herein.“

Und siehe, es läßt sich an, als wolle der allmächtige Gott sich unser erbarmen und uns heute noch ein Angeld schenken, daß wir nicht vergehen sollen in unserm Elend. — Es ist Abend geworden. Der Himmel bedeckt sich mit schwarzen Wolken. Ach wenn doch ein Wetter käme, ein Regenguß, ein mächtiger Platzregen! Welche Wohlthat! Nur ruhig, es blitzt und donnert in den Bergen —, die Elemente müssen uns zu Hilfe kommen. Das Gewitter rückt näher, es lagert über'm Schlachtfeld, die Donnerschläge dröhnen gewaltig, es wird immer dunkler; jetzt regnet's . . . wahrhaftig, es regnet . . . . es regnet stark und stärker . . . . o, seid gesegnet, ihr kühlenden Fluten — rauschet fort noch eine Stunde, die ganze Nacht hindurch, und ergießet in Strömen Labsal auf die dürre Erde, in die brennenden Herzen! — Und es regnet fort, als wären die Schleusen des Himmels aufgethan — wir schauen zu und wissen gar nicht, wie eigentümlich uns zu Mute wird; man kann's nicht aussprechen, welchen wohlthuenden Eindruck dieses Plätschern auf Leib und Seele macht. — Ja, jetzt könnte man sich hinlegen und ruhen von allen Mühseligkeiten der vergangenen Tage . . . schlafen, und wär's am harten Boden — schlafen wie ein Toter, einen langen, langen Schlummer . . . . Aber wir dürfen nicht ruhen; die Truppenzüge fahren und reiten und marschieren ununterbrochen vorüber, und wie gestern, so auch heute brechen die Soldaten in alle Häuser und Gehöfte ein. Sie wollen Stroh fürs

Lager, Stroh zur Bedeckung . . . „Wir haben ja kein Stroh mehr!“ „So nehmen wir Garben!“ „Nehmt in Gottes Namen alles!“ — Plötzlich ist's ruhig im Pfarrhof . . . da draußen steht eine Schildwache vorm Thor im Regen und läßt keinen Menschen mehr herein. Wer hat sie hingestellt? Ich weiß es nicht. Ist's eine That des Erbarmens, die der kommandierende General mir erwiesen? Wahrscheinlich. Ich bin einstweilen dankbar; wohl hab ich nichts mehr zu verlieren, aber ich bin doch geschützt in dieser stürmischen Nacht. Aber horch, welch Schreien und Jammern vom Schloßgarten herübertönt! . . Zu Hilfe! zu Hilfe! um Gotteswillen . . . Das sind unsere Verwundeten, die wir aus der Kirche getragen: die liegen ja unter freiem Himmel. Großer Gott! vorhin im Sonnenbrand, jetzt im Wasser . . . Geschwind fort, die gehen zu Grunde; wir müssen sie retten. Die armen Jungen, wie sie frieren, mit den Zähnen klappern! Wie sie bitten, winseln um Obdach und Hilfe! Wir fassen sie an, einen nach dem andern, tragen sie aus dem Regen hinunter in die Schuppen, in die Ställe, zu Hunderten. Mehrere sind am Verscheiden: „o mon Dieu! o ma mère!“ Die sterben diese Nacht. Dort drüben kämpft einer unter entsetzlichen Schmerzen den letzten Todeskampf und befiehlt geduldig seinen Geist in Gottes Hände; ein anderer, noch hör ich's in meinen Ohren, haucht unter schrecklichem Wehegeheul sein Leben aus. Endlich sind alle untergebracht. Stöhnen und Wehklagen verstummen allmählich unter des Regens Geplätscher. — Gute Nacht, ihr Armen! bis die Morgenröte graut, ist wieder manches Auge im Tode geschlossen.

Die erste Hilfe.

Montag, den 8. August.

Endlich ist auch diese Nacht überstanden. Wir haben doch einige Stunden schlafen können. Die Schildwache steht noch vorm Hause; der gute Bursche ist bis auf die Haut durchnäßt; — es hat ihn eben, wie er sagt, niemand abgelöst. Es hat sehr viel geregnet. Die Luft ist ganz anders: frisch, rein — wir atmen wieder frei auf. Die Pulver- und Leichendünste sind fort; die Blutlachen weggewaschen. — Wir haben Wasser vom Himmel, wenigstens für diesen Tag. Gottes Güte sei gepriesen für die erste Hilfe, denn ohne diesen Regen wäre sicherlich die Pestilenz über uns hereingebrochen. Nun aber ist diese Gefahr abgewendet. — Wir sind wie neu geboren; es kehrt wieder Mut und Hoffnung in die Herzen ein; denn nach der ersten Gotteshilfe dringt jetzt auch die erste Menschenhilfe zu uns herüber. Sie kommen aus den Nachbargemeinden und bringen ihre Liebesgaben: Milch, Suppe, Brot, oder was sie sonst ihrer eigenen Not abbrechen können. Da kommt der Pfarrer aus Jägerthal* mit Nahrungsmitteln und nimmt auch noch unsere kleinsten Kinder mit und beherbergt sie eine ganze Woche; es kommt der Pfarrer von Langensulzbach** und legt allerhand Proviant, auch Geld in unsere Hände. Es kommen Freunde aus Hagenau, zu Wagen, und schenken uns Schokolade, Reis, Fleisch, Decken, und nehmen auch gleich eine Anzahl Verwundeter mit in ihre Pflege. Es kommen Vorräte aus Straßburg, ebenfalls Schokolade, Kaffee, Gries, zwei mäch-

* Hackenschmidt.

** Jäger.

tige Kalbsbraten. Wenn wir nur alle die Gaben noch wüßten! Gott kennt sie; er vergelte den edeln Gebern alles an Seinem Tage! Es kommt auch eine Kiste von der Großherzogin von Baden mit dürrem Obst, Speck, Pumpernickel rc. rc. O, welchen Trost bereiten uns alle diese Zeugnisse brüderlicher Teilnahme, welche jetzt den Weg nach unserm unglücklichen Fröschweiler finden! Es ist aber auch hohe Zeit. Viele Einwohner taumeln umher wie wahnsinnig vor Hunger und Erschöpfung. — Jetzt kann der allergrößesten Not gesteuert werden. Gott segnete das wenige; es wird schon noch mehr kommen; gewiß . . . Und wunderbar — wir finden auch etwas köstliches, dessen Wert wir nicht genug schätzen können. Da kommt ein Bauer und sagt, da draußen im Feld liege ein großes Faß, und da sei noch etwas drin, ob man's nicht holen solle für die Leute, für die Verwundeten? — „Geschwind nehmt Kübel und Krüge und holt's, was es auch sei, und bringt's her, wir teilen es aus" . . . Der geht und kommt bald wieder und bringt drei große Krüge voll des besten Kognak . . . . Wir eilen damit fort und stellen das Labsal zur Verfügung der Ärzte ins Schloß, ins Schulhaus: ein stärkendes Tröpflein für viele! Wir finden noch etwas, ja noch viel mehr, wenn auch unter unsäglichen Strapazen. Da reitet an der Spitze eines Husarenregiments ein stattlicher Offizier, hoch zu Roß, doch wohlwollenden Angesichts. Was gilt's, in dem schlägt ein warmes Herz unterm strammen Waffenrock! Wir wagen es, hilft's nichts, schadet's nichts. Wir treten vor ihn, bitten um Lebensmittel für die Verwundeten; es könnte uns ja so eine Proviantkolonne etwas abtreten von ihrem Überfluß rc. Er hört uns teilnehmend an, kommandiert seinen Leuten: Vorwärts, macht Kehrt! gibt ein Zeichen, ihm zu folgen, reitet das Dorf hinab, ich hinterdrein: so nah, so rasch wie möglich; ja, ja, was wird aus mir werden? Er trabt immer weiter, das Feld hinein, ich

folge nach im Kot bis an die Knöchel, ich kann schier nicht mehr mitkommen, aber es muß gehen . . . Endlich, ich denke meiner Lebtage dran, drunten gegen Wörth stoßen wir auf die ersehnte Proviantkolonne . . . Halt! „Herr Pfarrer, was wünschen Sie?" — „Was Sie mir geben; je mehr, je lieber!" — „Geben Sie gleich dem Herrn Pfarrer einen Sack Kaffee, einen Sack Reis, zwei Kisten Zwieback und einen Sack Salz!" — spricht's und sprengt seinem Regimente nach. Wer ist's gewesen? Ich habe nicht gefragt. Mir ist's wie ein Traum; ich weiß mir vor Freude nicht zu helfen. Aber die Nahrungsmittel sind kein Traum; der ganze Vorrat wird mir sofort übergeben, ich gehe nach Hause, schicke einige Bauern mit Schubkarren hinaus; sie bringen die Beute ins Lazaret — so, Gott sei Dank — jetzt schaltet und waltet und kochet und speiset die Kranken und helfet, wo noch zu helfen ist. Ja, fürwahr, bis hieher hat uns Gott gebracht durch seine große Güte. Jetzt sind wir gerettet, jetzt sind die bleichen, grinsenden Schreckbilder der Pestilenz und Hungersnot von uns abgewendet. Jetzt kann allenthalben an den Einwohnern und an den Verwundeten Samariterhilfe in Ausübung kommen. Was jene betrifft, so sind sie schon einigermaßen getröstet, sie fangen an zu glauben und zu erkennen, daß auch diese Kriegstrübsal wieder ein Ende nehmen werde. Die schwersten Erschütterungen sind überwunden, die erste Hilfe hat sie beruhigt, gestärkt und ihnen die Hoffnung gegeben, daß sie auch fernere Teilnahme finden werden. Die Flüchtlinge sind zurückgekehrt und merken nun auch, daß keine Gefahr mehr vorhanden ist. Nirgends, oder doch bei den allerwenigsten, offenbart sich Zorn und Bitterkeit; sie sind gefaßt, erkennen Gottes große Führungen und ergeben sich geduldig ins unvermeidliche Schicksal. Wir werden später noch sehen, wie die barmherzige Liebe von allen Seiten, aus allen Landen sich über unsere Gemeinde ergossen hat. Was die Verwundeten anbelangt, wollen wir nun über

deren fernere Pflege und Versorgung hier noch näheres mitteilen.

Weitere Pflege der Verwundeten.

In der vergangenen Nacht sind wieder viele gestorben. Was wunder? Seit Samstag verwundet und die meisten ohne ärztliche Hilfe, ohne ein Krümchen Brot, ohne einen Tropfen Labsal! Sie mußten ja unterliegen. In unserm Schuppen sind auch mehrere Leichname. Die Toten werden allenthalben zu den hintern Scheunenthoren hinausgeschafft und in die Grasgärten begraben: ein Baumreis oder zwei übereinander genagelte Holzstäbe bezeichnen die Ruhestätte. Viele unserer Leute denken gar nicht daran, daß die Turkos samt und sonders Muhammedaner sind, und so pflanzt denn manch Bäuerlein in seiner guten Einfalt ein Kreuz auf des verscharrten Turko Grab! Der Christenglaube mit seiner großen Auferstehungshoffnung ist doch noch eine Macht in unserm Volke.

Für die Lebenden aber können jetzt bessere Rettungsmaßregeln getroffen werden. Es sind ja die unentbehrlichsten Heilmittel vorhanden. Gehen wir zuerst in's Schloß. Du liebe Zeit! welche Veränderung! Wie sind die schönen freundlichen Räume zu einer großen Greuel- und Jammerstätte geworden! — Überall Verwundete, nur wenige Zimmer sind frei geblieben. Die Küche ist von den Ärzten in Beschlag genommen. Die Scheunen, Stallungen, Schuppen, Futtergänge sind überfüllt; wie gesagt: 900 blutrünstige Menschen. Das kann unmöglich so fortgehen; ein wahrer Pesthauch qualmt aus allen diesen Elendshöhlen. Die Ärzte selber

sagen: wenn nicht Luft und Raum gemacht wird, so haben wir in zwei Tagen den Typhus. Aber was anfangen? Aus Jägerthal, Niederbronn, Hagenau, Sulz sind freilich schon wieder Freunde da, um Verwundete zu holen; — sie thun, was sie können, aber im ganzen ist die Erleichterung doch eine geringe; und zum Forttransportieren der Leute fehlen uns die Fuhrwerke; auch wird jede Bewegung durch die ewigen Truppenmärsche gehemmt ... Not bricht Eisen! „Wie wär's", sag' ich zum Oberstabsarzt, „wenn wir aus der Gesamtmasse der Verwundeten die leichter Verwundeten wegnähmen und im ganzen Dorfe, wo etwa noch Raum in Kammern und Scheunen vorhanden, in kleineren Abteilungen unterbrächten?" — Der meint, das könnte gelingen. Wir gehen in die Scheunen, Ställe und Schuppen und rufen: „Wer kann noch marschieren? Heraus! heraus!" O unvergeßlicher Augenblick! sie antworteten von allen Seiten: „moi, moi, moi aussi! nehmt mich mit! führet mich fort!" Sie erheben sich, die bleichen, starren Lazarusgestalten an allen Enden, sie schwanken, kriechen auf allen Vieren heraus in's Freie, im Nu ist's eine lange Krüppelkolonne, und vorwärts geht's, stöhnend, hinkend, krabbelnd, ein bunter Märtyrerzug, zum Schloßthor hinaus, die Straße neben den fröhlich einherschreitenden Truppen entlang, und stationenweise, wo noch ein Plätzchen frei, werden zwei, drei — vier, sechs dieser Unglücklichen abgesetzt, einquartiert bis auf weitere Verfügung. Die Bauern nehmen sie auf zu den andern; die Frauen, Jungfrauen, wer Herz und Hände hat, pflegen sie einstweilen und versorgen sie mit dem, was sie haben, wie es eben gehen kann. Freilich heißt's in manchem Hause: „Was sollen wir denn um Gotteswillen für sie kochen?" — „Kocht Wasser und Salz und etwas Grünes oder ein Paar Kartoffeln dazu .... Marsch, wir müssen weiter!" — Gottlob, auch dieses Unternehmen ist gelungen. Aber seltsam mit diesen Kranken: sie möchten nur alle fort,

weit fort aus unserer Mitte, gleichviel wohin, in welches Dorf, welche Stadt oder Gegend -- das ist der Schrecken, das Heimweh, die Hoffnung . . . aber wir können's nicht erzwingen. Sie müssen bleiben, bis ihre Stunde kommt.

In den Schloßräumen ist jetzt die unmittelbare Gefahr ansteckender Seuchen beschworen. Es kann mit einiger Ruhe und Ordnung gearbeitet werden. Die wenigen Ärzte sind frisch auf dem Plan. Große Transporte von Wasser werden aus Reichshofen gebracht. Die Wunden werden ausgewaschen, verbunden — leider fehlt's gar sehr an Verbandzeug. — Im Hofe steht der Operationstisch; da werden, in schweren Fällen, die Menschenleiber darauf gelegt und die zerschmetterten Glieder, Arme und Beine, fallen unter der Säge, wie Holzsplitter unter der Axt des Waldmanns. Da gibt's Auftritte! Marterbilder! Wehegeschrei! Und doch mitten in den furchtbarsten Schmerzen diese Geduld, diese eiserne Standhaftigkeit! Wie froh sind die Armen, wenn endlich diese qualvolle Reihe an sie kommt; wie dankbar, wenn nach ausgestandener Operation einige Linderung die zerschlagenen Gebeine durchströmt, ein Hoffnungsstrahl die verschmachtende Seele erleuchtet! O, was kann man da lernen! Den Ärzten zur Seite stehen die paar Krankenwärter; vor allen unermüdlich auf den Posten die zwei prächtigen Söhne des Grafen. Sie heben, tragen, waschen, verbinden, dienen wie Felddiakonen mit einer Aufopferungsfreudigkeit, mit einer Selbstverleugnung, die jedermann Bewunderung einflößt. Ebenso die Gräfin. Mit stiller Ergebung trägt sie die große Last und Hitze dieser Tage. Mit mütterlicher, sorglicher Liebe überwacht und ordnet sie alles, was zum Wohl und zur Rettung der verwundeten Krieger beitragen kann. Auch die Dienerschaft wetteifert in emsiger Geschäftigkeit, und, daß wir sie nicht vergessen, die jugendliche Karoline Hiller: diese Selbsthingabe! diese Ausdauer! diese Todesverachtung!

Wie im Schloß, so geht's auch im Schulhaus. Dort schaltet und waltet der Oberstabsarzt, unser lieber Sarasin, ein edler, unvergleichlicher Mensch, angethan mit heldenmütiger Energie und herzgewinnender Freundlichkeit. Dort arbeitet er jetzt im blutigen Laboratorium an Hunderten verstümmelter Mitmenschen. Soeben hat er einem Kürassier-Offizier, einem wahren Goliath, den Arm abgenommen, nachdem er ihm eine starke Dosis Kirschwasser eingeschüttet. Wie ein wildes Tier bäumt sich der ungeheure Körper, aber in einem Augenblick ist's geschehen; schon hat er wieder einen andern unter den Händen. Die jungen Hilfsärzte besorgen das weitere. Fleischbrühe und sonstige Stärkungsmittel stehen zur Verfügung. Auch dort sind einige Krankenwärter. Der Schullehrer und seine Familie leisten kräftige und freudige Mithilfe. Einer meiner Brüder besorgt die Kranken im elterlichen Hause (die lieben Alten sind wieder ausgewandert), greift auch sonst überall, wo es schwere Arbeit gibt, mit unverdrossenem Eifer zu. Im Pfarrhause geschieht, was möglich ist. Unsere Milch leistet gar köstliche Dienste. Ach, es sterben so viele; auch der liebe junge Sergeant ist im Verscheiden. — In allen andern Häusern hilft und dient die barmherzige Liebe. Wenn nur mehr Ärzte da wären; es ist rein unmöglich, daß die wenigen nur im Schloß und Schulhaus mit dem notdürftigsten ersten Verbande fertig werden. — Im Dorfe liegen sie noch fast alle in ihrem Blute, und der Tag ist wieder sehr heiß — das Herz möchte einem brechen — sie klagen, heulen, murren . . . ja sie glauben sogar, man wolle ihnen geflissentlich nicht zu Hilfe kommen: „Ist denn niemand da, der Erbarmen mit uns hat? Sind wir denn Hunde, daß man uns mitleidslos zu Grunde gehen läßt?" — Gott siehe darein, daß doch bald mehr Ärzte und mehr Krankenwärter nach Fröschweiler kommen. In Elsaßhausen, wo eine ungeheure Zahl von Verwundeten in Häusern, Ställen,

zwischen Ruinen, auf Dunghaufen liegt, sind schon deutsche Ärzte. Die regieren und hausen dort mit absoluter Machtvollkommenheit. Sie lassen niemand in's Gebiet, in's Dorf. Mögen sie thun, was sie können; sie thun es; wenn nur Menschen gerettet werden, wir sind's zufrieden, wir danken von Herzen. Es wird gewiß auch hier noch mehr geschehen; wenn nur erst diese Nacht noch einmal vorüber ist. Die Nachricht von dem entsetzlichen Elend auf dem Schlachtfelde ist ja schon nach allen Landen hinausgedrungen; nur Geduld . . . Heute ist schon wieder viel Jammer gestillt worden. Wir haben Speis und Trank erhalten; vielen Verwundeten ist der erste Samariterdienst widerfahren. Gott wird weiter sorgen.

Die württembergischen Aerzte.

Wenn doch nur einmal diese Truppenmärsche vorüber wären! Dieses ewige Tosen, Prasseln, Traben, Johlen, Tag und Nacht ohne Aufhören! Man wird ganz abgestumpft durch die immerwährende Betäubung. Wo sie nur alle herkommen? und frägt man, ob sie denn nicht alle bald da sind? so lachen sie und sagen: „Noch lange nicht; es kommen noch viele." Und was sie alles mitschleppen! Wagen, Karren, Kisten, Fässer, Backöfen, Telegraphenstangen, Ochsenherden — eine ungeheure Kriegshaushaltung — o weh! die gehen sogleich nicht wieder nach Hause.

Endlich ist die Nacht doch auch wieder vergangen: walt's Gott, der neue Tag wird neue Hilfe bringen. Die schwerste Trübsal ist ja überstanden. Man gewöhnt sich auch nach und nach an dieses jämmerliche Leben; ja fürwahr!

man ergibt sich noch ziemlich rasch in die unvermeidliche Heimsuchung; wer das nicht könnte, müßte aufgerieben werden . . .

Während diese Hoffnungen und Morgengedanken unsere Seele bewegen, tritt zu uns herein ein kleiner, schon bejahrter Herr in württembergischer Uniform, gefolgt von mehreren jungen Leuten, wünscht: „Grüß Gott!“ und sagt dann in befehlendem Tone: „Herr Pfarrer, ich muß sofort zehn bis zwanzig Scheunenthore haben, wo kann ich die kriegen? Wo wohnt der Bürgermeister?“ — „Scheunenthore?“ — „Ja, aber gleich, ich muß sie gleich haben!“ — „Da nehmen Sie zuerst das meinige — dort unten, rechts wohnt der Bürgermeister — mit den Scheunenthoren wird's aber nicht überall fix hergehen . . .“ — „Nun, das bringen wir schon fertig — wer's nicht gutwillig gibt, dem schlagen wir's ein.“ — Das ist kategorisch, aber der Mann hat Recht, in solchen Zeiten kann man nur mit Gewalt etwas ausrichten. — „Was wollen Sie denn mit den Scheunenthoren anfangen?“ — „Das werden Sie gleich sehen.“ — Es folgt eine unheimliche Pause. — „Was halten Sie denn von diesem Krieg?“ — „Das will ich Ihnen sagen: Jetzt wird noch eine Hauptschlacht geschlagen, dann gehen wir nach Paris — dort konventionieren sie noch eine zeitlang — schmeißen den Kaiser weg — wir nehmen die Stadt ein und die Geschichte ist fertig“, spricht's und geht zum Bürgermeister. Mir fährt der trockene Prophetenton durch alle Glieder. Wie oft hab' ich aber seitdem an das dicke Männlein gedacht! . . . Wie er beim Bürgermeister angekommen, welche Maßregeln er getroffen, um in den Besitz der verlangten Scheunenthore zu gelangen, weiß ich nicht genau — es hat, glaub' ich, da und dort Auftritte gegeben — es währt aber keine halbe Stunde, so sind die Scheunenthore schon alle im Schloßgarten. Dort werden sie auf große Pfähle gelegt, im Nu ist ein weites, luftiges Lazaret im Freien errichtet, und dann geht's an die Arbeit. Wo die Ver=

wundeten in den Schloßräumen noch zu dicht bei einander liegen, werden sie aufgegriffen, hinausgetragen, auf Stroh gebettet, gewaschen, verbunden — wirklich ein herrlicher Gedanke! 's ist eine Freude zuzusehen, wie dieser Mann mit seinen Leuten, ohne sich um die französischen Ärzte zu kümmern, ohne sie im geringsten zu behelligen, kommt und geht und kommandiert und arbeitet mit einer Energie, mit einer Umsicht, die uns alle in Erstaunen setzt. Und aber auch eine Freude ist's zu sehen, wie den Kranken in dieser guten frischen Luft so wohl wird nach langem Schmachten in geschlossenen, mit Pesthauch erfüllten Schuppen und Ställen. Jetzt geht's besser! Jetzt geht's vorwärts! Glück zu, wir bekommen einen neuen Befreiungstag! — Unser Doktor ist aber mit seinem Lazaret im Schloßgarten nicht zufrieden. Nachdem dort das Wichtigste und Nötigste gethan ist, geht er weiter in die Häuser, wo seit Samstag und Sonntag die Verwundeten in ihrem Blute liegen und noch keine ärztliche Hilfe empfangen konnten und fangt an, Franzosen so gut wie Deutsche, zu operieren, zu verbinden und zu pflegen. Man kann sich denken, wie froh und dankbar wir sind für diese unschätzbare Handreichung. Es ist wahrlich aber auch die höchste Zeit! Wir hätten es nie geglaubt, daß Menschenblut so rasch in Verwesung übergehen würde; daß Wunden an jungen, gesunden Körpern so schnell in Brand und Verjauchung geraten könnten. Aber es ist leider nur zu wahr. Viele, viele unserer Verwundeten sind heute schon buchstäblich mit Würmern bedeckt! Was würde da entstanden, was hätte entstehen müssen, wenn nicht heute schon mächtigere Hilfe gekommen wäre!

Aber wir sollen des Trostes und der Freude noch mehr erfahren. Da rückt soeben eine Schar von zwölf Jünglingen an, den Tornister auf dem Rücken, freiwillige Krankenwärter aus Berlin. Sie sind in selbstverleugnender Nächsten-

liebe herüber geeilt und wollen hier, wo es not thut, Hand anlegen zur Rettung der verwundeten Brüder. Seid gesegnet, ihr edlen Fremdlinge, in dieser harten blutigen Schule des Lebens! Gehet hin mit den Ärzten in die Häuser zu den todesmüden Kriegern! helfet reinigen, verbinden, pflegen, retten, was noch zu retten ist. Und sie gehen hin in den Schloßgarten, in's Schulhaus, in alle Häuser zn allen Verwundeten, und bald ist das erste Samariterwerk vollständig vollbracht; ist kein einziger mehr im Dorfe, dem nicht Linderung widerfahren wäre. Wir sind überglücklich: wir können nicht genug danken für all die Teilnahme und Hilfe, die uns heute schon geworden. Ja, wir dürfen sagen: je höher die Sonne am Himmel steigt, desto mächtiger dringt die Liebe mit ihren Gaben und Opfern zu uns herüber. Unsere Freunde, unsere braven Landsleute kommen von allen Richtungen her, aus vielen Städten und Dörfern des Unterelsaßes (wir können sie unmöglich alle nennen) und bringen Nahrungsvorräte, Rettungsmittel aller Art. Aus der Nähe von Weissenburg sendet einer ein ganzes Faß voll frischen Schweinefleisches nebst einem Fäßchen köstlichen Weines. Droben im Hanauerland ist ein anderer auf denselben Gedanken geraten. Was soll ich sagen? Schon tausendmal hab' ich seitdem gedacht und gesagt! „So, wie Ihr mich damals mit meiner Gemeinde in fürchterlicher Drangsalshitze erquickt habt, so erquicke Euch der Herr im letzten Stündlein!“ Auch von Straßburg sind wieder Vorräte angelangt: Reis, Kaffee, gedörrtes Gemüse und sonstiges für die Küche; auch ein großes Faß roten Weins. Es wird bekannt gemacht, die Einwohner sollen sich in den Pfarrhof begeben; die Liebesgaben werden ausgeteilt; jeder Notleidende, und das sind ja alle, empfängt wenigstens eine „Kochet“, und es hat auch so weit gereicht, daß jede Haushaltung einen Liter Wein erhält.

Unsere Wohlthäter von nah und fern kommen aber

mit ihren Wagen, denn sie wollen nicht bloß bringen, sondern auch mitnehmen — mitnehmen die Verwundeten (wir können sie doch hier nicht sorglich genug pflegen) in ihre Häuser, in ihre Betten, in ihre aufopferungsfrohe Liebeshut. Sie laden sie auf, der eine zwei, der andere vier, der dritte sechs, die andern zehn, je mehr je lieber, je mehr, je besser für die Kranken selbst und für uns alle. Und so wird denn die allergrößte Menge gelichtet; es gibt Luft, Befreiung an allen Enden — und morgen, gewiß morgen geht es wieder so und alle Tage, bis endlich die Verwundeten, zerstreut im ganzen Lande, ein gastfreundliches Obdach, eine liebevolle Pflegestätte gefunden haben. Dort können sie dann ruhen von der blutigen Arbeit, ruhen in Freundeshänden, an Freundesherzen, bis sie genesen und erstarken zu neuem fröhlichen Leben, oder auch (ach so viele!) einschlafen, walt's Gott, zur letzten ewigen Ruhe. — Wir werden wohl noch einmal von ihnen reden; namentlich davon, wie sie in den Lazareten der Umgegend gepflegt worden sind, und welche seelsorgerlichen Erfahrungen wir an manchem Kranken- und Sterbebett gemacht haben. Wir schreiten heute noch zu einem andern Rettungswerk, welches keine Stunde mehr länger aufgeschoben werden darf.

Das Begraben der Toten.

Es sind, wie schon mitgeteilt, in der ersten Schreckensnacht vom 6. zum 7. August schon manche Tote, namentlich deutsche Offiziere und Soldaten, von ihren Kameraden und Mannschaften bestattet worden. Auch haben wir gesehen, wie am Sonntag, auf Befehl des Generals v. d. Tann, in der Nähe des Dorfes einige größere Gräber

gemacht und mit Leichnamen angefüllt worden sind. Den Totenwagen haben wir zum Dorfe hinausbegleitet. Auch die vielen Verwundeten, welche seit Samstag abend gestorben sind, schlummern bereits im Schoß der Erde. Im Ganzen ist also doch schon, allein in Fröschweiler, eine große Anzahl von Opfern zur Ruhe gebettet. In den umliegenden Ortschaften Wörth, Görsdorf, Spachbach, Gunstett rc. rc. ist dasselbe geschehen. Aber was sind die paar Hunderte gegen die Masse, gegen die Tausende von Menschen und Pferdeleichen, die noch draußen auf dem Schlachtfelde liegen? Und in welchem Zustande sind bereits, nach drei Tagen, diese entseelten Opfer des blutigen Tages! Die brennende Hitze, dann Regen, dann wieder dieselbe Hitze . . . Man darf sie nicht beschreiben . . . Der Verwesungsgeruch verpestet die Luft . . . Das kann unmöglich noch länger dauern. Wir sind auch schon mehrmals aufgefordert worden, die Toten zu begraben und das Schlachtfeld zu reinigen. So eben ist wieder ein Befehl ergangen: Wenn die Einwohner nicht Hand anlegen, daß alle Leichname gesammelt und verscharrt werden, so wird das ganze Dorf übern Haufen geschossen! — Der spricht noch kategorischer, als der Mann mit den Scheunenthoren! „Das Dorf wird übern Haufen geschossen!“ O goldwertes Wort für so manchen, der bis jetzt sorglos und selbstsüchtig hinterm Laden gelegen und gemächlich zugeschaut hat, während andere allein sich in die Bresche gestellt haben. — Jetzt werden die Leute zusammengetrommelt: „Es wird bekannt gemacht, es solle jeder Bürger, der schaffen kann, hinunter auf den Kirchenplatz kommen und soll Haue und Spaten und Schaufeln mitbringen, daß die Toten begraben werden.“ — Im Nu sind alle versammelt, Männer, Jünglinge, Weiber, Jungfrauen, ein ganzes Heer von Totengräbern — und hat sich wieder der eine oder der andere verschlüpft und ist nicht erschienen, so wird er an den Ohren geholt, mit Gewalt herangezogen: „Du mußt, sonst

wird dir dein Haus überm Kopf zusammengebrannt". Und ist's auch mit dem Zusammenschießen und Niederbrennen nicht so ernstlich gemeint . . . es gibt Menschen in solchen Zeiten, die nur marschieren, wenn sie müssen, wenn der Schrecken ihre Füße beflügelt.

Wo fangen wir nun aber zuerst an? Vor allen Dingen müssen die toten Pferde, die schon so abscheulich aufgeschwollen sind und einen so gräßlichen Gestank verbreiten, fortgeschleppt und verscharrt werden. — „Wie wär's, sagt einer, wenn wir Feuer unter die Tiere machten und verbrenneten sie da, wo sie liegen?" Wir schleppen Holz hinaus, machen einen Scheiterhaufen, versuchen das Pferd darauf zu bringen — es geht nicht! Man kann das stinkende Aas nicht mehr anrühren. Das Tier ist zu groß, man müßte für jedes Pferd eine ungeheure Menge Holz verbrauchen . . . Der Versuch wird aufgegeben . . . — „So wollen wir sie hinunter in's Hummelloch schleifen, in die tiefen Waldgräben werfen und mit Erde überschütten . . ." — Das könnte besser gelingen. „Wer hat noch Vieh?" — „Geh. hol deine Ochsen; spann sie an die Pferdeleichen —, schaff sie fort, so schnell, so viel du kannst!" Der macht ein Gesicht und wehrt und sperrt sich . . . „Du mußt! ich sag dir, du mußt! oder ich verklag dich auf der Stelle, und Gott soll dir genaden . . ." — Das wirkt, er geht und holt seine Ochsen, ein anderer seine Kuh — ein dritter spannt zum zweiten . . . sonderbar, das Vieh sträubt und bäumt sich vor Ekel — will nicht stehen bleiben, nicht ziehen . . . Es geht wieder nicht . . . aber es muß gehen; endlich geht's, und mit Gewalt und Schlägen bringen wir doch einige Pferdeleichen fort — hinab gegen den Großenwald, in die tiefen Gründe des „Hummelloch"; dort werden von beiden Seiten große Erdmassen darauf geworfen. Die sind aus dem Wege. Aber leider bleiben die meisten noch liegen. Unsern Tieren fehlt die Kraft zum Fortschleppen und im Hummelloch mangelt's

an Raum zum Verschütten. Wir müssen uns bescheiden, Gruben auf dem Schlachtfelde zu machen und die Pferde da, wo sie gefallen sind, so gut es gehen kann, zu vergraben. Das ist eine Arbeit; in die harte Erde ein solch großes, steifes, stinkendes Tier zu verscharren! Was wir da sehen, riechen, verschlucken müssen! du mein Gott! es dauern einen nur die Weiber und Mädchen; der Ekel wird sie noch umbringen; aber es muß sein, wir haben ja das Schlimmste zu befürchten.

Zugleich geht's an's Begraben der gefallenen Krieger. Wie treiben wir's da, daß alles in Ordnung zugehe, daß die kostbare Zeit und die vorhandenen Kräfte gehörig benutzt werden, daß keine Toten im Walde, in Gräben und an Zäunen liegen bleiben? Das beste ist, wir sondern uns in größere Abteilungen und übergeben einer jeden ihr besonderes Gebiet. Unmittelbar hinter den Häusern fangen wir an und patrouillieren, die einen rechts bis dahin, die andern links bis dorthin! Andere wieder in anderer Richtung, zunächst im engern Kreise, ums Dorf herum, dann in weiteren Kreisen, durch die Gärten in die Felder, Wiesen, Weinberge, Wälder hinaus. Wo Tote liegen, wird Halt gemacht; die Leichname werden zusammengetragen, 4, 6, 10, 18, 30, je nachdem der Kampf gerade an dieser Stelle heftiger gewütet hat. Ein kleineres oder größeres Grab wird, unter unsäglichen Mühen, ausgeworfen und die starren, entstellten Schlachtopfer, aus beiden Nationen, von allen Waffengattungen, werden samt ihren Kleidern neben und übereinander in die Tiefe gesenkt. Wer sind sie alle, diese teuern, in der Blütezeit des Lebens dahin gerafften Helden? Wo ist ihre Wiege gestanden? Welches Eltern- oder Geschwisterherz wird bei der Todeskunde bluten und brechen? In welchem Seelenzustand ist der Gefallene von hinnen gefahren? Wir wissen es nicht! Wir können es im Drang der Arbeit und des Jammers nicht untersuchen — Gott weiß es. — Wir betten sie als Unbekannte in unsere

heimatliche Erde, da mögen sie ruhen im stillen Todesschlummer bis zum großen Tage der Auferstehung. Wie gerne würden wir alle diese Leichen mit jener Pietät und Liebe behandeln, welche getauften Christen gebührt und überall zu teil wird. Wie gerne würden wir sie von ihrem Blute reinigen, mit Sterbekleidern schmücken, in Särge legen, begraben, jeden einzelnen in sein eigenes Grab und ihre Namen auf die Kreuze schreiben, unter denen sie schlafen! Aber von dem allen kann keine Rede sein. Es sind der Opfer zu viele, und sie müssen, wegen der Gefahr für die Lebendigen, von der Erde verschwinden. Wir ziehen weiter in der eingeschlagenen Richtung. Schon wieder sind's 6, 8, 12—15 Leichen. Überall, wo ein Erdhügel sich erhebt, ein Graben sich öffnet, ein Zaun oder eine Baumgruppe sich befindet, liegen die Gefallenen zahlreicher. Die schwere Arbeit beginnt auf's neue; die einen schleppen die Toten heran, die andern spaten, die andern schaufeln, die andern stehen da und ruhen ein Weilchen; es dauert wohl allemal zwei Stunden, bis eine Grube fertig ist . . . . und warum sollten wir's verhehlen? nicht sechs, sondern höchstens drei bis vier Fuß tief sind die allermeisten; was nicht menschenmöglich ist, kann niemand verlangen. Wie das erste Mal, werden die Leichname so fest als möglich zusammen- und aufeinandergelegt, und über den Erschlagenen wölbt sich der Erdhügel mit dem grünen Reis.

Während wir so auf unserm Gebiete die Beute des Todes verscharren, gehen die andern Abteilungen ihres Weges und vollbringen dasselbe Tagwerk, den härtesten Frohndienst, wenn's nicht ein Liebesdienst wäre, der eine ruinierte Bevölkerung treffen kann. Es wird Abend; erschöpft an Leib und Seele kehren wir heim; was haben wir ausgerichtet? Nicht der zehnte Teil unserer Gemarkung ist durchzogen! Unsere Kräfte sind zu schwach und der Arbeiter sind zu wenig. Es bleibt nichts übrig, als einen Hilferuf an auswärtige Gemeinden zu richten;

sie möchten um Gotteswillen kommen und uns beistehen, morgen, übermorgen, wer weiß wie viele Tage noch, bis endlich das letzte Grab gegraben und der letzte der Gefallenen bestattet ist! Das geschieht denn auch; sie rücken scharenweise heran, aus allen Ortschaften, ganze Kolonnen von Totengräbern, und marschieren kreuz und quer durch Wiesen und Felder. An manchen Stellen liegen enorm viele Tote. Bei Elsaßhausen, gegen den Niederwald hinab, werden 10—12 Meter lange Gräber ausgeworfen. An der Straße von Elsaßhausen nach Wörth verschlingt ein einziges Grab etliche Hunderte von Leichnamen; am nördlichen Ausgang von Wörth wird ein großer Garten in einen Gottesacker umgewandelt; in den Rebgeländen, Schluchten, an den Abhängen gegen das Turkohäuschen, im Bergwald erheben sich ganze Gruppen von Totenhügeln! Es schaudert einen heute noch, wenn man durch diese Gefilde wandelt!

Wie wir in Fröschweiler mit Hilfe auswärtiger Menschenfreunde an der Bestattung der Gefallenen arbeiten, so mühen sich jetzt unter derselben Aufgabe die Einwohner der benachbarten Gemeinden. Allenthalben gilt's, die niedergemähten Garben einzuheimsen, damit der fahle Reiter mit der Pestilenzfackel uns nicht ereile.

Endlich, nach acht bis zehn der qualvollsten Tage unseres Lebens, ist die düstere Arbeit vollendet, sind sie geborgen in der stillen Erde, die Opfer des blutigen Tages. Requiescant in pace! — Aber sag' an: Sind sie jetzt alle, alle begraben? Nein, nicht alle. Wochen, Monate später finden wir noch einzelne, verirrt im Walde, verkrochen in Höhlen, sitzend unter Bäumen im Großenwald — einsam verschmachtet — Totengerippe, denen keine Ruhestätte geworden. — Sie soll ihnen werden: Requiescant in pace! — Doch wie viele sind's denn, junge, hoffnungsreiche Menschenleben, die der 6. August hinweggerafft hat? Deutschland beklagt in seiner

Verlustliste 1585 tote Offiziere und Mannschaften! Wir dürfen mit Gewißheit annehmen, daß Frankreich ebensoviele seiner Söhne beweint. Das sind zusammen 3170. Deutschland verzeichnet 1373 Vermißte; Frankreich wird nicht weniger angeben. Wo sind die Vermißten hingekommen? Wir haben früher ein Drittel davon zu den Verwundeten gerechnet. Sollten wir irren, wenn wir sagen: ein weiteres Drittel ist tot! macht wieder 915 Gefallene. Es sind schon 4085! Und wie viele Verwundete sind unmittelbar nach der Schlacht und in den ersten Tagen vom 6.—10. August gestorben! Gewiß, es sind nicht weniger, als gefallen sind, hernach ihren Wunden erlegen, gibt 8170 Tote! — Machen wir die Rechnung anders: Wir haben auf dem ganzen Schlachtfelde 800 offiziell aufgenommene Krieger-Grabstätten. Ganz selten liegt einer allein; in vielen Gräbern liegen 30, 40, 60, 80 und weit über 100 Mann. Nimmt man durchschnittlich 10 Mann, so kommt obige Zahl heraus; nimmt man, was nicht übertrieben ist, zwölf, so beziffert sich die Gesamtzahl der Gefallenen auf 9600 Mann. Sind's zu viel? Sind's zu wenig? Die Thränen tausender von Familien rufen laut: Es sind ihrer genug, übergenug!

Der erste Gottesdienst.

So vergeht die erste Zeit. Jeder Tag bringt neue Plage und neue Hilfe; doch sind die allerschwersten Nöten überstanden; man sieht und hört wieder von einander, und die Hoffnung auf bessere Zeiten erweckt neuen Lebensmut in den Herzen.

Man kann sich aber gar nicht vorstellen, welch' nieder=

drückenden Einfluß die Zerstörung der Kirche auf das ganze Gemeindeleben ausübt. Jetzt wird's uns erst recht klar, was wir verloren haben. Seit der Zeiger am Zifferblatt der Turmuhr stille steht, leben wir alle so auf's Geratewohl in den Tag hinein; niemand weiß genau, welche Zeit es ist; jeder stellt seine Uhr nach der Sonne Lauf oder nach eigenem Gutdünken . . .

Seit der eherne Mund der Glocken verstummt ist, lagert ein düsteres Schweigen über allen feierlichen Begebenheiten, welche sie vormals mit ihren Klängen begleitet. Kein Morgenbote begrüßt die ersten Sonnenstrahlen; kein Glockenton fällt des Mittags in des Lebens Last und Hitze; kein Abendläuten weckt das Gebet: „Ach bleib bei uns, Herr Jesu Christ." — Stille, mitten im Gewühl und Getümmel, — ach, so peinlich stille kommt und geht die Zeit . . . Und stirbt einer, hüben oder drüben, kein Scheidezeichen verkündet das letzte Stündlein, kein „Grabgesang" ertönt zum letzten Wege! — O, wer es mitempfinden könnte, mit welcher Wehmut diese Vereinsamung unsere Gemüter erfüllt! . . . . Und wenn es jetzt Sonntag wird, — der zweite Sonntag ist gekommen, und rings umher im Lande wallen sie zum Hause Gottes — wo sollen wir unsere Gottesdienste wieder feiern? Die Kirche in Nähweiler ist noch nicht gebaut, zum Glück noch gar nicht angefangen, sonst läge sie vielleicht auch in Schutt und Asche — und hier ist keine Möglichkeit, die Gemeinde zu versammeln, als im Schulhaus. Nun, in Gottes Namen! das Wort und die Gnadenmittel sind uns ja geblieben, und die Kraft dieser ewigen Heilsschätze ist an keinen Ort gebunden . . . Wir ziehen mit unserm ganzen kirchlichen Leben in's Schulhaus.

Die noch daliegenden Verwundeten werden sonstwo untergebracht; alles Stroh, Verband- und Lazaretzeug wird hinausgeschafft; der Boden wird zwei-, dreimal gescheuert, gewaschen, der Blut- und Leichengeruch endlich vertrieben. Die Jammer-

höhle gleicht wieder einer menschlichen Wohnung. — Wir dürfen noch dankbar sein; der Schulsal ist geräumig; er faßt wohl, wenn die Leute demütig und geduldig sind, etliche hundert Seelen. Die Schulbänke werden wieder hereingetragen, etwa zwölf Kirchenbänke werden davor und dahinter und längs der Mauern und Fenster aufgestellt; andere Bänke und Stühle können im Notfall die Leute noch mitbringen . . . Gottlob, es geht, es geht gut, es muß gehen . . . 's ist sonstwo, in ähnlichen Zeiten, schon schwerer gegangen.

Einen Altar können wir freilich nirgends aufstellen; eine Kanzel auch nicht — wir fügen uns in die unvermeidlichen Verhältnisse der Schulkatheder ist hoch genug zum Predigtstuhl, und der Pultdeckel kann auch die heiligen Gefäße zu Tauf und Abendmahl aufnehmen. Ein Harmonium ist aus früheren Zeiten noch vorhanden, und ein Glöcklein wird's nach langer schmerzlicher Wartezeit auch wieder geben . . . So ist denn unser provisorisches Gotteshaus am Abend des 12. August fertig hergerichtet. Unsere Schulkinder gehen von Haus zu Haus und verkündigen den Einwohnern: Morgen um zehn Uhr wird wieder „Kirche" gehalten, und man solle sich beizeiten in der Schulstube einfinden. Und siehe! sie kommen scharenweise das Dorf herunter, schreiten gebeugten Hauptes und gedrückten Herzens an den hohlen Umfassungsmauern der niedergebrannten Kirche vorüber, vereinigen sich in der Schulstube, bald ist der ganze Raum gedrängt voll Menschen — es kommen noch andere — sie rücken noch näher zusammen — alle, groß und klein durcheinander, wie sie hereingetreten sind.

So, jetzt ist die Herde zum erstenmal wieder beisammen; ach Gott! nach welchen Schrecken und Heimsuchungen! Man schaut sich verwundert an, wie beim Wiedersehen nach gefahrvoller Trennung: „Du auch da! — Du auch noch am Leben!" — Es wird gesungen . . . . Wer kann noch

singen? Unter Thränenströmen wird das Lied angestimmt: „Aus tiefer Not schrei ich zu Dir!“ — O wenn ich zurückdenke an diesen schmerzensreichen und doch so gesegneten Augenblick! . . . „Aus tiefer Not schrei ich zu Dir!“ . . . Es ist gerade, als wollten alle Herzen in Stücke zerspringen . . . niemand kann das beschreiben — und doch fühlen wir so lebendig, wie Gottes Barmherzigkeit mitten im Sturme über uns gewaltet hat. Nach dem Gesang wird derselbe Bußpsalm (Ps. 130) auch gebetet und aufs neue geht lautes Weinen und Schluchzen durch die ganze Versammlung: sind wir doch von den ausgestandenen Aengsten und Wehen noch so mächtig erschüttert, daß die Errettung aus der Tiefe uns alle überwältigt wie die Träumenden; daß auch die trotzigsten Herzen, und wärs nur für heute, in Dank und Buße zerfließen. Und nun soll auch gepredigt werden. Predigen! über solche Ereignisse; nach solchen Drangsalen! . . . Da liegt vor uns das Wort: „Herr, deine Güte ist es, daß es nicht gar aus ist mit uns.“ Was sollen wir sagen? Ein paar arme Worte: „Seid stille, das ist der Herr, der jetzt wieder einmal mit den Völkern und den Einzelnen redet! Es ist der Herr, der seine Worfschaufel in der Hand hat und ohne Ansehen der Person seine Reichssache im Gericht über die Sünde führt, der seine Rettungsgedanken an Siegern und Besiegten verherrlichen will ꝛc. Es ist der Herr, der auch hier seine züchtigende Hand über uns ausgestreckt hat, daß wir ihm dienen lernen im heiligen Schmuck, der uns in die Tiefe geworfen und aus der Tiefe wieder herausgezogen hat, daß wir in Feuer und Wassersnot, in Hunger und Pestilenz nicht untergegangen sind . . . Also nur ruhig! Gott sitzt im Regimente; seine Wege sind oft wunderbare, schmerzensreiche Wege — aber darin steht des Christen seligster Frieden, dieselben ohne Furcht und sonder Grauen zu wandeln, denn es sind Heilswege ꝛc.“ Nun wird nochmals gesungen: „Und ob

es währt bis in die Nacht und wieder an den Morgen" und gebetet . . . und wir haben wieder Sonntag gefeiert; wir sind alle gestärkt und getröstet; unser kirchliches Leben ist gerettet.

Von jetzt an halten wir regelmäßig, jeden Sonntag zweimal, unsere Gottesdienste und alle andern Amtshandlungen im Schulhaus. Unsere Lage ist freilich schwer, es geht alles in gedrückter Knechtsgestalt; oft mangelt's an Raum, an Luft; bei der Austeilung der Sakramente an den unentbehrlichsten Einrichtungen . . . Aber wir sind doch zufrieden, Pfarrer und Gemeinde gewöhnen sich nach und nach an die beschränkten Verhältnisse. — Es wird ja, zu seiner Zeit, auch diesem Notstande abgeholfen werden. Unterdessen ist es gut, zumal in unsern Zeiten, wenn eine Gemeinde unter schmerzlicher Entbehrung den Wert eines schönen geräumigen Gotteshauses wieder kennen lernt! Jetzt wär's manchem nicht mehr zu früh und zu weit und zu kalt, wenn die Kirche noch stünde, und er könnte kommen und sich hinsetzen, so recht behaglich, wo's ihm beliebte! Es ist gut, wenn die Leute unter der Zuchtrute des Allmächtigen wieder einmal in die Selbstprüfung getrieben werden: „Wie oft ist's Sonntag gewesen, ich habe ihn nicht geheiligt! Wie oft haben die Glocken gerufen, ich hab's nicht vernommen! Wie oft hat der Herr geredet, ich habe sein Wort verachtet!" — Und es ist auch gut, wenn der Pfarrer durch solche Heimsuchungen ein privatissimum gelesen bekommt: „Wie hast du in diesen leergebrannten Mauern deines Amtes gewartet? Was hast du gepredigt? Wie hast du die Seelen geweidet?" Es ist gut, und mancher könnt's trefflich brauchen, wenn der Pfarrer mit seiner Predigt von der hohen Kanzel herabsteigen muß, mitten unter das arme Volk — „denn unten sitzen Bäuerlein, die wollen keine Adler sein." Ja sicherlich, wenn man in einem niedrigen Schulkatheder steht und einen die Zuhörer wörtlich von allen Seiten belagern, müssen die Gedanken schlicht und die Worte

einfach werden. Die Adlersfittige werden einem gestutzt — die Predigt wird ganz anders — viel einfacher — verständlicher — liebreicher. Unsere Kanzeln stehen alleweil immer noch viel zu hoch droben, Notabene, in figürlichem Sinne; daher kommt's, daß die meisten unserer Predigten über die Köpfe dahin fahren. — Und es ist auch gut, wenn die Schafe einmal recht eng zusammengepfercht werden; man kann die wilden stößigen Böcke viel energischer an den Hörnern kriegen! Der stolze Pharisäer lernt sich neben ein unmündiges Kindlein setzen; der reiche Kornbauer kann's neben dem armen Taglöhner aushalten; die unversöhnliche Dorfbase muß der Nachbarin Platz machen. Ja ich bin gut dafür: auch die Gemeindeglieder werden viel gelassener, demütiger, friedfertiger. Und so harren wir denn in Geduld; kommt Zeit, kommt Rat. Und geht der Krieg wieder zu Ende, dann kommt auch Hilfe — gleichviel, aus welcher Himmelsrichtung die Wagschale der Gerichte Gottes sie herbeiführt. Dann bauen wir wieder ein Kirchlein. Aber die Schulstube wird unserm Geschlecht in dankbarer Erinnerung bleiben.

Das Reinigen des Schlachtfeldes.

Wir müssen nochmals einen Gang hinaus auf das Schlachtfeld machen. Es ist schon tüchtig aufgeräumt worden. Die wertvollen Gegenstände, Kleider, Mäntel, eine Menge neuer Schuhe, Zelte, ganze Ballen Tuch von allen Farben, kostbare Waffen, goldene und silberne Epauletten, Ehrenkreuze, Uhren — wohl auch manch goldgespicktes Kistchen oder Beutelchen — und so viele andere verlorene und nicht verlorene Sachen haben schon längst Füße

bekommen und sind nach allen Himmelsrichtungen gewandert. Im ganzen aber gleicht das Schlachtfeld immer noch einer mit tausenderlei Trümmern besäten Wüste. Doch die Deutschen wollen das nicht länger mehr dulden. Sie sagen: „All das Zeug ist unser! Wir haben's erobert und — ihr müßt's aufheben, zusammentragen . . . und wenn's nicht geschieht . . . und wer etwas nimmt oder verheimlicht, der . ." Ja, ja, wir verstehen euer Latein — wir müssen noch einmal frohnen; denn: „Bist du nicht willig, so brauch ich Gewalt!" — Es ist auch Zeit, daß der ganze Greuel fortgeschafft wird; es würde doch nur Unheil für die Gesundheit, Ruhe und Sicherheit der Einwohner daraus entstehen. — Dazu können unsere Felder auch nicht in diesem Zustande bleiben. An manchen Stellen ist der Boden so zerstampft und verwüstet, daß man gar nicht mehr erkennt, was in den Äckern gewesen ist, daß die Grenzlinien zwischen den Grundstücken gar nicht mehr existieren. Und doch muß wieder gearbeitet und gelebt sein! Es ist noch ziemlich früh im Jahr, es könnte auf den Wiesen, Kleefeldern noch einiges Spätfutter wachsen. Das alles leuchtet ein.

Die Sache wird dem Wodlijörri auf die Trommel gegeben; die Leute versammeln sich, mit Rechen, Schaufeln, Heugabeln versehen, auf dem Kirchenplatz, und wie beim Begraben, ziehen die Patrouillen, 30—40 Köpfe stark, ihres Weges. Diejenigen Gebiete, wo die Säuberung am dringendsten not thut, sind unsere Wiesen. Da hatten die französischen Soldaten meistens ihre Lagerstätten aufgeschlagen, und das Schlachtenwetter ist in seiner wütendsten Heftigkeit drüber hingefahren. — Hast du, lieber Leser, solch ein erstürmtes Lager schon gesehen? Fürwahr, etwas merkwürdigeres kann deine Einbildungskraft sich nicht ausmalen. — Wie meinst du, muß es auf einer Wiesenfläche aussehen, wenn einmal etliche tausend Mann 10—14 Tage darauf gehaust haben?

Was da alles für Abwürfe: verlegenes Stroh, halbverbrannte Holzscheiter, Aschenhaufen, verschüttete Nahrungsmittel, Knochen, Papier, Lumpen und sonstiger Kehricht durcheinanderliegen!

Bedenke, was für eine Menge Sachen der Soldat in seinen Taschen hat: Geldbeutel, Tabakspfeife, Messer, Soldbuch, Briefe, Photographien, Andenken ꝛc., und im Tornister: Hemden, Strümpfe, Kamm, Spiegel, Bürsten, Büchsen, Knopfgabel, Schraubenzieher, kleinere Waffengeräte; und auf dem Tornister: Gamelle, Kochgeschirr, Schuhe, Löffel, Mantel, Zeltpflöcke, Zelttücher — und um den Mann vollends zu schürzen: Helm, Flinte, Bajonett, Patronentasche . . . . . Bedenke, was sonst noch alles zum Soldatenleben und zum Kriegführen gehört: Trommeln, Musikinstrumente, Wagen, Karren, Proviantkisten, Säcke, Fässer, Geschirre, Geschosse, Waffen und Equipierungsgegenstände aller Art — wer kann die Mannigfaltigkeit des Heerwesens beschreiben? Und nun wird die Schlacht geschlagen — eine der mörderischsten der neueren Geschichte —, nach zehnstündiger heroischer Gegenwehr räumen die Franzosen das Feld, und die Deutschen dringen siegesjubelnd in die eroberten Positionen ein. Jetzt kannst du dir ungefähr eine Vorstellung von dem Anblick des Schlachtfeldes machen. Alles, was wir oben genannt haben, liegt in tausenden von Gegenständen in unbeschreiblicher Unordnung durcheinander. Die Lagerstätten sind damit buchstäblich übersäet. Und was einen noch mehr wunder nimmt, fast alle diese Überbleibsel sind wie absichtlich vernichtet worden: die meisten Gewehre zerschlagen, die Säbel verbogen, die Kochgeschirre eingetreten, die Tornister zerschnitten, die Zeltpflöcke zerbrochen . . . Es kommt einem gerade vor, als hätte sich nach der Schlacht der Zorn des Feindes oder die enttäuschte Habsucht der Langfinger an allen diesen Gegenständen gerächt und was nicht brauchbar schien, oder keinen Wert versprach,

dem Untergang preisgegeben. — Item, 's ist ein klägliches Schauspiel, und man kann sich des Gedankens nicht erwehren: „Wenn die vielen zu Krieg und Blutvergießen hinausgeworfenen Millionen zu stillen Friedenswerken, zum Aufbau des Reiches Gottes verwendet würden, wie ganz anders stünde es doch um die Wohlfahrt der Völker!"

Wir fragen uns nun, was mit all den Trümmern anfangen? Etliche meinen, man solle Stück um Stück auflesen, ins Dorf hineinschaffen und befohlenermaßen abliefern. Aber da würden wir in vielen Wochen nicht fertig. Wir machen es anders. Was Gegenstände sind, die der Feind ausdrücklich gefordert hat und entweder wirklich brauchen kann, oder aus Sicherheitsgründen requirieren muß: Flinten, Bajonette, Küraſſe, Tschako's, Geschirre, Sättel ꝛc. ꝛc. tragen wir zusammen, die übrigen tausendfältigen Rudera sollen unsertwegen zu grunde gehen! Es bleibt aber kein anderes Mittel, um die Wiesen und Äcker zu säubern, als das: Wir putzen mit Rechen und Schaufeln jeden Flecken Landes, gleichviel, was in den wüsten Kehrichthaufen zu liegen kommt, und diese Haufen, alle paar Schritt gibts wieder einen, zünden wir an und verbrennen den ganzen Greuel zu Asche! So kommen wir davon, und der Rauch, welcher sich allenthalben verbreitet, kann der öffentlichen Gesundheit nur heilsam sein. — Gesagt, gethan — wir frohnen wacker drauf los — von Wiese zu Wiese — überall flackern unsere Trümmerhaufen — lustig knattern die verlorenen Patronen in die Lüfte — das Blei wird schon Liebhaber finden, und in einigen Tagen ist auch diese harte Zwangsarbeit vollendet. Unsere Wiesen fangen an zu grünen; an manchen Stellen wunderbar rasch und üppig; es gibt noch einiges „Ohmed"; glücklich, wer noch Kühe hat. — Und die deutschen Sieger haben die Genugthuung, daß auf dem Kirchenplatz in Fröschweiler, auf dem Gemeindeplatz in Wörth und in allen umliegenden Ortschaften ganze Berge von

Kürassen, Chassepots, Tornistern und sonstiger Siegesbeute sich türmen. Da liegt das Kriegszeug einige Tage: die vorübermarschierenden Truppen sehen's mit Staunen und Freude. Dann kommen deutsche Wagen und transportieren die eroberten Impedimenta über den Rhein.

Ob aber alles (namentlich alle Chassepotflinten) pünktlich abgeliefert worden ist, ob nicht auf manchem Heuschober, in mancher Kindswiege noch ein Vaterlandsfreund verborgen steckt, das werden wir bald vernehmen.

Die Verwundeten in den Lazareten.

Wir haben gesehen, in welcher Weise und mit welchem Erfolg die Verwundeten in Fröschweiler bis jetzt versorgt worden sind. In den ersten Tagen nach der Schlacht war unsere Lage so trostlos, daß wir nur mit ihnen leiden konnten, sobald aber die helfende Liebe von allen Seiten zu uns herüberdrang, wurde auch den Kranken die möglichste Handreichung zu teil. Und ist auch in der ersten Bedrängnis manchem tapfern Krieger das Herz vor Durst und Erschöpfung gebrochen, so sind später doch auch viele durch die uns zugeflossenen Samaritergaben gerettet worden. Fragen wir nun, welche Hilfe die Verwundeten auf dem übrigen Gebiet des Schlachtfeldes gefunden haben.

Es ist schon bekannt, in welchem Zahlenverhältnis die Verwundeten am 6. und 7. August in die umliegenden Ortschaften untergebracht worden sind. Nirgends ist die Anhäufung verstümmelter Menschen so groß, als in Wörth und Fröschweiler; und doch gibt's auch in Morsbronn, Gunstett, Diefenbach, Spachbach, Görsdorf, Langensulzbach 2c. 2c. des

Jammers genug zu stillen. Die Geschichte darf es aber auch freimütig bekennen: überall thut unsere wackere Bevölkerung, die Pfarrer, Bürgermeister, Lehrer und Lehrerinnen an der Spitze, mit warmer Liebe und unverdrossener Hingabe ihre Schuldigkeit. Einzelne traurige Ausnahmen fallen dem öffentlichen Mitleid anheim.

Überall werden denn auch, wie in Fröschweiler, so bald die Möglichkeit vorhanden ist, die weniger lebensgefährlich Verwundeten abgeholt und im ganzen Vaterlande in Privatpflege oder in Lazarete aufgenommen. Was die barmherzige Nächstenliebe in so vielen elsäßischen Familien, in den allenthalben eingerichteten Lazareten in Weissenburg, Sulz, Niederbronn, Hagenau, Bischweiler, Pfaffenhofen, Buchsweiler, Ingweiler, Straßburg rc. rc. an diesen Unglücklichen geleistet hat, das weiß Gott: unsere Aufgabe ist nicht, hier näher darauf einzugehen.

Die deutschen transportfähigen Kranken werden meistens durch die Pfalz und über den Rhein geführt und bei ihren Verwandten oder in heimatlichen Pflegestätten untergebracht. Was dort zur Rettung der leidenden Schlachtopfer geschehen, das weiß Gott auch, und es mögen andere gebührend davon erzählen. Wir beschränken uns auf den engeren Rahmen des Schlachtfeldes und unserer persönlichen Erlebnisse.

Die schwer Getroffenen müssen hier bleiben. In jedem Dorfe sind die Schulgebäude, Gemeindehäuser — in Wörth auch die verlassene Gendarmerie — und die ansehnlichsten Privatwohnungen in Lazarete verwandelt. Man kann sich diese Lazarete in den ersten Tagen nach der Katastrophe vorstellen: von Blutgeruch und Jammergestöhn erfüllte Elendhöhlen. Doch bald sind bessere Einrichtungen getroffen. Eine Menge aus rohen Brettern verfertigte Bettstellen werden an einander gereiht; die Kranken bekommen ein menschenwürdiges Lager. Die deutschen Ärzte sind seit Samstag abends überall auf

dem Plan; wie Dr. Sadoul während der Schlacht und bis heut auf dem Posten gestanden, bedarf keines Lobes. Daß man aber den Straßburger Ärzten keinen Raum zu menschenfreundlicher Mithilfe gestattet, ist sehr zu bedauern. Sie haben es gut gemeint und sind, fürwahr, edle Männer und erprobte Fachleute. Aber so geht es eben, auch der Sieg besänftigt nicht alle Herzen ... Die deutschen Ärzte beherrschen also die Lage auf der ganzen Linie; sie schalten und walten in unbeschränkter und unermüdlicher Thätigkeit und der Wahrheit die Ehre! sie sehen keine Uniformen, sondern nur hilfsbedürftige Mitmenschen.

Gottlob, das Rettungswerk schreitet vorwärts. Die Operationen gehen rasch von statten; — überall dieselbe blutige Arbeit, dieselben Schmerzensbilder. Bald sind die ersten Mühsale überwunden, die gedrängten Reihen gelichtet. Aber unsere Lazarete sind immer noch angefüllt.

Doch dürfen wir sagen: die Pflege der Verwundeten geht ihren geordneten Gang. Die nötigen Verband- und Heilmittel sind reichlich vorhanden; für Speis und Trank wird in bester Weise gesorgt; die Gemeinden, namentlich Wörth, bringen große Opfer für Stroh, Brot, Eis, Apothekerwaaren rc.; die Société internationale (Straßburg) wetteifert in hochherziger Liebe; Deutschland sendet seine besten Gaben, die Schweizer kommen mit vollen Händen.

Ein zahlreiches Wärterpersonal steht den Ärzten zur Seite. Da sind unsere Diakonissinnen (Wörth, Reichshofen); ihre Treue und Selbstverleugnung ist bekannt. Da sind die grauen schlesischen Schwestern: brave, unermüdliche Seelen. Da sind auch die Brüder vom Bonifaziusverein, tüchtige, zuverlässige Gehilfen. Einer dieser Brüder macht Operationen, Gipsverbände trotz den besten Chirurgen. Zwei Feldprediger, ein katholischer und ein evangelischer, überwachen das ganze Gebiet und üben die Seelsorge. — Wahrlich, wir können für

die armen Kranken nur froh und dankbar sein, sie ruhen in guten Händen.

Die Zahl der Verwundeten ist in steter Abnahme begriffen: die gemeinsamen Gräber auf den Friedhöfen wölben sich immer länger; die Genesenden werden nach allen Richtungen fortgeschafft. Die Tage kommen und gehen; die Kriegsereignisse nehmen einen immer verhängnisvolleren Lauf; die Schlachten bei Metz werden geschlagen; Napoleon bei Sedan gefangen, Straßburg belagert. — Die Walstatt bei Wörth tritt mehr in den Hintergrund. Die meisten deutschen Ärzte, die Feldgeistlichen, die Brüder und Schwestern ziehen ihres Weges. — Dr. Sadoul behält die Leitung mehrerer Lazarete; Rektor Hinz die katholische, der Erzähler die evangelische Seelsorge (der damalige Pfarrer in Wörth war schon leidend und starb dann auch im November)* — die Krankenpflege wird nach und nach in Wörth zentralisiert. Es sind immer noch viele solcher Bejammernswerter in unserer Mitte; die ärmsten, mühseligsten von allen! Durch die Brust, den Leib, den Oberschenkel geschossen; an Armen oder Beinen, zu Krüppeln verstümmelt. Was die schon gelitten haben und noch leiden werden, bis der Todesbote endlich einkehrt und ihrem qualvollen Martyrium ein Ende macht! Ach, wenn man so in die Lazarete hineinkommt und sieht diese hagern abgemergelten Gestalten, diese hochgeschwollenen gräßlichen Wundenmale, und schaut hinein in die bleichen Angesichter, in die großen starren Augen: „Wie gehts dir?" — „Es geht mir schwer!" — „Und dir?" — „Ach ich habe große Schmerzen!" — „Und dir?" — Wenn ichs nur einmal überstanden hätte!" — „Und dir?" — „Ach, wenn ich nur in der Heimat wäre!" —

---

*) Auch Pfarrer Jäger aus Langensulzbach wurde sehr oft nach Wörth gerufen und hatte dort in den Lazareten und auf dem Kirchhofe viel zu thun.

Du guter Gott, wenn man so zusehen muß, wie diese Jünglinge in hoffnungslosem Siechtum langsam verschmachten, buchstäblich verjauchen . . . da lernt man so recht lebendig mitfühlen und mitleiden des Krieges Weh und Jammer. — Es ist aber auch wahr: was die teilnehmendste Liebe vermag, was die opferfreudigste Barmherzigkeit erfinden kann, das wird aufgeboten, um diesen Unglücklichen ihre langen, schweren Leidenstage zu versüßen. Sie haben reichlich, was sie nur wünschen können: gute Betten, Hemden, Strümpfe, Pantoffeln, Flanellsachen, Braten, Wildbret, Kaffee, stärkende Weine, Süßigkeiten, Tabak — ja, es werden vielleicht manche verwöhnt, um nicht mehr zu sagen, durch allzubegeisterte Liebesbeweise. Über einzelne Fälle schweigt die Geschichte. Und wo kommen die Spenden alle her? Aus Wörth selbst, aus allen Ortschaften des Elsaßes, aus Straßburg, aus allen Teilen des geschlagenen Vaterlandes . . .

Nebenher wirkt die deutsche Opferwilligkeit. Aus allen Gauen des Reiches strömen die Liebesgaben nach dem Schauplatz des Kampfes. Die Sanitätsdepots in Walburg, Hagenau ꝛc. sorgen mit freigebigster Handreichung für alle Bedürfnisse. So werden die Verwundeten in unsern Lazareten behandelt. Es vergehen Wochen, Monate — langsam schreiten die einen zur Genesung, die andern zum Tode; die meisten zum Tode. Allmählich kommt das Weihnachtsfest mit seinem fürchterlichen Winter. Die deutschen Waffen haben schon längst eine Wagenburg um die Hauptstadt geschlagen: noch immer bleiben einzelne Verwundete in Wörth, in Reichshofen. Endlich, tief im Jahre 1871, hat sich der letzte Zuave verabschiedet; er ruht in der großen Totenschanze bei seinen Kameraden.

Ben Salah* und die Schwester Klementine.

An die Pflege der Verwundeten in Wörth knüpft sich eine Begebenheit, die hier wohl ein kleines Plätzchen einnehmen darf. Die Geschichte ist interessant, aber sie nimmt ein tragisches Ende. Doch zur Sache. Ein Turko, der jüngste unter sechs Brüdern, die im 1. Regiment auf dem linken Flügel gegen die anstürmenden Preußen und Bayern gefochten haben, ein achtzehnjähriger, schwächlicher Knabe ist der Held unserer Historia. Der stürzt mitten im Schlachtgetümmel** (das 46. deutsche Regiment hatte bereits fast alle seine Offiziere verloren) den Rebhügel herab und entreißt dem sinkenden Fahnenträger die Standarte! Die Deutschen sehen den verwegenen Schwarzen und acht Schüsse schmettern denselben zu Boden. Ben Salah ist aber nicht tot; plötzlich erhebt er sich wieder; wie eine angeschossene Hyäne blitzt er dem Feind entgegen und erobert zum zweiten Mal die deutsche Fahne; sechs Schüsse sind die Antwort auf die verzweifelte Heldenthat. Ben Salah liegt mit vierzehn Wunden, an allen Gliedern jämmerlich zerschossen, in seinem Blute. Er scheint tot. Die deutschen Kolonnen marschieren vorwärts — ein Turkoleichnam mehr oder weniger — sie stürmen vorüber. — Ben Salah ist aber nicht tot — er atmet noch und wird mit einer Masse anderer Verwundeter nach Langensulzbach hinabgetragen. Kein Mensch gibt einen Pfennig für das Leben des ausgebluteten Jünglings; doch soll er seine Seele in Freundeshand unter schirmendem Obdach

* Kadour.

** Die Episode geschah im Langensulzbacher Walde.

aushauchen. Das Schicksal will, daß er in's Lazaret der Mädchenschule aufgenommen wird.* Dort wirkt in heiligem Liebeseifer und nie ermattender Barmherzigkeit die Schwester Klementine, eine bejahrte, ehrwürdige Frau, welcher jedermann das Zeugnis gibt, sie arbeite so recht in gottesfürchtiger Einfalt, wie an den Kindern, so auch an den kranken Soldaten. Ben Salah ist also in Pflege bei der Schwester Klementine. Er hat, wie gesagt, vierzehn Wunden: ein kläglich zugerichtetes Gemächte! . . . Schwester Klementine wäscht, verbindet, hebt, trägt, behütet Tag und Nacht diesen Allerelendesten mit besonderer Sorglichkeit, mit wahrhaft mütterlicher Treue; 's ist aber auch rührend, mit welcher Ehrfurcht und Zärtlichkeit der Muhammedaner an seiner christlichen Wohlthäterin hängt. Er ist mitten in seinen Schmerzen der glücklichste Mensch, den man sich denken mag. Nur kann er es nicht ertragen, wenn die Sora weint, daß so viele Verwundete sterben. „Sora, wenn du weinst, kann ich nicht gesund werden!" — Er spricht wenig französisch; aber was er kann, das gilt dem Gouvernement und der Sora! Die Sora ist sein Trost, seine Liebe, sein Engel! — Ben Salah stirbt nicht. Warum sollte er auch sterben? Er lebt so gerne, und wie stolz und gnädig schaut er zum Bett heraus, wenn von allen Seiten die Neu-

*) Hier ist eine geschichtliche Berichtigung anzubringen. Ben Salah wurde nicht gleich im Anfang ins Lazaret der Mädchenschule von Langensulzbach gebracht. Nachdem die Generale des II. bayer. Armeekorps von Hartmann und des V. preuß. von Kirchbach mit ihrem Stabe das Pfarrhaus in Langensulzbach als ihr Hauptquartier verlassen hatten, wurde Ben Salah dorthin gebracht, wo er sieben Wochen in Pflege verblieb. Mehrere Kugeln wurden ihm von durchziehenden Ärzten und von Pfarrer Jäger ausgeschnitten. Das linke Bein sollte ihm von deutschen Ärzten abgenommen werden; allein die Pfarrfamilie ließ diese Operation nicht zu. Ben Salah kam also erst darnach in Pflege bei der Schwester Klementine.

gierigen kommen und das große Mirakulum, den vierzehn Wunden reichen Helden bewundern! Ja die Sora selbst ist ganz selig vergnügt, daß der liebe Bon Dieu diesen pauvre innocent (daß der liebe Gott diesen armen Unschuldigen) ihren Händen anvertraut hat; männiglich darf ihn sehen, das ist allemal eine herzliche Freude!

So klopft denn auch eines Tages der Erzähler auf seinem Lazaretgang an die Thüre der Schwester Klementine. „Ach! nicht wahr, Sie wollen meinen kleinen Turko sehen? Das arme Kind! Kommen Sie doch herein. Da liegt er . . . so brav, so geduldig! . . . „Ben Salah, schau, der Herr will dich besuchen . . . gelt, du willst recht lieb und folgsam sein?" Ben Salah nickt bejahend mit seinem vernähten Gesicht unter seinen Kissen hervor. — „Hast die Flasche Wein auf dem Nachttischchen ganz ausgetrunken?" — „Ja, Sora." — „Das ist zu viel, zu viel, warum hast du denn das gethan?" — „Warum hast du ihn hingestellt?" — „O Ben Salah, du machst mir Kummer, wenn du nicht besser folgst, wirst du nicht mehr gesund werden!" — Ben Salah lächelt und verspricht, zu parieren. In der That, ein charmantes, braunes Gesichtchen! — Ich reich ihm die Hand und will weiter . . . „Sag schön adieu! und bedank dich." — Ben Salah streckt mir ein kleines Beutelein entgegen: Gouvernement verloren . . . für Schuhe! . . . Der kleine Schelm! so kriegt er tagtäglich sein Almosen, und die gute Sora läßt ihn gewähren: „Le pauvre petit — hat gar nichts, und wer ihm gibt, verdient einen Gotteslohn!"

So liegt er da wochenlang. Der zusammengeflickte Krüppel fängt aber an, sich wieder zu regen, zu bewegen, zuerst im Zimmer, dann im Hausgang, dann im Hofe. — Von der Sora aber kann er sich nicht trennen. Wo die Sora hingeht, da krabbelt Ben Salah hinten nach; ein eigentümliches Schauspiel . . . die reinste mütterliche und kindliche Liebe.

Es kommt aber die Zeit, wo die Sora wieder in die Schule muß. Was jetzt? Wo soll der genesende Pflegling während der Schule bleiben? Was kann's aber auch schaden, wenn der arme Heide sich in der Schule aufhält? Ben Salah geht mit in die Schule und sitzt in der Ecke, während die Mädchen Unterricht erhalten, mit übereinandergeschlagenen Beinen, zusammengekauert am Boden. O heilige Einfalt! o schweres Verhängnis! Kommt eines Tages unerwartet ein Herr von Sturmeck, ein gestrenger Herr, und gewahrt den unglückseligen Jungen: „Schwester! Schwester! um Gotteswillen, was haben Sie denn da für ein Ungeheuer in der Schule? einen Soldaten, einen Turko!! hinaus, hinaus! das ist ja eine Schmach, ein Greuel!" . . . Schwester Klementine ist wie vom Blitz getroffen . . . sie will alles erklären, sich entschuldigen . . . Der Herr Kommissär aber rennt im tiefsten Ingrimm von dannen . . . Zwei Tage darauf erhält die edle, allgemein verehrte Lehrerin den Befehl, Wörth augenblicklich zu verlassen. — Sie gehorcht und geht, — ohne von den Familien oder von den Kindern Abschied nehmen zu dürfen — sie geht gebrochenen Herzens, und acht Tage später, im Kloster St. Johann in Basel, gibt sie unter furchtbaren Schmerzen ihren Geist auf. Ben Salah aber wird sofort aufgegriffen und nach Hagenau transportiert. Was später aus ihm geworden ist, hat hier zu Lande niemand bestimmt erfahren, er soll nach Afrika zurückgebracht worden sein.

Ein Lichtblick in einer dunkeln Scheune.

Als jene verhängnisvolle Nacht gekommen war, wo die beiden Heere sich schlagfertig gegenüberstanden, — wie mußte da vom obersten Feldherrn an bis zum bescheidensten Soldaten herab ein heimliches Todesgrauen durch alle Seelen rauschen: „Wer weiß, wie nahe mir mein Ende!" Wie mochte zugleich die suchende Hirtenliebe Jesu Christi an alle Herzen klopfen: „Kehre wieder, kehre wieder, so will ich mich dein erbarmen!" Und hat nicht die Missionsarbeit des heiligen Geistes unter den gezückten Schwertern angesichts des aufsteigenden blutigen Morgenrots Raum gefunden in vielen Gott entfremdeten Gemütern? hat sie nicht Helden gezeugt, welche sterbend die Krone des Lebens errangen? Das wird der letzte Ostermorgen einst offenbaren, wenn die Gräber auf unseren Gefilden sich öffnen und die Erlöseten des Herrn wieder kommen werden mit Frohlocken. Manchem, das wissen wir, hat die feindliche Kugel nicht bloß die Brust, sondern auch das Gewissen durchbohrt, und er hat unter Zöllners Buße und fröhlichem Armensünderlob seinen Geist in Gottes Hände befohlen. Nur einige Beispiele.

Es war in der Schreckensnacht um 11 Uhr. Die Flammen schlugen hoch empor aus der brennenden Kirche, draußen auf der Straße ist ein Kriegsgetümmel, daß die Erde erbebt, eine Siegesfreude, die Mark und Bein durchdringt . . . da kommt außer Atem ein Bauer gelaufen und bittet, ich solle so schnell wie möglich in sein Haus kommen. Ich mache mich auf, und er führt mich durch die tosenden Menschenmassen hindurch in seine Scheune! Ach! wie liegen sie da?

auf Stroh gebettet, dicht neben einander, die verstümmelten Krieger! Es möchte einem das Herz im Leibe brechen über dem Jammern und Stöhnen der hilflosen Schlachtopfer, deren entstellte Gesichter und fieberglühende Augen so schaurig, so geisterhaft durch die matterleuchtete Finsternis glänzen! — Einer besonders liegt in fürchterlichen Wehen: er ist zweimal getroffen und kämpft einen doppelten Todeskampf; denn die eine Wunde brennt mit unsäglichen Schmerzen in der durchschossenen Brust, die andere mit schrecklicher Qual im aufgewachten Gewissen. O wer das sehen könnte! Wie bei jedem Atemzuge ein ächzendes, heißeres Gepfeife durch die durchbohrten Lungen zieht, und wie die Stoßseufzer aus der erschrockenen Seele sich losringen, wie die Bußthränen über die bleichen Wangen heruntertriefeln! Und was hat der Arme erst ausgestanden, bis er den Mut und die Kraft erlangt, Trost und Hilfe zu suchen in solchem Verschmachten! Er hat gemeint, er befinde sich hier unter einer fanatischen Bevölkerung, die ihn vielleicht verspotten oder gar mißhandeln würde, wenn er es wagte, seinen Glauben zu bekennen. Und so hat er stundenlang das verzehrende Feuer seiner Wunde und seines Gewissens ausgehalten, bis er endlich, am Rand der Verzweifelung, ausgerufen: „Ist denn kein evangelischer Pfarrer zu finden, der mir beistünde in der letzten Not?" Als ihm gesagt wird, er sei von Glaubensbrüdern umgeben, fällt es wie Trostesbalsam auf sein gequältes Herz, und als ich neben ihm kniee und ihn grüße mit dem Gruß des Friedens, fällt eine Zentnerlast von seiner Seele: „O Herr Prediger, wie bin ich so froh, daß Sie noch zu mir kommen . . . ich bin sehr schwer verwundet, ich werde meinen Geist aufgeben. Aber es brennt mich so sehr in meinem Herzen — ich bin ein großer Sünder, ich habe meiner Mutter viel Herzeleid bereitet! Aber ich will meine Sünden beichten — ja, ja, beichten, und Sie sollen mit mir beten und mir Vergebung meiner

Sünden zusprechen. Ich will das heilige Abendmahl genießen, denn ich muß einen Heiland haben, sonst geh ich verloren!" Ich sage ihm, er solle sich nicht fürchten: „Christus ist ja für uns Gottlose gestorben." — „Ja gottlos! ich bin auch gottlos, sehr gottlos gewesen. — Ich bin der verlorene Sohn — aber ich will umkehren . . . . O wenn ich noch einmal leben dürfte, wie wollt' ich umkehren, wie wollt ich ein anderes Leben führen!" Dann folgen wieder die unaussprechlichen Stoßseufzer und die Thränengüsse: „Meine Sünden, meine Sünden! kann ich meiner vielen schweren Sünden los werden? Wird mich Christus nicht verstoßen?" — „Nimmermehr, und wenn deine Sünden blutrot wären, so sollen sie doch weiß wie Wolle werden. Verzage nicht, glaube nur!" — Er wird ruhiger, ich spüre, er ist gerettet! Er fängt an zu beten: Sprüche, Liederverse, alles, was er in seiner Jugend gelernt hat, ja ganze Psalmen, einen nach dem andern! Es ist, als löse sich allmählich der ganze schwere Bann seines Lebens, und als ich ihn frage, ob er denn jetzt zuversichtlich glaube, Christi Blut sei auch für ihn geflossen, antwortete er mit solcher Freude und Gewißheit, daß ich unter Loben und Danken ihm das heilige Abendmahl reichen kann mit der tiefsten Überzeugung: der ist wie ein Brand aus dem Feuer gerissen: — Als er mir die Hand zum Abschied reicht, ist er so selig, so freudenreich, daß seine röchelnde Stimme wie Lobgesang aus der Ewigkeit ertönt. — Und als ich den andern Abend wieder in die Scheune komme, um, wie ich meine, die entseelte Hülle zum kurzen Todesschlaf einzusegnen, liegt der liebe Jüngling nicht mehr auf seinem Strohlager, sondern ist bereits auf sein händeringendes Bitten mit vielen andern weggeführt worden. Ob er irgendwo, unter liebevoller Pflege zum Leben genesen, oder bald selig entschlafen sei, vermögen wir nicht zu berichten. Wallt er aber jetzt noch im Leibe, so mögen jene heißen Stunden in der fremden einsamen Scheune

ihm so unvergeßlich bleiben, wie sie uns geblieben sind. Dann kann er sich rühmen, ein Ehrenkreuz errungen zu haben, das viel lieblicher schmückt als tausend eiserne Kreuze.

Eine sanfte Heimfahrt.

Bei Reichshofen, auf der Eisenschmelz, hat die opferfreudige Liebe des Fabrikdirektors und einiger Familien auch manchen Offizier und manchen Soldaten in Privat- und Lazaretpflege aufgenommen und arbeitet Wochen, Monate lang mit unverdrossener Geduld an der Wiederherstellung der Verwundeten . . . Dort liegt, mitten unter vielen dahinsiechenden Kameraden, mit durchschossenem Unterleib und zerschmettertem Bein in sicherer Todesaussicht — ein gar lieber junger Mensch, so sanft und freundlich, so still und ergeben, so aufrichtig in seiner Buße und so siegesgewiß in seiner Hoffnung. Eines Tages läßt er mich schleunigst rufen; von ferne glänzen seine großen hellen Augen, und ein seliges Lächeln spielt auf dem todesmüden Angesicht. — „O geben Sie mir noch das heilige Abendmahl: ich fühle es wohl, ich werde sterben . . Es geht mir aber gut . . nur will ich noch den Leib und das Blut meines Heilandes genießen, zur letzten Zehrung durch's dunkle Thal! Ach ja, ich werde sterben! — Ich hätte noch gerne gelebt und meine Heimat, meine Eltern wiedergesehen, aber es ist so auch gut — ich komme doch heim, und meine Wunden werden dann nicht mehr so wehe thun!" — Ich frage ihn, ob er sein Sündenelend erfahren und in Christi Blut und Gerechtigkeit heimzufahren gewißlich glaube? — „Ja, o ja, ich bin ein großer

Sünder, aber ich fürchte mich nicht, denn ich weiß aus diesem Worte (und dabei zeigt er sein n. Testament): Jesus nimmt die Sünder an." — Ich reiche ihm das heilige Abendmahl. O welche Freude, welche Herrlichkeit! Als der Segen über ihn gesprochen ist, bricht er in die Worte aus: „So jetzt bin ich mit meinem Heiland vereinigt! jetzt kann das Stündlein kommen, ich sterbe so gerne, denn ich bin selig!" — Nun verlangt auch noch ein anderer das heilige Sakrament, und nach diesem alle Krankenwärter; es ist wie ein Hauch Gottes, der durch alle diese Totengebeine bläst, und gewiß wird die Gnade manches Herz noch ergreifen und nicht mehr loslassen, bis es zu der Sterbensfreudigkeit gelangt, die von jenem Totenbett aus so wunderbar sich offenbart. — Der liebe Kranke wird aber noch nicht so bald abgerufen. Noch öfters dürfen wir ihn sehen und an seinem kindlichen Glauben und seiner großen Geduld uns freuen. Allemal, wenn wir ihn fragen: „Wie geht es heute?" antwortete er: „Es geht mir immer besser, ich komme jeden Tag näher heim zu meinem lieben Heiland! O wie sehne ich mich, abzuscheiden und bei Ihm zu sein, wo kein Krieg und keine Wunden und kein Tod mehr sein wird ewiglich!" — Endlich ist ihm auch die schmerzlich ersehnte Simeonsheimfahrt geworden; er liegt und schläft ganz mit Frieden und harrt der seligen Auferstehung; das Los ist ihm gefallen auf's lieblichste, ihm ist ein schön Erbteil geworden.

Einige Monate später kommt aus Württemberg ein armes, altes Bäuerlein, das den weiten, weiten Weg zu Fuß gemacht hat, um die Ruhestätte seines entschlafenen Sohnes zu besuchen — auf Wiedersehn! Er ist sehr arm und hat so ganz das Kleid und den Pilgerstab eines Jüngers, der durch viel Trübsal nach den himmlischen Friedenshütten wandert; uns aber scheint es, als trage er auf dem gebeugten Haupt eine Krone, und er trägt sie auch; denn ein frommes

im Herrn entschlafenes Kind, wie das hier beweinte, ist seiner Eltern allerschönste Zier, und wenn je, so gilt hier das Wort: „Die mit Thränen säen, werden mit Freuden ernten“.

Gehen wir noch einen solchen wehmütig-freudigen Gang, diesmal nach Wörth, wo in unseren Lazareten noch so viele Hoffnungslose langsam dahin welken.

Dort liegt in der Kleinkinderschulstube in brennender Fieberhitze ein junger Lehrer aus Berlin, ebenfalls durch die Brust geschossen! Zu Hause hatte er eine junge Frau zurückgelassen, mit welcher er vor sechs Wochen vor dem Traualtar gestanden. Mein Gott! wie zerbrochen, wie auflösungsbedürftig sehnt sich der müde Streiter nach endlicher Ruhe! Doch der heiße Kampf neigt jetzt zum Ende; die röchelnden Atemzüge gehen schwerer; die starren Augen fangen an zu brechen, und blasse Todesschauer lagern auf dem schönen Angesicht. — Es ist so feierlich stille in diesen Räumen . . Die übrigen Kranken schauen teilnahmvoll herüber zu dem sterbenden Waffenbruder: die schlesische Schwester kniet zu seinen Füßen. Ich trete heran; er faßt meine Hand, zieht mich herab zu seinen bebenden Lippen, und mit zitternder Stimme spricht er die Worte: „Nur leise, leise, ich bin so müde!“ — Ich setze mich zu ihm; ich halte die dargereichte Hand in der meinigen; ich schaue hinein, lange, lange, unter fürbittendem Seufzen in die nassen hohlen Augen . . . Was soll ich thun? Er hat das heilige Abendmahl begehrt, und deswegen bin ich heute gekommen . . . . Mittlerweile hat die Schwester ein kleines Tischchen hergebracht, es mit einem weißen Tüchlein bedeckt, ein Kruzifix darauf gestellt und Kerzen angezündet . . . . Es ist mir so seltsam und doch so ruhig zu Mute. — Die Schwester kniet nieder — ich lasse sie gewähren und knüpfe an, ganz leise, an das Bild des Gekreuzigten, welches vor uns steht, und rede von der Sünde Weh und Elend und von der ewigen Liebe Gottes in Christo Jesu, der unsere Sünden ge-

tragen und des Todes Bitterkeit versüßt und uns ein ewiges Leben erworben hat . . . Da wendet der sterbende Krieger sein Angesicht herüber, schaut mit unbeschreiblicher Sehnsucht nach dem Kruzifix und sagt: „Ach, das spricht so zu mir!“ Ich rede weiter von des letzten Stündleins Nähe, von der Gnade und Vergebung, die auch ihm bereitet sei; er solle nur als ein armer Sünder mit getrostem Glauben seinen Heiland ergreifen . . . Da blickt er wieder herüber auf das Christusbild, diesmal mit helleuchtenden Augen, und sagt mit bewegter Stimme: „Ach, das spricht so zu mir!“ Nun reiche ich ihm das heilige Abendmahl (noch nie habe ich es freudiger gethan) und segne ihn ein zum letzten Todesgang. Er ist ganz ruhig; noch brennen die Kerzen auf dem kleinen Altar, noch ruht sein Blick unverwandt auf dem Christusbilde; in den verlöschenden Zügen aber weht ein Hauch der Verklärung. — Die Nacht kommt heran; er hat überwunden. Des andern Tags geben wir ihm das Geleite hinaus auf den Friedhof. Das Söhnlein aber, auf dessen Haupt er die segnende Vaterhand nicht legen durfte, wachse heran zu seiner gebeugten Mutter Trost und Freude.

Das sind einzelne Beispiele aus unsern seelsorgerlichen Erfahrungen an verwundeten und sterbenden Kriegern. Wir könnten dieselben vermehren; sie genügen aber und beweisen, wie die Friedensgedanken Gottes in der schmerzensreichen Sichtungsarbeit am 6. August 1870 sich auch am Wehrstande verherrlicht haben.

Auf die Frage, ob solche Erfahrungen nicht auch von französischen Soldaten zu verzeichnen wären, diene zur Antwort: In der französischen Armee waren verhältnismäßig nur sehr wenige Protestanten. An Verwundeten habe ich nur einen, und zwar den ersten, der in's Schulhaus aufgenommen wurde, kennen gelernt. Und da andrerseits alle französischen Truppenteile ihre Feldgeistlichen hatten, so konnten

wir keine Veranlassung nehmen, in direkter Weise Seelsorge an den Verwundeten zu üben. Daß wir aber nichtsdestoweniger keine Gelegenheit versäumt haben, einem leidenden, sterbenden Krieger, welcher Konfession er auch angehören mochte, ein Wort der Ermunterung und des Trostes in sein brechendes Herz hineinzurufen, das bedarf wohl keines Beweises. Doch darüber ziemt sich gebührendes Schweigen.

Daß auch in den französischen Reihen manch braves Landeskind eines christlichen Heldentodes gestorben, davon haben wir Beweise, und das glauben wir ganz gewiß, wenn auch eingehendere Berichte solches nicht öffentlich darthun. — Wir erinnern nur, was uns betrifft, an die n. Testamente, die auf dem Schlachtfelde gefunden worden sind, und an jene Bibel, welche Monate lang allenthalben, zuletzt noch auf Wunsch und Befehl Ihrer Majestät der Kaiserin, aber vergeblich, gesucht worden ist.

Allseitige Hilfe.

Wir haben es gesehen, wie bei der ersten Kunde von dem Unglück Fröschweilers und seiner Bewohner sich ein Schrei des Entsetzens durch's ganze Elsaß erhob und überall, wie vom Blitze entzündet, die innigste Teilnahme für die schwer betroffenen Mitbürger erwachte. Bekannte und unbekannte Wohlthäter kommen, sobald der eiserne Feindesgürtel den Zuzug gestattet, von nah und fern und bringen ihre Liebesgaben so reichlich und freudenvoll, daß dem himmelschreienden Elend der ersten Tage abgeholfen und den drohenden Gefahren der nächsten Folgezeit Einhalt

geboten wird. Das sind Lichtblicke in unsere Finsternis, Balsamtropfen in die tiefen Wunden. Da lernt man auch Landsleute besser kennen, zu welchen man sich eines ganz andern versehen hätte. Und dieser Wetteifer helfender Barmherzigkeit ist kein Strohfeuer, das gar bald ausgeflackert hätte . . . . 's ist eine mächtige Liebesglut, die je länger je weiter um sich greift und auch dann noch fortbrennt, wenn der deutsche Reichsadler längst über Versailles' Türmen schwebt. — Wir können aber hier nicht alle einzelnen Opfer verzeichnen, welche das Elsaß und die Elsäßer in allen Landen zur Rettung der Verwundeten und zur Wiederaufrichtung unserer heimgesuchten Gemeinde gebracht haben. Wir wollen auch die einzelnen Namen nicht durch verspätete Lobeserhebungen verherrlichen. Es genüge unser aufrichtiges: Vergelt's Gott, ihr edlen Freunde — und des Herrn Segen über euch auf Kind und Kindeskinder!

Unsere Trübsal findet aber nicht allein in der engeren Heimat einen Mitleid weckenden Widerhall. Sobald die Nachricht von dem Siege bei Wörth über die deutsche Grenze dringt, durchzuckt eine ungeheure Begeisterung das ganze Volk, und von der Nordsee bis zu den Alpen ertönt das Losungswort: „Auf! und helfet den Geschlagenen im Elsaß.“ Die ersten Träger dieses Hilferufes sind die Zeitungen. Sie fliegen nach allen Himmelsgegenden und verkünden in hunderttausendfachem Chor die Schilderung unseres traurigen Schicksals. Gleichzeitig erheben die Augenzeugen ihre Stimmen und verbreiten bis in die weiteste Ferne die Hiobspost: „Fröschweiler und Umgegend hat furchtbar gelitten.“ — Und in allen deutschen Landen, auch in der Schweiz, in Österreich, England, Amerika öffnen sich Herzen und Hände . . . . Überall werden die Gaben von den Redaktionen, Buchhandlungen, Pfarrämtern und einzelnen Privatpersonen gesammelt und nach dem Schauplatz der Heimsuchung herübergesendet. Viele

Wohlthäter schicken ihre Beiträge direkt mit Zeugnissen herzlicher Teilnahme, oder auch anonym, mit Angabe eines Trostspruches. Es kommen alle möglichen Liebesspenden: an Kleidern für groß und klein: Hemden, Strümpfe, Stiefel, Röcke, Wämser, wollene Jacken, Leintücher, Decken ꝛc. ꝛc.; an Nahrungsmitteln: Brot, Fleisch, Reis, Kaffee, Fett, Mehl, gedörrtes Obst, Kartoffeln; an Geld: größere und kleinere Summen zur beliebigen Austeilung an die Obdachlosen, Kranken, Notleidenden — welches Elend sie auch betroffen. Das sind Sonnenstrahlen in unsere dunkeln Tage; so wird der sinkende Mut wieder aufgerichtet. Und diese allgemeine Opferwilligkeit ist kein berechneter Annexionsversuch auf das elsässische Volksgemüt, und der offen und ehrlich ausgesprochene Dank für alle diese Wohlthaten ist auch kein Vaterlandsverrat. Diese helfende Liebe ist eine nationale Ehrenschuld, welche das deutsche Volk auch dann lösen würde, wenn der Ausgang des Krieges ein anderer sein sollte; und die freimütige Anerkennung fremder Hilfe ist eine elsässische Ehrenpflicht, die wir auch dann nicht verleugnen würden, wenn wir nach wie vor französische Bürger blieben! — Doch zurück zur Sache.

Auch der deutschen und ausländischen Freunde Namen und Liebesbeweise wollen wir in dieser Chronik nicht einzeln anführen: wir rufen ihnen allen zu: „Habt Dank für jede Handreichung, Eure Barmherzigkeit bleibt unvergessen!"

So können wir, wenn auch nicht ganz ohne Sorgen, doch ohne Furcht, dem herannahenden Winter entgegensehen. Unsere Vorratskammer im Gemeindehause ist in guter Verfassung. Fast täglich treffen neue Sendungen ein. Oft sind es ganze Kisten, Säcke, Wagen voll Nahrungsmittel. Eine Verteilungs-Kommission verwaltet die anvertrauten Gaben. Alle zehn oder vierzehn Tage wird eine allgemeine Bescherung gehalten. Da kommen dann die Frauen mit ihren Körben,

Schüsseln ꝛc. „Wie viele Seelen habt ihr zu Hause?“ — „So und so viele.“ — „Und ihr?“ — „Vier, sechs, acht Personen.“ — „Da habt ihr euer Quantum.“ — So geht's dem ABC nach, und alle kriegen ihren Anteil. Die meisten sind zufrieden und dankbar; einzelne reklamieren und murren . . . wie überall! Wer kann's jedem recht machen? allen genug geben? Die Hauptsache ist, daß es bei der Verteilung richtig zugeht und niemand Mangel leidet. Und wir können mit Wahrheit und mit freudigem Danke bekennen: Sie essen alle und werden satt! — Beim Austeilen von Kleidern, Bettzeug ꝛc. gibt's größere Schwierigkeiten: ein Stück ist besser, schöner als das andere, die einen haben alles, die andern weniger verloren; was diesem not thut, möchte jener auch haben. Die Bedürftigsten sind die Abgebrannten; sie werden auch in erster Linie berücksichtigt. Es folgt Loben und Schelten; das Menschenherz ist überall dasselbe, — wir handeln nach bestem Gewissen und fahren weiter.

Jetzt können wir den Typhus, welcher mit Blitzesschnelle in einzelne Familien einschlägt, soweit es Menschen möglich ist, mit Nachdruck bekämpfen. Die Krankheit ergreift vorzugsweise diejenigen Leute, welche durch Schrecken und Entbehrung besonders gelitten haben. Allein schnelle Hilfe, kräftige Nahrung, warme Decken ꝛc. wirken so rasch und erfolgreich, daß die Seuche zu keinem eigentlichen Ausbruch kommt. Doch fallen mehrere Opfer.

Ein schwerer Sorgenstein ist vom Herzen genommen. Die Schuld, welche wir gemacht haben, um den Obdachlosen die nötige Saatfrucht zu kaufen, ist gedeckt, unser Vertrauen ist nicht zu schanden geworden. Jetzt kann der Erzähler mit den ihm persönlich übermittelten Gaben haushalten und bald da einer darbenden Witwe, bald dort einem alten Manne, bald jener notleidenden Familie nachhaltig unter die Arme greifen. Wer würde es glauben? und doch ist's Wahrheit:

Durch meine Hand allein wurden in den Jahren 1870 und 1871 über 8000 Franken an einheimische und auswärtige Arme verabreicht. Durch die Unterstützungskommission wurden ebenfalls mehrere tausend Franken ausgeteilt. Das sind Kriegserfahrungen, die einem zeitlebens teuer bleiben.

Noch einer besondern Wohlthat muß ich hier rühmend gedenken. Ein Armenfreund aus Süddeutschland kommt persönlich herüber und holt acht unserer ärmsten Kinder und nährt und pflegt und erzieht dieselben jahrelang mit unermüdlicher Geduld und Barmherzigkeit.

Für die geisteskranke Elisabeth wird ebenfalls in Süddeutschland, in einer Heilanstalt und später in Privatpflege, ein ganzes Jahr auf's beste und liebevollste gesorgt. — Eine Diakonissenanstalt am Rhein sendet eine Schwester nach Fröschweiler mit dem freundlichen Anerbieten, vier Kinder aufzunehmen, welche dort seit Jahren eine vortreffliche christliche Erziehung und Ausbildung genießen. Das sind Denksteine, welche wir mit innigstem Danke aufrichten und darauf schreiben: „Bis hieher hat der Herr geholfen!"

Aber unser Weihnachtsfest im grimmigen siebenziger Winter! Am Christabend ist unser Notkirchlein wieder gedrängt voll Menschen; der Tannenbaum strahlt in herrlicher Lichterpracht; die deutschen Kinder, welche, wie sie sagen, „die elsäßischen Kinder lieb haben", wollen unsern Kleinen eine Bescherung bereiten. Man denke sich, was da alles an Geschenken, Spielsachen, Puppen, Lebkuchen ꝛc. auf dem Weihnachtstisch aufgetürmt ist! Dazu hat der Erzähler in Hagenau auf einmal für tausend Franken Kleiderstoffe gekauft. Alle diese Schätze sollen heute abends ausgeteilt werden. Seht ihr die freudigen Gesichter und die funkelnden Augen und die ausgestreckten ungeduldigen Händchen? Der Christabendgottesdienst ist gehalten; der „Tannenbaum" wird mit riesiger Begeisterung gesungen — und jedes Kind (von allen

Konfessionen), von der Mutterbrust bis zu vierzehn Jahren, bekommt ein vollständiges, funkelnagelneues Kleid! Die alten Männer bekommen warme Joppen, Unterhosen; die Mütterlein wollene Wämser . . . Diese Freude, dieser Jubel! Ja, wir können sagen: Wenn wir auch des Leidens viel gehabt haben, so sind wir doch auch reichlich getröstet worden.

Nähere Bekanntschaft mit der Feldgendarmerie.

Wie oft haben wir's, gleich im Anfang, unsern Leuten gesagt: Hütet euch und holt beileibe nichts vom Schlachtfeld! Der Feind hat's erobert, und paßt auf! wer nicht hört, muß fühlen. — Wie's aber in solchen greulichen Zeiten geht: Die Köpfe sind verwirrt; die Herzen leidenschaftlich entzündet; die einen verstehen's und gehorchen — die andern wollen's nicht verstehen und folgen ihren Gelüsten. Sie sagen: „Krieg ist Krieg . . . . man muß sich wärmen, wenn man beim Feuer ist . . . . und wer kann das eine Sünde nennen, wenn ich mir einen Mantel oder ein Paar Zelttücher oder einige Decken oder ein verlorenes Chassepotgewehr aufhebe? 's geht ja doch alles zu Grunde; und die andern holen ja auch"; und dergleichen . . . . In der That, da strolchen seit der Schlacht eine ganze Masse fremder, unheimlicher Kerle herum, die kripsen und krapsen zusammen, was ihnen unter die Hände kommt, und schleppen ganze Wagen voll Sachen fort und lassen dafür den Verdacht zurück, der auf die Einheimischen fällt. Kurz, die Versuchung ist für manchen zu groß, das böse Beispiel zu mächtig; man geht

auch und nimmt „sein Teil“ und versteckt's, so gut man kann „bis der Rummel vorüber . . .“ Aber es ist einmal doch unrecht; jedenfalls hat's Einer gesehen, der auch in's „heimliche Gemach“ hineinschaut. Doch auch die Preußen haben es erfahren, dafür hat in edler Uneigennützigkeit der Nachbar gesorgt. So eben rückt die Feldgendarmerie zum Dorf herein, und wie ein Lauffeuer fliegt's durch alle Gassen: „Die Gendarmen kommen, um Haussuchung zu halten.“ Gar manchem wird's bitter weh dabei: „Wär ich doch . . .! hätt' ich doch . . .! sie findens, sie findens nicht . . . Na, der muß es dann aber auch herausgeben — wart', dir will ich's einreiben“ . . . . just, wie's in andern Ländern auch gegangen wäre — und schon gegangen ist und gehen wird, so lange Krieg und Blutvergießen nicht aufhören und Gerechtigkeit und Frieden nicht unter den Völkern wohnen.

Einer der ersten Besuche gilt dem Pfarrhaus. „Haben Sie etwas vom Schlachtfeld? Waffen, Geräte oder sonstige Gegenstände?“ — „Meines Wissens nichts als diese Streitaxt — die steht schon seit dem 6. August hier im Hausgang (es war die Axt, mit welcher der wütende Soldat den Spiegelschrank hatte aufhauen wollen); ich würde sie gerne als ein Andenken bewahren.“ — Der Offizier nimmt die Axt in die Hand, schaut mich an, lächelt ganz harmlos in seinen Bart, schaut aber auch seine Begleiter an, die machen unheimliche Gesichter. — „Es ist mir leid, ich kann Ihnen die Axt nicht lassen“, spricht's, behält die Waffe und verschwindet.

Vom Pfarrhofe geht's weiter; aber nicht der Reihe nach von Haus zu Haus, sondern bald dahin, bald dorthin — vom Unter- in's Oberdorf, aus der Tränkgasse in den Schlittweg. Auf diese Weise ist niemand einen Augenblick sicher; keiner kann den andern mehr warnen . . . Ja, sie sind schlau, diese grün-gelben Spürhunde.

Jetzt sind sie beim Kohlenpeter, durchstöbern die

ganze „Gerechtigkeit". Der Kohlenpeter hat nichts — und doch ist er so jämmerlich verdutzt; er loddelt an Leib und Seele . . . Endlich kommen sie auch an die Wiege: die Wiege ist so auffallend aufgebauscht . . . . „Was ist da drin?" — „Das Bett von unserm Jokele." — „So, will doch 'mal sehen, was der Jokele für ein gutes Bett hat", sagt's und fängt an abzudecken . . . . Der Jokele schreit: „Mein Bett, mein Bett!" Dem Kohlenpeter wird's schwarz vor den Augen — die Gendarmen halten sich die Bäuche vor Lachen — wollene Decken! eins, zwei, vier, sechs — zehn — fünfzehn — zwanzig — — vierundzwanzig wollene Decken spazieren zur Wiege heraus! Man stelle sich die Scene vor, im Hause, im Hofe, auf der Straße. Der Gendarmerieoffizier aber sagt kurz und schneidig: „So Bauer, hätt'st zwei gehabt, wären sie dein geblieben; jetzt kriegst keine."

Die Untersuchungsrunde geht weiter: sie kommen zum Glasertoni. — „Gebt 'mal geschwind Eure Sachen heraus." — „Ihr Herren, ich hab' nichts . . ." — „Ihr habt nichts? Ihr habt ein neues Musikinstrument? Wollt Ihr's gutwillig ausliefern, oder wir blasen Euch einen Galoppmarsch auf." — „Ich hab' kein Musikinstrument." — Und sie suchen und suchen in der Stube, in der Küche, in Kammer und Keller und Laubschuppen . . . das „Saxhorn" will nicht zum Vorschein kommen. „Wo habt Ihr's versteckt? es soll Euch nichts geschehen, Ihr kriegt ein hübsches Trinkgeld . . ." Der Glasertoni läßt sich nicht aus der Fassung bringen: „Suchet!" Und aufs neue werden alle Möbel durchschnüffelt, Heu, Stroh, alles durcheinander geworfen . . . die Gendarmen sind außer sich, sie schäumen vor Zorn . . . der Glasertoni bewahrt die größte Kaltblütigkeit . . . Sie finden das „Saxhorn" wahrhaftig nicht — und doch steckt's im Hause, und nach Jahren wird zuweilen noch ein Stücklein darauf geblasen!

So durchmustern sie das ganze Dorf, sie dringen in die

dunkelsten Ecken, in die geheimsten Gemächer. Fast überall finden sie etwas: eine Chassepotflinte oder ein Bajonett, ein paar Decken, Zelttücher, einen Mantel oder sonst ein Kleidungsstück; im ganzen aber ist's ein mäßiger Fund: die meisten haben ihre Hände und ihr Gewissen rein bewahrt; nur einzelne haben wüst gehaust; denen wird denn auch alles unerbittlich entrissen. Und wie sie auch brummen und heulen und winseln — unter Spott und Hohngelächter wird die Beute von dannen geschleppt. Wo hingegen die Gendarmen sehen, daß die Leute bescheiden, ehrlich, auch wohl arm und hilfsbedürftig sind, da lassen sie gerne, oder geben sogar eine Kapote, einige Teppiche, Zelttücher &c. Und wie oft Spaß und Ernst in solchen Zeiten zusammentreffen — mein Großvater selig hat's tausendmal erzählt, wie anno 1814 die Russen kamen und der naseweise Balzer Philipp neben den Kosaken herlief und die rotbärtigen Männer angaffte, bis ihm einer die große Trommel an den Hals hing, und der arme Teufel mußte die Trommel acht Stunden weit schleppen bis nach Pfalzburg — gerade so geht's auch heute bei den Haussuchungen dem Meyerhenner im Oberdorf. Dem juckt's auch hinter den Ohren, und er stellt sich so recht unschuldig und selbstgefällig ans Hofthor und lugt zu, wie die Gendarmen da herumhausieren und muß herzlich lachen, wie der stramme Arm der Gerechtigkeit ganze große Kochkannen voll Bleikugeln zutage fördert. Auf einmal heißt's: „Komm her, Bauer!" Und wie der Meyerhenner sich taub stellen will . . . ruft's: „kommst gleich, oder ich . . ." und zielt mit der Flinte . . . Was will er machen? Übel oder wohl, er muß kommen. — „Bauer, da trag diese Kannen!" — „Ich?" — „Ja!" — „Ich, die Kannen tragen?" — „So schnell eine Geiß tritt, oder du bekommst Prügel!" — Der Meyerhenner wird grün und gelb vor Zorn und Entsetzen . . . „Ich die Kannen tragen? Ich trag' sie nicht!" — „Du trägst sie doch!" — „Ich will

aber nicht!“ — „Du mußt“ ... und wer mit Gewalt gebändigt wird und die Kannen tragen muß, ist der Meyerhenner. — Ein Weltspektakel erhebt sich auf der Straße, zu allen Fenstern gucken und lachen die Neugierigen heraus ... und siehe, da marschiert der Meyerhenner, wie ein ertappter Missethäter, zwischen den Gendarmen und trägt die Bleikannen. — Er protestiert, schimpft, heult Zetermordio ... es kann nichts helfen. — Da kommt er das Dorf herunter, ganz entstellt, halb tot vor Zorn und Schande ... Wie er mich von weitem sieht: „Herr Pfarrer! das überleb' ich nicht! ich werd' krank! ich bekomme die Leberkrankheit! stellen Sie sich's vor: ich muß die Kannen tragen und hab doch keine Bleikugel im Haus ...“ Endlich ist der ganze Troß vor'm Kirchenplatz; der gefolterte Sündenbock wird los gelassen, er läuft kopfüber kopfunter durch die Gärten nach Haus, schäumt hinter geschlossenen Läden seinen Ingrimm aus, wird auch nicht gerade krank, aber ich bin gut dafür: seiner Lebtag vergißt er seinen Gang mit den Bleikannen zwischen den Gendarmen nicht.

Wie der Erzähler zu einem Reitpferd kommt.

So passieren denn allerlei Geschichten; gute und böse; erfreuliche und unerfreuliche, und dem Chronikschreiber ist schier zu Mute, als sollte er die Feder niederlegen; sonst könnte doch am Ende der Leser des langen Geplauders überdrüssig werden. Indessen hat man doch mit allen Menschen Geduld, und so wollen wir denn folgende Historie noch zum besten geben.

Es ist dem Erzähler, wie bekannt, am Tage der Plün=

derung wie allen andern schlimm genug ergangen. Doch die Verluste werden ja täglich ersetzt, und von Mangel ist schon längst keine Rede. Eine recht schmerzliche Einbuße aber bleibt mein armes Wägelein, welches mir zu meinen Filialdiensten, namentlich zum Abendgottesdienst in Reichshofen fast unentbehrlich geworden. Was anfangen? In der Nacht anderthalb Stunden zu Fuße zu gehen, ist unmöglich, und Fuhren gibt's überhaupt keine auf unserm Berge. Da hör' ich: der hat ein verwundetes Pferd aufgefangen, gepflegt und behalten dürfen; jenem ist zum Betrieb seines Ackerbaues von der deutschen Militärbehörde ein Pferd oder Maulesel überlassen worden ... Wie wär's, denk' ich, wenn du 'mal über die erlittene Unbill Beschwerde führtest und zur Ausrichtung deines Amtes irgend ein fahr- oder tragbares Vehikulum erlangen könntest? — Gedacht, gethan. Ich gehe eines Tages nach Niederbronn aufs Etappenkommando und rede dem dortigen Machthaber so beweglich als möglich ans Herz, wie peinlich der Verlust des Wägeleins für mich sei, wie beschwerlich das Hin- und Herreisen bei dunkler, stürmischer Herbstnacht, und ob ich denn nicht zum Ersatz für mein frevelhaft entrissenes Eigentum ein Pferd oder einen Maulesel bekommen könnte; ich sei zwar des Reitens nicht besonders kundig, aber mit Vorsicht möchte es doch gehen; und was sonst noch alles dem gravitätischen Etappenkommandanten vordemonstriert werden konnte. Der hört meine Ansprache geduldig an, streicht ein Weilchen den strammen Schnurrbart und sagt dann in gutmütigem Tone: „Nun ja, ich verstehe wohl, da muß was geschehen." — Ich danke verbindlichst und denke in meinem Sinn: „Du bekommst ganz gewiß ein Pferd oder einen Maulesel." — Doch langsam! Denk an den unglücklichen Xaveri!

Es dauert etwa vierzehn Tage, da erhalte ich vom Etappenkommando aus Niederbronn den kurzen Bescheid, man bedaure, aber es sei weder ein Pferd noch ein Maulesel vor-

handen, den man dem Pfarrer zu Fröschweiler zur Verfügung stellen könne. So, denk' ich, jetzt bist du schon abgefertigt — du kutschierst nach wie vorher mit Schusters Rappen. Das Ding ist ärgerlich — wär' ich doch früher gegangen! — Aber in Kriegszeiten lernt man sich fügen und stille sein . . . Zwei Tage später kommt wieder ein Schreiben, ich solle mich nach Weissenburg begeben, um dort beim Etappenkommando das erbetene Pferd in Empfang zu nehmen. Man denke sich meine Überraschung! Also doch gelungen, — und den andern Tag wandere ich mit einem pferdekundigen Bauern nach Weissenburg. — Weissenburg ist alleweil auch eine eroberte Stadt, und überall begegnet man trüben Gesichtern. Doch, darüber ein andermal — ich melde mich beim Etappenkommandanten — ich sei der und der, und Sie haben die Freundlichkeit gehabt, mir ein Pferd zu bewilligen ꝛc. — „Ja", sagt der alte Herr, „es sind noch zwei vorhanden: ein kräftiger Brauner und ein alter, immens-großer Schimmel — ich rate Ihnen aber, nehmen Sie den Braunen; Sie bekommen ein gutes Pferd. Um neun Uhr bin ich in der Kaserne, dann können Sie wählen." Stimmt nicht übel, denk ich, und mit freudigem Herzklopfen steh ich um neun Uhr mit meinem Begleiter vor der Kaserne. Da kommt der Etappenkommandant. — „Jetzt wollen wir die Sache abmachen; wird bald richtig sein." — Wir treten in die Stallungen — und daß ich's nicht vergesse, mehrere Seebacher Bauern, welche täglich für die Armee Fuhrdienste leisten, gehen auch mit in den Stall, keiner aber weiß, wer ich bin oder was mein Verlangen. — Der Etappenkommandant: „Führt einmal den Braunen heraus; laßt ihn laufen!" . . . Ein Soldat jagt etliche Mal im Kasernenhof hin und her und bringt den Braunen wieder zu uns. D'rauf sagt der Etappenkommandant zu einem der Seebacher Bauern: „Was ist das Pferd wert?" — Der blinzelt so recht schelmisch mit den Brauen: „Was soll ich sagen? 500 Franken!" —

Mir fährt ein Schrecken durch alle Glieder. — Der Etappenkommandant zum zweiten Bauer: „Was meint Ihr? Was ist das Pferd wert?“ — Der dreht den Kopf so gegen die Schulter, schiebt die Pelzmütze aufs Ohr: „500 Franken ist ein bischen viel! Ich meine 400 Franken!“ — Ja, ja, denk ich, was wird's mit dir geben! du mußt das Pferd bezahlen und hast kein Geld in der Tasche. — Der Etappenkommandant zum dritten Bauer: „Und Ihr? Was soll das Pferd gelten?“ — Der muß mir etwas abgemerkt haben — der stellt sich so recht pfiffig unterländerisch hin, mustert nochmals den Braunen vom Kopf bis zum Schwanze, guckt ihm ins Maul: „Herr, ich will Ihnen etwas sagen, (mit Verlaub zu reden) die Zeiten sind bös, der Gaul ist nicht mehr ganz jung: ich glaube 350 Franken!“ — Der Etappenkommandant: „Abgemacht! Herr Pfarrer, Sie haben das Pferd zu 350 Franken!“ — Mir will's schwach werden, die Angsttropfen stehen mir auf der Stirn . . . Du liebe Zeit: jetzt hast du ein Pferd gekauft! 350 Franken! . . . Wär' ich doch daheim geblieben und meiner Lebtag zu Fuß gegangen! Aber jetzt ist's geschehen, du hast's; du mußt's behalten. Der Etappenkommandant: „Herr Pfarrer, in einer halben Stunde kommen Sie zu mir und dann regulieren wir die Sache!“ Ich mache ein verzweifeltes Kompliment und steh' noch wie versteinert unter den Seebacher Bauern. „Ach, hätten wir aber das gewußt, daß Sie das Pferd kaufen, wir hätten ganz anders geredet . . . Na, 's ist doch nicht zu teuer . . .“ Ich schaffe mich jetzt zum Kasernenhof hinaus, ich weiß mir gar nicht zu helfen, und doch bin ich froh, daß kein Betrug geschehen. Nun, geh's wie's wolle — ich hab' den Gaul, ich muß ihn haben; der Hauptmann wird mir auch nicht gleich den Kopf herunterreißen — fort zum Hauptmann; jetzt will ich erst reiten nach Herzenslust . . . Ich klopfe an: „Herein!“ Da steh' ich ganz kläglich betroffen vor meinem Schuldherrn. Der

Etappenkommandant: „Herr Pfarrer, das war alles pro forma; -- sehen Sie, bei uns muß alles regelrecht zugehen. Sie erhalten das Pferd, das einen Wert von 350 Fr. hat. Sie bescheinigen bloß, daß Sie es empfangen haben und damit ist die ganze Geschichte fertig." Jetzt wird's mir wieder besser; ich unterschreibe den Revers mit fröhlichem Herzen, danke dem Hauptmann für alle freundlichen Bemühungen, kauf' mir beim ersten besten Sattler einen Zaum und reite des Abends, still vergnügt, auf der Gebirgsstraße nach Hause. — Der Braune ist ein gutes sanftes Tier — und belohnt seit langer Zeit die sorgen= und strapazenreiche Fahrt nach Weissenburg durch treue und nützliche Dienste.

Die Ruhigen. Die Betrogenen. Die Hirnwütigen.

Halten wir wieder 'mal eine Rundschau auf dem Theater des Krieges. Die Ereignisse sind bekannt und kommen hier nur sofern in Betracht, als sie unser elsässisches Volksleben berühren. War das Gefecht bei Weissenburg schon von schlimmer Vorbedeutung, so ist die Niederlage bei Wörth von der verhängnisvollsten Tragweite für den ganzen Feldzug. Mac Mahon, auf welchen der Kaiser, das Heer und das Volk ihr bestes Vertrauen stützten — Mac Mahon ist auf's Haupt geschlagen; die afrikanischen Kerntruppen, der Stolz und Schrecken der Rheinarmee, sind aufgerieben; das Elsaß, die schönste Provinz des Landes, ist vom Feinde überflutet; die Vogesen, wo einst unsere Väter

der Invasion unter Tod und Vernichtung ein Ende machten, stehen offen, und der sieggekrönte Teutone verfolgt den fliehenden Gallier auf den Fersen nach den katalaunischen Feldern, ... ein ahnungsschweres Beben durchschauert alle Herzen und von Basel bis nach Weissenburg schwebt auf allen Lippen nur noch eine Frage: „Wo ist Frankreich? Wo ist unser großes unüberwindliches Vaterland?" Die Antwort folgt in Donnerstreichen: Spichern, Vionville, Mars-la-Tour, Gravelotte, Sedan, Straßburg!

O Straßburg, o Straßburg, du wunderschöne Stadt! Warum haben sie dich am 7. August nicht ohne Schwertstreich genommen? Sie haben nicht gewollt — oder nicht gewußt, wie nackt und öde deine Mauern dastanden . . . Sie haben dich mit eiserner Umarmung eingeschlossen, an allen Orten geängstet, mit Schrecken, Feuer, Tod und Verderben überschüttet. — Wir haben jeden Schuß vernommen, jede Brandgranate fliegen sehen, die auf deines Hauptes Krone, auf deine wehrlosen Bürger gefahren . . . Endlich bist du gefallen, und wir hören noch in unsern Ohren des alten Werder Donnerstimme in St. Thomas Hallen: „Jetzt sind wir hier und danken Gott für das, was er an uns gethan hat."

Auf Straßburgs rauchenden Trümmerhaufen ist auch unser Schicksal entschieden. Was Frankreich mit dem linken Rheinufer sicher gethan hätte, wenn sein Siegesstern nicht verblichen wäre, das will Deutschland bei seinen ungeheuren Erfolgen mit dem rechten nicht versäumen. Das eroberte Elsaß-Lothringen bleibt der Lohn seiner blutigen Opfer. Das sind, wie gesagt, die bekannten Thatsachen, welche die Geschichte aus den letzten August- und Septembertagen zu verzeichnen hat. Was aber nicht so bekannt ist, und worauf es bei unserer Aufgabe besonders ankommt, das sind die seltsamen Erfahrungen, die wir im Verlaufe jener Zeit und im Gefolge jener Begebenheiten machen dürfen.

Zuerst einiges nähere über die Nachrichtsquellen. Man kann sich denken, wie gespannt, wie heißhungrig in solchen Tagen das Volksgemüt nach Neuigkeiten verlangt. „Was ist schon wieder geschehen? Sieg oder Niederlage? Franzosen oder Preußen?" — Hier zu Lande erfahren wir alles durch doppelte, grundverschiedene Depeschen. Die einen stammen aus dem deutschen Hauptquartier oder von der provisorischen deutschen Regierung. Sie enthalten ein paar kurze nüchterne Worte: So und so, nicht mehr und nicht weniger — aber allemal gerade genug, um ganz Europa zu verkündigen: „Die Franzosen sind geschlagen — Bazaine ist rettungslos nach Metz zurückgeworfen — Napoleon ist gefangen — das Kaiserreich in Trümmern — die ganze Armee entwaffnet — Straßburg genommen" &c. Wie Keulenschläge fahren diese Depeschen auf unsere Köpfe, und was das merkwürdigste bei denselben ist, sie sind allemal buchstäblich wahr von A bis Z — und wer sie nicht glauben will und nicht glauben mag, der kann sich doch zwei bis drei Tage nachher der Macht der Thatsachen nicht mehr verschließen: „'s ist also doch so". — Da läßt sich nichts mehr wegzweifeln, wegjammern — das sind Gottes Gedanken, Gottes Führungen in der Geschichte .... Man ergibt sich drein; wer will's ändern? — „Und 's ist doch nicht wahr, 's ist nicht möglich! wir können's nicht glauben! wer's glaubt, ist ein Schurke, ein elender Prussien! Da sind auch andere Depeschen! Da schau, lies, hör, sperr Nas und Maul auf, du dummer elsässischer Bauer!" — In der That, da sind andere Depeschen, ganze Massen französischer Depeschen — ... Woher des Weges? — Das will niemand wissen, keiner sagen ... Etliche wissen's aber doch — sie kommen nicht alle von jenseits der Vogesen; im Elsaß kann man im Notfall auch Depeschen fabrizieren. Und durch wen? Geheime Boten tragen sie auf der bloßen Haut, in den Stiefeln, im Munde herum und schieben sie, wo's nicht anders

geht, des Nachts durch die Thürspalten in die Häuser .... Und der Inhalt? „O Elsaß! verzage nicht! Nur Geduld, nur Glauben, nur Hoffnung! Frankreich bekommt Hilfe! Die Bayern sind müde; Österreich kann nicht mehr länger zusehen; Rußland steht in Waffen; der heilige Vater betet; die Himmelskönigin wird hören; Frankreich wird siegen!“ rc. rc. Eine andere Sorte von Depeschen: „Bei Chaumont haben unsere Truppen 50000 Preußen in eine Steingrube geworfen und Schutzmauern aus ihren Leichen aufgetürmt! — Mac Mahon lockt den Feind in die Ebene von Chalons, eine zweite Hunnenschlacht wird sie alle vernichten, — Bourbaki wird in den nächsten Tagen Straßburg entsetzen — dann wehe Baden, Württemberg, Bayern .... Ein großer schwarzer Sarg ist durch Hagenau transportiert worden; man sagt, der Kronprinz ist tot ....“ Jetzt stelle sich einer solchen Unsinn vor und denke sich recht lebendig in unsere Lage. Wie durch diese geheimen Depeschen die Neuigkeitswut sich aller Geister bemächtigt! Wie diese satanisch lügenhaften Siegeshoffnungen die Gemüter verwirren; die Herzen zu wirklich wahnsinniger „Vaterlandsliebe“, zu wahrhaft bestialischem Feindeshaß entflammen! O wehe den freveln Händen, welche dieses wilde Feuer sündlicher Leidenschaften angezündet haben! Sie wissen, daß sie lügen, — aber pereat mundus, dummodo imperem! Jetzt werden wir unsers Lebens nicht mehr froh werden ... jetzt sind wir nicht allein ein erobertes — und malgré tout wieder deutsch gewordenes, sondern vielleicht auf Generationen hinaus ein unglückliches, ruiniertes Volk! — Die Lüge, die Verblendung, die Unbußfertigkeit, das Mißtrauen, die Verleumdung, der Haß, die Rachsucht — mit einem Wort der Fanatismus in seiner wüstesten, verheerendsten Gestalt hat alle unsere Verhältnisse — unsere politischen, bürgerlichen, religiösen, ja Freundes- und Familienverhältnisse getrübt, vergiftet, zerfressen — ! — Ja, noch einmal, wehe über die

unsauberen Geister, die im düstern Hintergrund lauern und mit dämonischer Schadenfreude Brand um Brand in diese Flammenglut werfen! Sie wissen, was sie thun, und die Geschichte wird ihnen einst das Kainszeichen auf die Stirne drücken — aber sie fürchten sich auch nicht vor der Geschichte, denn sie haben kein Gewissen.

Jetzt gibt es im Elsaß drei verschiedene Klassen von Menschen: Erstens die Ruhigen. Sie beugen sich unter die allmächtige Hand Gottes. — Sie erkennen in den großartigen Umwälzungen die Vorsehung Dessen, der Krieg und Frieden schafft und sein Reich durch Gericht und Gnade auf Erden baut. Viele unter ihnen trennen sich mit Wehmut, mit aufrichtigem Schmerz vom alten Adoptiv-Vaterland. Sie haben Frankreichs Volk und Sprache, Sitten und Eigenschaften kennen und lieben gelernt — und fürwahr! es ist dort noch mehr des Schönen, Edlen und Guten, als man früher glaubte. — Sie sind auch durch soziale Bande oder Familienverhältnisse mit Frankreich verbunden. Es wird ihnen schwer, auf allen Lebensgebieten plötzlich von Westen nach Osten zu schauen. Aber sie sind doch ruhig und stille und bewahren, mitten im Gewühl entfesselter Leidenschaften, Vernunft und Menschenliebe. — Etliche unter ihnen begrüßen mit Freuden und Begeisterung die neue Ordnung der Dinge. Die sind durch Abstammung, Studien, Berufs-, Familien- und Lebensverhältnisse nahe mit Deutschland verwandt, überschätzen wohl auch in jugendlicher, poetischer oder religiöser Begeisterung die Vorzüge Deutschlands im Vergleich mit Frankreich. Einzelne Unklugheiten und allzuhochfliegende Zukunftsträume werden schon gebührend gestraft und vielleicht bald vereitelt werden. Aber sie meinen es ehrlich, und im Grunde, was geht mich die politische Denkweise meines Nächsten an?

Die Betrogenen. Das sind, auf allen sozialen Stufen, die gebildeten, ehrsamen, menschlich guten, auch religiös

überzeugten Durchschnitts-Leute. Sie hängen mit fester Liebe nnd aufrichtiger Vaterlandstreue an Frankreich; an Frankreichs Landkarte, an Frankreichs Hauptstadt; an Frankreichs Ruhm; an Frankreichs Gesittung, Politik und Journalistik; an Frankreichs Mode, an Frankreichs Küche ꝛc. ꝛc. — nicht weil das alles schöner und besser sei, als in Deutschland, sondern einzig und allein, weil's französisch ist — noch einmal: weil's französisch ist. Wie gesagt — brave Leute. Was ihnen aber durchweg abgeht, ist jedes geschichtliche Sensorium. Sie haben keinen Blick in die großen allgemeinen Gedanken und Führungen Gottes; kein Gemerk über diesen ganzen Krieg, weder warum er eigentlich begonnen hat, noch wie er ausgehen möchte, noch was eigentlich hinter den Kulissen geplant war. — Sie sind die Betrogenen; sie glauben in ihrem philiströsen Chauvinismus die unmöglichsten Gerüchte, die unsinnigsten Faseleien: „Frankreich wird siegen, muß siegen, wir bleiben französisch". — Aber die Thatsachen? — „Was Thatsachen? — Wir bleiben französisch". — Naive Träumer! Die Zukunft wird's lehren, wenn die Pickelhaube auf eurem Schädel sitzt .... Aber mit diesen Leuten kann man doch noch reden. Wenn auch ihr Gedankenhorizont von allerlei Phantasiegebilden umwoben ist — das Herz ist ihnen doch nicht im Leibe zusammengeschrumpft; der Fanatismus hat sie doch nicht zu Unmenschen herabgewürdigt.

Die Hirnwütigen. Du erschrickst, lieber Leser? Ja, ich sage dir, bei uns gibt's jetzt eine Klasse von Menschen, man kann sie nicht anders nennen als die Hirnwütigen. Das sind, in allen gesellschaftlichen Schichten, die rohen, unwissenden, ungebildeten, halbgebildeten, verbildeten, politisch und religiös herabgekommenen Elemente unseres Volkes. Soll ich dir ein solches Exemplar abkonterfeien? Schau, da geht einer. Welche Lebensrolle er bis jetzt gespielt hat, weiß ich nicht. — Dem Ansehen nach kann er ein Beamter, Zeitungs-

schreiber, Commis voyageur, Wissenschaftsheld, Geldmann, oder gewöhnlicher Kulturkämpfer sein — gilt auch gleich — Nimm 'mal den Mann aufs Korn. Siehst, wie der so majestätisch düster einherschreitet? Ist's nicht Cato's Schatten aus der Unterwelt? Ja! — Jetzt horch aber auch, was der Mann redet, wie der große Armeen aus dem Boden stampft; Kanonen und Mitrailleusen hervorzaubert; Allianzen in ganz Europa schmiedet, geniale Schlachtenpläne entwirft, Vernichtungssiege bei Metz, Paris, Orleans, Belfort erficht und dann mit dem Ruf: vengeance! vengeance! über den Rhein bricht und Freiburg, Rastatt, Mainz, Koblenz, Berlin in Schutt und Asche verwandelt. Du lächelst, lieber Leser, über solche kindische Bramarbasierereien? Gib acht! der Mann ist seiner Sache ganz gewiß — so gewiß als der Münsterknopf noch auf dem Turme sitzt — und sein Preußenhaß hat keine Grenzen . . . Horch! wie er schilt, schimpft, flucht, lästert, haut, sticht, schießt, sengt, brennt, tötet, ausrottet ohne Pardon noch Erbarmen! Es graut dir, lieber Leser, vor solcher Gemeinheit, vor solcher Verwilderung? Gelt, du bedauerst den Mann und möchtest ihm ein Körnlein Vernunft in sein zerrüttetes Gehirn und ein Fünklein Menschenliebe in sein verödetes Herz hineinhauchen? — Laß bleiben und geh ihm aus dem Wege . . . Foenum habet in cornu, er ist hirnwütig und wenn er erst merkt, daß du ein Ruhiger bist, so geht's dir nicht gut! Ich warn' dich, es geht dir nicht gut! — Später wird er vielleicht wieder einmal zur Genesung kommen. — Du frägst: Gibt's denn aber auch Hirnwütige unter'm Landvolk? O du blöder Kalendermann, kennst das Landvolk nicht! — Ja, gerade unter'm Landvolk gibt's die meisten und Hirnwütigsten von allen! Der Städter hat in solchen Zeiten meistens keine tieferen Motive als den politischen Haß . . . Was der vermag, hast du vernommen. Wenn aber beim Bauern zum politischen Haß, den er mit dem

Städter gemein hat, auch noch ein anderer Haß, der tiefste, grimmigste, unversöhnlichste, der in Menschenherzen schlummert, hinzutritt und täglich, geflissentlich aufgestachelt, unablässig geschürt wird — o dann hört alles auf! Dann möchte man unter Heulen und Wehklagen sein Angesicht verhüllen. . . . Doch es ist genug . . . Gott wird sich über unser Volk auch wieder erbarmen — die Zeit wird vieles ändern. — Es wird auch wieder Vernunft und Friede und Liebe in unser Land, in alle Herzen einkehren, wir hoffen es, und unsere Hoffnung wird nicht zu schanden werden.

Die Bausteine zur Gedächtniskirche.

Lassen wir uns unterdessen durch solche trübselige Zustände nicht entmutigen; sie sind die unausbleiblichen Folgen des Krieges in jedem eroberten Lande — und wenden wir unsere Blicke auf ein stilles Friedenswerk, welches unter mühevoller Arbeit langsam zu schöner Vollendung gedeiht.

Unser kirchliches Leben geht zwar seit dem 13. August 1870 seinen geregelten und gesegneten Gang. Wie schmerzlich aber eine Gemeinde von 700 Seelen den Mangel eines Gotteshauses empfindet, das weiß nur der, welcher solche Notstände selbst erfahren hat. Wird auch der leiblichen Trübsal durch mildthätige Handreichung der Brüder täglich Abhilfe geschafft, so bleibt doch unsere geistliche Vereinsamung ein schwerer Kummerstein, der je länger, je drückender auf Hirt und Herde lastet. Wie aber diesen Kummerstein los werden? Wo Hilfe suchen? Der Krieg wütet mit ununterbrochener Heftigkeit fort und steigert sich allmählich zum Vernichtungskampf. Wer

wird den Sieg davon tragen? Das weiß Gott . . . wie aber auch die Würfel schließlich fallen: von staatlicher Unterstützung ist jedenfalls vorderhand nichts zu hoffen: die Gemeinde liegt zerbrochen am Boden und unsere Pfarrei hat keinen Heller Vermögen . . . In solch einer trostlosen Lage ist guter Rat teuer, und jeder nur halbwegs wohlwollende Mensch kann sich vorstellen, wie sehnlich allenthalben der Wunsch sich regte: „Ach! wenn wir doch wieder ein Kirchlein hätten!"

Nur getrost, das Kirchlein wird kommen . . . Es handelt sich ja nicht um eine politische Angelegenheit, sondern um Gottes Reichssache, und es gibt in allen Landen noch Herzen, welche für das Evangelium schlagen, und Hände, die sich für heimgesuchte Brüder aufthun. Den ersten Baustein (ein 20 Frks.-Stück) zum Wiederaufbau der eingeäscherten Kirche spendete ein durchreisender Schweizer; der zweite, ein preußischer Thaler, kommt durch die Feldpost aus der Umgegend von Nancy von einem Unteroffizier und seinen Mannschaften. „Wir haben", sagen sie, „die alte Kirche zerstören helfen und senden ein Scherflein zum Aufbau der neuen". — Diese zwei Liebesgaben bilden den ersten Grundstock zu unserm künftigen Baukapital; sie bestärkten uns in der Zuversicht: es wird uns geholfen werden, aber der einzig mögliche Weg ist die Sammlung freiwilliger Beiträge unter unsern Glaubensgenossen.

Einige Tage später, am 14. August, sitze ich einmal so recht traurig und sorgenvoll auf den Ruinen der Kirche, Goßners neues Testament in der Hand, und neben mir steht den zerschossenen Arm in der Schlinge, der alte Eiserhenner — Gott hab ihn selig! . . . . Da tritt ein junger unbekannter Mann auf mich zu, reicht mir freundlich die Hand und fängt an, mich zu trösten: „Ich solle doch nicht verzagen, das evangelische Deutschland werde gewiß das zerstörte Gotteshaus wieder aufrichten, und er wolle auch nach Kräften mithelfen &c."

Ich höre zu und weiß nicht, was ich antworten soll. Der

fremde Wandersmann zieht seine Straße weiter . . . „Wer ist's? — Wird er auch Wort halten?"

Es ist Pastor S. Nielsen aus Potsdam, und wie er sein gegebenes Versprechen einlöst, darüber bringen schon die nächsten Tage thatsächliche Beweise. — Sein Wirkungskreis ist Norddeutschland; seine erste Mitarbeit ein Hilferuf „von Brüdern zu Brüdern", worin er die materielle Not besonders aber die kirchliche Bedrängnis der Gemeinde Fröschweiler schildert und zu opferwilliger Handreichung auffordert. Dieser Hilferuf wird von befreundeten Redaktionen verbreitet; wohin er gelangt, erwacht die regste Teilnahme: die Gaben fließen in größern und kleinern Summen, sowohl zur Unterstützung der Bedürftigen, als zum Wiederaufbau der Kirche.

Mit Aufrufen allein aber ist die Sache nicht gethan. Es gilt namentlich in großen Städten das Interesse zu wecken, einflußreiche Persönlichkeiten zur Mitwirkung zu gewinnen. Unser norddeutscher Freund ist unermüdlich. Zu seiner ungeheuren Korrespondenzlast übernimmt er auch die Mühe weiter und beschwerlicher Reisen. Er geht nach Leipzig, Bremen, Hamburg, Lübeck, Hannover, an den Rhein 2c. und gründet überall unter schwierigen Verhältnissen, im Kreise hochgestellter Persönlichkeiten Sammelkomitees, welche unsere Angelegenheit in die Hand nehmen, befürworten, die Beiträge zentralisieren und direkt nach Fröschweiler senden. Unser Kummerstein wird leichter: der erste Baufond ist bereits auf Tausende angewachsen.

Gleichzeitig und ohne in die Thätigkeit unsers norddeutschen Vertreters störend einzugreifen, ergeht durch den Erzähler im Namen des Presbyteriums ein Hilferuf an die Superintendenten, Dekane, Pfarrer, Gustav-Adolf-Vereine. Unsere „dringende Bitte" findet ebenfalls große Verbreitung und freundliche Aufnahme. Aus allen Ländern und Provinzen rinnen die Liebesbächlein freudig herüber. Der Zentral-

verein der Gustav=Adolf=Stiftung tritt freigebig in die Schranken, die Haupt= und Zweigvereine bewilligen bedeutende Beiträge; eine große Anzahl von Gemeinden legt auf Anregung der Geistlichen ihre Opfer zusammen. Die Kirchenkollekte in Bayern erzielt allein gegen 20,000 Franken; das Stuttgarter Sonntagsblatt nimmt einige „Kriegs= und Friedensbilder“ auf und sendet wiederholt beträchtliche Sammlungen. Viele einzelne Geber aus allen Ständen schicken ihre Gaben direkt nach Fröschweiler. Bald ist's die Goldmünze des Reichen, bald das Scherflein der Witwe, bald der Kreuzer des Handwerkers, bald der Sparpfennig des Kindes. Was soll ich viel sagen? Wir werden getröstet über Bitten und Verstehen! Was aber mehr noch als alle diese großen und kleinen Gaben unsere Herzen erfreut, das sind die Zeugnisse herzlicher Bruderliebe, welche fast immer dieselben begleiten. Ja! da erfährt man es so recht lebendig: es gibt noch eine Gemeinschaft der Gläubigen, und wenn ein Glied leidet, so leiden alle Glieder! Jetzt sind wir der schwersten Sorgen enthoben. Unser Kapital ist auf die Summe von 70,000 Franken gestiegen und genügt zum Aufbau der einfachen Dorfkirche, welche wir in unsern Verhältnissen brauchen. Aber unsere bescheidenen Hoffnungen sollen nicht in Erfüllung gehen. Viele Wohlthäter, deren Söhne, Brüder, Anverwandte auf unsern Gefilden begraben liegen, haben ihre Liebesgaben mit dem bestimmten Wunsche dargebracht, es möchte zur Erinnerung an die teuern Gefallenen eine würdige Gedächtniskirche erbaut werden. Eine große Anzahl von Gönnern, deren Begeisterung für das neu erstandene deutsche Reich und die wiedergewonnenen Bruderstämme in hohen Wogen geht, äußern in nachdrücklicher Weise denselben Gedanken: es müsse auf dem Schlachtfelde bei Wörth ein schönes monumentales Gotteshaus erstehen! Wiederum andere, welche mehr den Standpunkt des Reiches Gottes vertreten: es zieme sich nach solchen wunderbaren Erfolgen, Freund

und Feind gegenüber ein edles Friedensdenkmal zu errichten. So steht jetzt die Sache; so kommt die Kirchenbauangelegenheit in neuer Gestalt von außen an uns heran. Wir können nicht mehr mit den anvertrauten Gaben nach eigenem Gutdünken schalten. — Andrerseits begrüßen wir (warum es nicht ehrlich gestehen?) die Aussicht auf eine schöne Kirche mit inniger Freude.

Wie aber dieses Vorhaben zur Ausführung bringen? Wo die noch fehlenden Geldmittel hernehmen? Darüber noch folgende Mitteilungen.

Der Friede ist endlich geschlossen. Elsaß und Lothringen bleiben deutsche Provinzen. Die Regierung will aber die geschlagenen Wunden nach Kräften heilen: alle Zerstörungsschäden, alle Kriegsopfer in Stadt und Land sollen vollständig vergütet werden. Auch für unsere niedergebrannte Kirche wird der Gemeinde ein Schadenersatz von 68,600 Fr. bewilligt. Die Möglichkeit, den Gedanken einer gotischen Kirche zu verwirklichen, rückt näher. — Aber noch mangeln bedeutende Summen. Da tritt die Regierung uns helfend zur Seite und gibt aus der Landeskasse einen Zuschuß von 10,000 Fr. Endlich fördert Seine Majestät der Kaiser die Entscheidung und gewährt huldvollst ein Gnadengeschenk von 30,000 Fr.

Nun hat alles Sorgen und Zögern ein Ende. Auf der Fröschweiler Höhe, mitten im Zentrum des Schlachtfeldes, wird aus vereinten Kräften des deutschen Volkes eine monumentale Gedächtniskirche erbaut. Die nötigen Mittel zum Rohbau sind vorhanden und werden einstweilen nutzbringend angelegt. — Geht's auch diesmal wieder nach dem alten Sprichwort: Gut Ding will Weile haben, so geht's doch vorwärts — dem schönen Ziele entgegen.

Der Auf- und Ausbau der Gedächtniskirche.

Bevor jedoch der Bau in Angriff genommen werden kann, sind noch gar manche Fragen in's reine zu bringen. Zunächst gilt es, eine friedliche Auseinandersetzung mit den Katholiken zu bewerkstelligen. Die Kirche war bis jetzt simultan, und obschon das Einvernehmen zwischen beiden Konfessionen stets ein freundliches gewesen, so wird doch allseitig der Gedanke ausgesprochen: das beste sei, wir gingen friedlich und schiedlich auseinander, und jede Glaubensgemeinschaft sorge für ein eigenes Gotteshaus. Das geschieht denn auch ohne jegliche Schwierigkeit; die Katholiken erhalten die Hälfte des noch vorhandenen Materials und von der Entschädigungssumme den Betrag von 25,000 Franken.

Weiter handelt es sich darum, einen geeigneten Bauplatz zu gewinnen. Der beste und schönste ist ohne Zweifel der, worauf die alte Kirche gestanden. Aber einmal beanspruchen die Katholiken das Miteigentumsrecht, und andrerseits müßte noch ein Stück Landes angekauft werden. — Es entstehen kleine Mißhelligkeiten. Sobald aber geschichtlich nachgewiesen wird, daß die alte Kirche nebst Grund und Boden seit der Reformation als ein grundherrliches Geschenk den Protestanten gehört, ist der Handel geschlichtet. Die Katholiken erhalten zum Ankauf eines beliebigen Bauplatzes die Summe von 3000 Fr., und die Protestanten behalten den bisherigen Kirchenplatz; zur nötigen Vergrößerung desselben wird des Nachbars Garten um den Preis von 3000 Fr. erworben. Soweit nimmt alles den erwünschten Fortgang.

Jetzt aber, wo sind die Pläne? An Plänemangel hat die Welt noch selten gelitten, wohl aber an Pläneüberfluß,

und so ist's denn nicht zu verwundern, wenn wir hier zu Lande an Plänebeschwerden eine gute Zeit lang laborieren.

Ein ernstes Projekt im byzantinischen Stil mit Kuppel und Ruhmeshallen wird nach vorgenommener Prüfung als unpassend für unsere Örtlichkeit und Bedürfnisse allseitig abgelehnt.

Eine zweite Skizze, in gotischem Stil, mit Querschiff und Seitenportal, findet ebenfalls keinen Anklang. Ein dritter Plan, wiederum gotisch, ist eine zu deutliche Kopie einer bekannten neueren Kirche, müßte auch die vorhandenen Mittel weit überschreiten; auch er wird nach langer Prüfungs- und Wartezeit schließlich aufgegeben.

Ein vierter Plan, wiederum gotisch, mit auffallend hohem Chor, machte uns lange und erschrecklich zu schaffen — es ist des Beratens, Zeichnens, Kritisierens fast kein Ende — zuletzt nach langen peinlichen Verhandlungen stellt sichs heraus, der Gedanke sei undurchführbar. So vergeht die Zeit; wir stehen noch auf demselben Fleck, und unsere kirchlichen Notstände werden immer drückender — so verplanen wir aber auch hübsche Sümmchen, denn alle diese Operationen, Grundsteinlegungen kosten Geld . . . Endlich wird uns ein Plan vorgelegt, dem alle Sachverständigen Anerkennung zollen und der auch von der Gemeindebehörde und von der Regierung genehmigt wird. Der Entwurf ist von Architekt Winkler in Straßburg, in gotischem Stil XIII. Jahrhunderts, nicht stolz, nicht großartig, sondern einfach, edel und schön, so ganz unsern Bedürfnissen, der Lage des Dorfes und der nunmehr historischen Bedeutung seiner Umgebung entsprechend.

Jetzt ist unser Schifflein im richtigen Fahrwasser. Nun darf aber auch mit der Inangriffnahme des Werkes nicht länger mehr gezögert werden. Am 16. April 1873 werden die Arbeiten für den Rohbau vergeben: am 2. Mai wird der erste Spatenstich zu den Fundamenten gethan. Bald sind die

vier Meter tiefen Grundmauern aus der Erde gehoben — langsam steigen die Portale, die Strebepfeiler, die Seitenwände empor; 's ist eine Lust, nach langen schweren Kämpfen, dem Wachstum des Baues zuzuschauen. — Aber der Winter kommt, unsere Arbeiter sind weggegangen, wir müssen warten. — Die Frühlingssonne scheint wieder, ein fröhliches Leben beginnt in unserer Mitte. — Die Wochen kommen und schwinden — das äußere Mauerwerk an Schiff und Chor ist fertig, das Dachwerk vollendet; der Turm erhebt sich allmählich höher und höher, die Säulen ragen kühn hinauf zum Gewölbe . . . Wir hoffen, die Kirche könne dies Jahr noch eingeweiht werden. — Wir müssen Geduld haben, es läßt sich nichts überstürzen. Noch einmal breitet der Winter seine kalten Fittige über das unvollendete Gotteshaus — aber zum letztenmal. Sobald das Frühjahr gekommen, geht's wieder lustig vorwärts, die Skulptur- und Gipsarbeiten sind bald bewältigt, das Plattenwerk ist gelegt, die Sakristei hergestellt, die Orgelvorbühne angebracht, die Turmesspitze erreicht, noch eine kleine Zeit — der Juni wird kaum vorüberfließen — und die Gedächtniskirche schaut majestätisch in's Thal hinab, in's Land hinein, das würdigste aller Denkmale auf der blutgetränkten Walstatt, die schönste im Kranze ihrer elsässischen Schwestern seit den Tagen der Reformation! Wie steht's nun aber mit der inneren Einrichtung und Ausschmückung der Gedächtniskirche in Fröschweiler? Soll alles wohl gelingen, so muß der innere Ausbau mit dem Rohbau in harmonischem Einklang stehen. Nur ruhig, auch dafür wird in erfreulichster Weise gesorgt werden. — In Norddeutschland hat Pastor Nielsen seine Bemühungen fortgesetzt, die Teilnahme für das begonnene Werk erhalten, neue Sympathien wachgerufen. — In Süddeutschland haben wir einen Mitarbeiter gefunden, welcher seit Jahren seine Kraft und Zeit im Dienste der Friedenskirche verzehrt. Wer kennt nicht den begeisterten, uner-

müdlichen, unerbittlichen, unwiderstehlichen Assessor Schöninger in Nürnberg? Wer weiß nicht, mit welch rastlosem Eifer derselbe die Ausschmückung unserer Kirche betreibt? Was der Mann arbeitet, schreibt, schafft, zuwege bringt, 's ist wahrhaft unglaublich! Im Verein mit solchen Gehilfen darf uns nicht mehr bange werden. Wir appellieren nochmals an die opferfreudige Liebe unserer Glaubensgenossen im Deutschen Reiche, an die Gustav-Adolf-Vereine, besonders an die Frauenvereine; sie haben das Werk ins Leben gerufen, sie werden es auch seiner Vollendung entgegenführen. Und wir täuschen uns nicht. — Vom Throne des Fürsten bis zur Hütte des gemeinen Mannes herab wird uns die freigebigste Handreichung zuteil. Wir fassen alles in Kürze zusammen: Der Kaiser schenkt der Gemeinde das nötige Kanonenerz zu drei Glocken und übernimmt die Stiftung des mittleren Chorfensters; der Kronprinz übernimmt das Ehrenprotektorat über die Gedächtniskirche und die Stiftung des 4. Chorfensters; Bayern spendet das 2., Württemberg das 5., Baden das 1. Chorfenster, die ganze Reihe mit Darstellungen aus dem neuen Testamente; 16 deutsche Fürsten treten für die Stiftung sämtlicher kleineren Schifffenster mit alttest. Figuren ein. Ferner werden uns dargebracht aus Norddeutschland: die heiligen Gefäße, das Kruzifix, Altar, Altarbild, eine Altarbibel, eine Altardecke, alles nach den Zeichnungen von Professor Wanderer; vom Gustav-Adolf-Verein: die erforderlichen Gelder zum Glockenguß; aus Süddeutschland, durch das Nürnberger Komitee, empfangen wir: das vollständige Plattenwerk, die Orgel, den Kronleuchter, die Altarleuchter, eine Altardecke, den Taufsteinengel, die Kanzel, ein silbernes Taufgefäß, eine Hostienkapsel, acht große Schifffenster mit Damastglas, die nötigen Möbel in die Sakristei. — Die Gemeinde Fröschweiler beschafft die Turmuhr. Ist's nicht allenthalben ein heiliger Wetteifer, das neuerstandene Heiligtum würdig und lieblich zu

schmücken? — Ja, sie haben es eingelöst, unsere deutschen Brüder und Schwestern, das Wort jenes Generals, welcher am Abend der Schlacht, angesichts der brennenden Kirche, zu uns sprach: Laßt sie in Gottes Namen brennen, wir bauen sie wieder auf! — Sie haben sie wieder aufgebaut, sie haben sie prächtig ausgestattet. Wir aber vergessen nicht unsere Schuldigkeit: Allen, die mitgeholfen haben, gelte unser tiefgefühltester Dank und unser herzlichstes: Vergelt's Gott!

Die Einweihung der Friedenskirche.

Der 30. Juli ist gekommen. Wie eine Braut im Ehrenkleide, so prangt die Friedenskirche im Festgewande Wir feiern heute ihren Auferstehungstag! Das ganze Dorf ist frühe schon in Bewegung; alle Kirchweihrüstungen sind gemacht; siehe da kommen unsere Einwohner: die Männer im langen Hanauer Bauernrock, den „Dreimaster" fest auf der Stirn; die Weiber, das Gesangbuch in der Hand, in der hübschen dunkeln Sonntagstracht; die Kinder freudestrahlend mit Kränzen und Blumen. Sie wallen zum neuen Eben-Ezer, das uns der Herr auf den Ruinen des alten errichtet. — Drunten am Schulhaus sammeln sich die Leute und harren in gespannter Erwartung der Dinge, die da kommen sollen.

Jetzt treffen auch die Spitzen der Zivil- und Kirchenbehörden aus Straßburg, Weissenburg ein; die Festgäste aus Potsdam, Nürnberg, Speier, Darmstadt ꝛc., die Geistlichen und Laien des Konsistoriums Wörth, sowie eine große Menge Volks aus allen Gauen des Unterlandes. Endlich schlägt die Weihestunde. Nach einigen kurzen Abschiedsworten im Schul-

haus bewegt sich der Festzug unter dem Geläute des Gemeindeglöckleins nach der stattlichen Friedenskirche. Dort, unter dem Portal, wendet sich der Herr Oberpräsident von Elsaß-Lothringen zu der versammelten Festgemeinde und spricht mit bewegter Stimme: „Der Frieden hat allenthalben die Wunden des Krieges, auch die schwerste und letzte Wunde dieser Gemeinde, geheilt; als ein Denkmal vereinter Bruderliebe und deutscher Zusammengehörigkeit ist diese Kirche aus ihren Trümmern erstanden; möge der Eingang in dieselbe ein gesegneter sein." Nun schreiten die Behörden und Ehrengäste voran, und in einem Augenblick ist die ganze Kirche so gedrängt voll Menschen, daß weder mit guten Worten noch mit Gewalt mehr ein Plätzchen zu erhaschen ist. Die allermeisten müssen stehen in den Gängen, unter dem Portikus, auf der Straße zu Hunderten. Wir können's nicht ändern. — Nach und nach wird's stiller. Ein prachtvoller Chorgesang: „Der Herr ist unsere Zuversicht und Stärke, eine Hilfe in den großen Nöten, die uns betroffen haben", ausgeführt von den Seminarzöglingen aus Straßburg, eröffnet den Festgottesdienst, und nun tritt Herr Inspektor B. aus Weissenburg vor den Altar, spricht ein kurzes Gebet und beginnt die Weiherede. Er redet von der schweren Arbeit und dem schönen Gelingen des Werkes, vom heiligen Beruf der Kirche, Trost und Frieden in Herz, Haus, Gemeinde und Vaterland zu bringen und in allen Lagen und Verhältnissen des Lebens, auch unter Kampf und Anfechtung, zu verkündigen und übergibt das neue Gotteshaus seinem heiligen Gebrauche. Jetzt erst ertönen die Glocken. Majestätisch dröhnt der Dreiklang vom Turme: alle Gemüter sind mächtig ergriffen; dann folgt die Orgel, leise steigend, in zarten Tönen, bis zum vollen, brausenden Lobgesang; herzergreifend rauschen die Feierklänge durch die Gewölbe; dann fallen mit der Orgel die Posaunen ein, und von tausend Lippen erschallt unser altes Siegeslied: „Eine feste Burg ist unser Gott". O, wer

das alles miterlebt hat! Vor sechs Jahren: „Aus tiefster Not schrei ich zu dir“ und heute: „Er hilft uns frei aus aller Not!“ Wie wunderbar wechseln die Zeiten Gottes!

Nach einem vollständigen Altargottesdienst und einem zweiten Chorgesang: „Die Himmel erzählen die Ehre Gottes“ besteigt der Ortspfarrer die Kanzel und hält die Weihepredigt über den Ostergruß des Auferstandenen, Joh. 20, 21, „Friede sei mit euch!“

Er antwortet I. auf die Frage: Was ist's für ein Frieden, den wir heute herniederflehen?

Es ist nicht bloß ein äußerlicher Land- und Bürgerfrieden, der wohl unsere zeitliche Wohlfahrt schirmt, aber das tiefste Sehnen des Menschenherzens nicht stillen kann. Es ist der Friede Gottes! Der Friede, den der hl. Gott mit der empörten Menschheit wieder geschlossen hat; der Friede, wodurch die geheimnisvolle Macht der Sünde, des Satans und des Todes gebrochen, überwunden zu unseren Füßen liegt.

II. Worauf ruht dieser Gottesfriede?

Wie das ganze Christentum, auf den Rettungsthaten Gottes in Christo Jesu, dessen Kommen, Leiden und Siegen die Erlösung schafft, wonach alle Geschlechter der Erde seufzen. Wo diese Rettungs- und Friedensthaten geleugnet, erschüttert werden, da graben sich Völker und einzelne Seelen ihr eigenes tiefes Grab, denn es bleibt wahr: „Die Geschichte ist der Menschheit Gewissen und das Christentum ist einst der Menschheit Gericht“.

III. Wie gelangen wir zu diesem Frieden?

Durch den Missionsdienst der heiligen Kirche, welche den Beruf hat, durch treues Haushalten über Gottes Geheimnisse die Friedensthaten Gottes hinauszutragen zu aller Kreatur. — Wo ihr Zeugnis Eingang findet, wo die Sünderherzen zu gründlichem Selbstgericht und zu lebendigem Glauben an Christum erwachen, da werden auch in den dunkelsten Tiefen

sittlicher Verkommenheit Friedenskinder geboren, wie der Tau aus der Morgenröte. Das soll und wird auch hier geschehen, wenn von heute an bis auf die spätesten Geschlechter die großen Rettungsthaten Gottes rein und lauter verkündigt werden. — Nach dieser Predigt wird abermals ein Chor gesungen: „Wie lieblich ist deine Wohnung, o Herr!" und nun folgen noch zwei kürzere Ansprachen von Pastor S. Nielsen aus Potsdam, der die reichgeschmückte Kirche im Namen der deutschen Wohlthäter als ein Angeld herzlicher Bruderliebe der Gemeinde Fröschweiler übergibt; von Dr. Eichenbrodt aus Darmstadt, der gar ernste und herzliche Worte des Trostes und der Ermahnung an die Versammlung richtet; dann singt die Fröschweiler Schuljugend noch den Lobgesang: „Das ist ein köstliches Ding, dem Herrn danken und lobsingen deinem Namen, du Höchster", und Schlußgebet und Segen beendigen die erhebende Festfeier. Die Friedenskirche ist eingeweiht; aber jetzt geht's erst recht an's Beschauen des herrlichen Gotteshauses: jeder will alle die prächtigen Kunstschätze sehen und bewundern; den ganzen Tag wogt eine ungeheure Menschenmenge aus und ein, und bis in die späte Nacht verkündigt der Glockenschlag die Freude, welche uns nach langer Trübsal widerfahren ist.

Jetzt ist Fröschweiler nicht mehr das unbekannte Bauerndörflein auf der sonnigen Hochebene bei Wörth a/S., sondern der vielbesuchte Wallfahrtsort aller derer, die das Schlachtfeld vom 6. August 1870 und dessen erhabenstes Denkmal zu sehen wünschen. Wahr ist es auch: Elsaß hat in Stadt und Land manch schönes Gotteshaus, aber unter allen gebührt unstreitig die Palme der hiesigen Friedenskirche.

Kaiser Wilhelm in Fröschweiler.

Es vergehen einige Wochen. Neue Festlichkeiten stehen bevor. Am Abend des 26. September 1876 sind in Fröschweiler alle Vorbereitungen zum Empfang Sr. Majestät des Kaisers Wilhelm getroffen. Die Einwohner haben in freudigem Wetteifer ihre Häuser mit Blumen, Laubwerk und Bändern geziert; und kann auch nicht jeder bei oft bescheidenen Verhältnissen eine Fahne aushängen, so sind nichtsdestoweniger alle freudig bereit, den „Herrn Kaiser" auf's herzlichste zu bewillkommnen.

Leider hat es die ganze Nacht hindurch geregnet, und noch um 7 Uhr morgens schauen unsere Leute bange fragend nach Westen, von woher die dunkeln Wolken die Festfreude zu beeinträchtigen drohen. Plötzlich heitert sich der Himmel auf, und bald kommen ganze Scharen von nah und fern, zu Fuß und zu Wagen, herangezogen, um mit uns den ländlichen Kaisertag zu begehen. — Am südlichen Eingang des Dorfes, wo die bescheidene Ehrenpforte aufgerichtet ist mit den Inschriften: „Willkommen! Der Herr mit Dir, Du streitbarer Held!" haben sich unsere Einwohner, Graf Dürckheim und der Gemeinderat an der Spitze, in Reih und Glied aufgestellt, und unter dem Portal der Friedenskirche harrt der Ortsgeistliche, umgeben von mehreren Pfarrern des Konsistoriums, der Ankunft des Monarchen entgegen. — Mittlerweile sind aus dem Bezirk Hagenau Deputationen von Gemeinderäten, Lehrern, Beamten und zahlreiches Landvolk eingetroffen und bilden Spalier von der Ehrenpforte aus zur evangelischen und abwärts bis zur katholischen Kirche. Der Kaiser soll von Wörth,

am großen deutschen Monument vorbei, über Elsaßhausen kommen.

Kräftige Böllerschüsse und majestätisches Glockengeläute verkündigen um halb 10 Uhr das Herannahen des Herrschers und seines glänzenden Gefolges. Eine unbeschreibliche Begeisterung bemächtigt sich plötzlich aller Gemüter . . . und siehe! da naht, hehr und ruhig, die hohe, ungebrochene Heldengestalt. Ein donnerndes Hoch! ertönt von allen Lippen, und aller Augen sind auf den Landesherrn gerichtet, der zum erstenmal seine wiedergewonnenen Unterthanen besucht und von seinem stattlichen Reitpferd hernieder nach allen Seiten hin mildfreundlichst die Grüße erwidert. Da erhebt Graf Dürckheim, tief bewegt, die Stimme und begrüßt den Kaiser im Namen der Gemeinde Fröschweiler. — Der Kaiser erwidert einige huldvolle Worte und wiederum braust ein mächtiges „Hoch!" durch die Lüfte. Der Zug bewegt sich langsam vorwärts nach der Friedenskirche, wo eine unabsehbare Volksmenge versammelt ist. Rüstig, wie ein Jüngling, steigt der greise Held vom Pferde, begleitet von seinem Sohne, dem Liebling des deutschen Volkes, und einer glänzenden Suite von Fürsten und Feldherrn, und weilt einige Augenblicke unter der singenden Schuljugend, nimmt herzlich dankend ihre Blumensträußchen entgegen, die er mit dem Kronprinzen teilt, und tritt nun unter die Vorhalle der Kirche, wo ihn der Ortspfarrer Klein mit folgenden Worten begrüßt:

„Allerdurchlauchtigster, großmächtigster Kaiser!
Allergnädigster Herr!"

„Mit tiefer Ehrfurcht und inniger Freude heißen wir Ew. Majestät willkommen am Eingang dieser Kirche, die sich als ein Denkmal der Liebe des deutschen Reiches und seiner erhabenen Fürsten, insbesondere Ew. Kais. Majestät und Sr. Kais. Hoheit des Kronprinzen zu unserm Lande auf diesem schlachtgeweihten Boden erhebt.

Begeistert sind von allen Seiten unsere Landbewohner herbeigeeilt, um in Ew. Majestät den Fürsten zu begrüßen, in dem sie als Christen, im Gehorsam unter Gottes wunderbare Fügungen, ihr rechtmäßiges Oberhaupt erkennen; den Fürsten, der stark im Krieg und mild im Sieg, das Wohl aller seiner Unterthanen auf väterlichem Herzen trägt; den Fürsten, der unbeirrt durch die widerchristlichen Strömungen dieser Zeit, ungeblendet von der Macht und Ehre dieser Welt, es sich nicht nehmen läßt, mit jenem heiligen Kriegshelden alter Zeit, stolz und demütig zugleich, zu bekennen: „Ich und Mein Haus, wir wollen dem Herrn dienen."

Ew. Majestät wolle huldvollst den Dank dieser Gemeinde entgegennehmen für die eifrige Fürsorge, mit welcher Sie hier und allerorten bemüht gewesen sind, die Wunden des Krieges zu heilen, und Ihr schirmendes Zepter auch ferner hoch halten, nicht bloß über diesem Gotteshaus, sondern über unserer ganzen evangelischen Landeskirche, die immer noch auf dem Grunde ihres guten Bekenntnisses steht, und die in Ew. Majestät ihren obersten Schutzherrn auf Erden hat, daß diese Kirche ungestört bleibe in dem Erbe der Väter, im lauteren evangelischen Christenglauben, und also im stande sei, die Bevölkerungen, die sie umschließt, zu wahrer Gottes- und Menschenliebe und zu todesmutiger Treue gegen Fürst und Vaterland zu erziehen.

Der Herr, der bisher geholfen, segne Ew. Majestät und deren ganzes Haus. Er behüte Sie; der Herr lasse leuchten Sein Angesicht über Sie und sei Ihnen gnädig; der Herr erhebe Sein Angesicht auf Sie und gebe Ihnen Seinen Frieden — Amen!"

Und „Amen!" wiederholen mit lauter Stimme nicht nur die anwesenden Geistlichen, sondern auch der Kronprinz und alle unter dem Portal versammelten hohen Gäste.

Der Kaiser hat, sichtlich bewegt, die Worte des Pfarrers

aufgenommen, und seine Erwiderung sowie der warme Händedruck, mit dem er dem Pfarrer dankt, lassen dies deutlich erkennen. Er spricht: „Diese Kirche hat als Friedenskirche auf historischem Boden den Beruf, die Wunden des Krieges auch ferner noch zu heilen, und es ist Sache der Geistlichen, ihre Wirksamkeit nicht bloß am ganzen, sondern auch am einzelnen zu bethätigen. Sie haben den Standpunkt berührt, auf dem auch ich stehe, und wer auf demselben mit mir steht, mit dem ist Gott! —" Hierauf schreitet der hohe Herr, erhobenen Hauptes, von Pfarrer Klein und dem hohen Gefolge begleitet, zur Kirche hinein, dem Altar entgegen. Augenscheinlich erstaunt, drückt er mehrmals über die Schönheit und künstlerische Ausstattung derselben seine hohe Befriedigung aus; ebenso der Kronprinz und die sämtlichen anwesenden Herrschaften.

In der Sakristei, in der das wohlgetroffene Bild des Ehrenprotektors angebracht ist, weilt Seine Majestät längere Zeit. Besonderes Wohlgefallen hat er an dem von Freiherrn v. Löffelholz aus Ansbach sinnig und kunstvoll angelegten, mit einer Kriegschronik von Pfarrer Klein verbundenen „Helden- und Totenbuch", worin die Bildnisse des Kaisers, des Kronprinzen und der bei Wörth beteiligten Korpskommandeurs, die Namen aller am 6. August 1870 gefallenen deutschen Krieger, sowie die Leidensgeschichte des Ortes Fröschweiler vor, während und nach der Schlacht niedergelegt sind. Dem gerade anwesenden Künstler wird ebenfalls von Seiner Majestät ein freundliches Wort der Anerkennung zuteil.

Auf die Bitte des Ortspfarrers Klein geruhten der hohe Herr und mit Ihm der Kronprinz und das ganze Gefolge ihre Namen in das Fremdenbuch einzutragen. — Nun fährt der Kaiser durch's Dorf nach der katholischen Kirche, wird dort vom Klerus empfangen und kehrt, von Graf Dürckheim begleitet, zu Fuß durch die freudig erregte Menge

zurück. Es ist ein allen Herzen wohlthuendes Schauspiel, das wir manchem nicht Anwesenden gerne zu betrachten und zu beherzigen geben möchten, wie der siegreiche Herrscher so frei, so liebreich und herzgewinnend da mit den Leuten verkehrt, bald dem, bald jenem ein freundliches Wort zuspricht, als wäre er schon längst ihr bekannter und huldvoller Landesvater, und wie andererseits das Volk diesen Beweisen vertrauensvoller Güte das richtige Verständnis durch seine ganze Haltung entgegenbringt, so daß jedem, der den Fürsten und die Bevölkerung kennt, die große Tragweite dieses ersten Besuches in die Augen springt. Nach einem halbstündigen Aufenthalt im Schloß, wo er die vom Grafen Dürkheim und seiner Gemahlin den höchsten Herrschaften dargebotene Erfrischung mit freundlichem Dank entgegennimmt, besteigt er mit dem Kronprinzen den Wagen und fährt, begleitet von lebhaften Zurufen, von Fröschweiler ab.

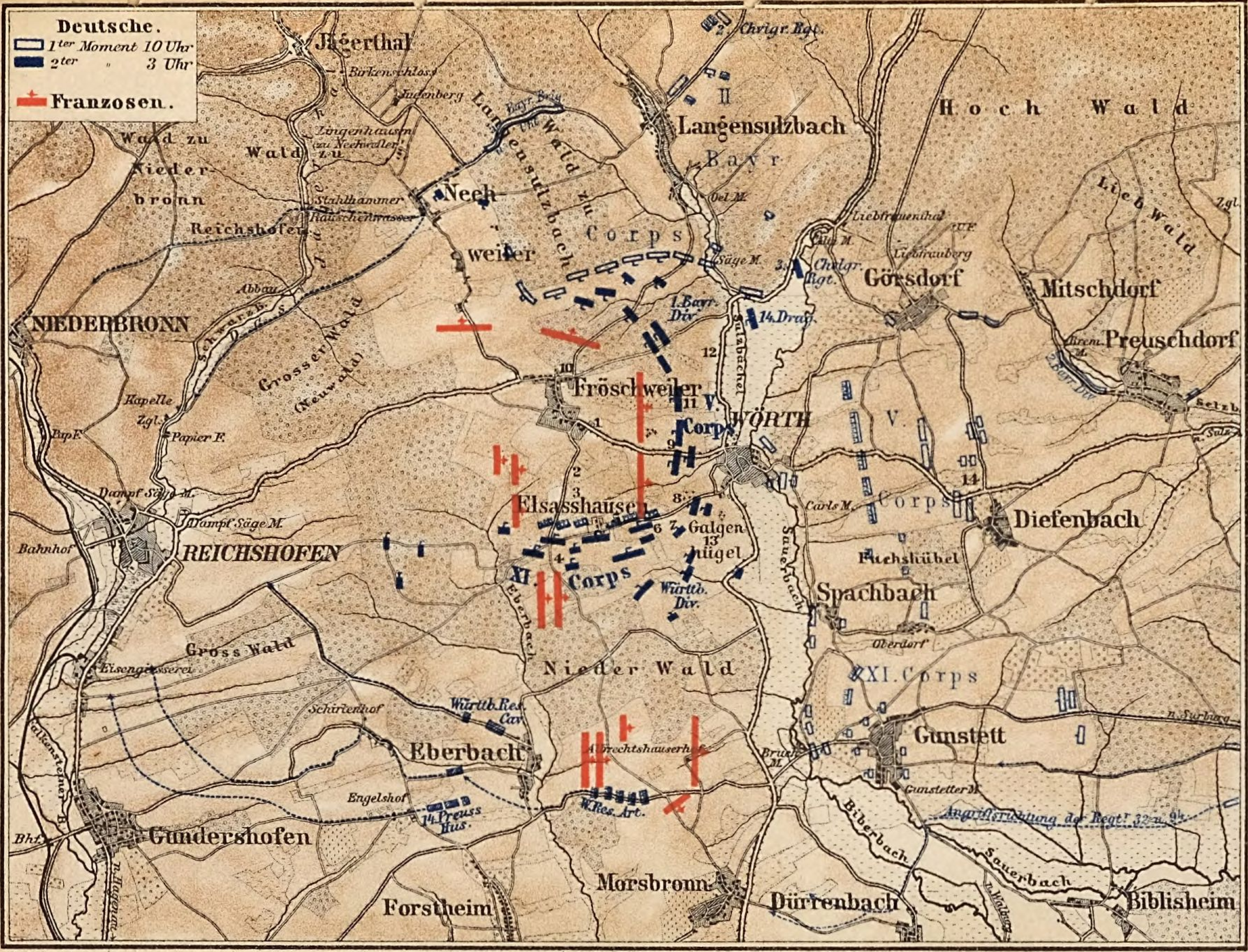
Es ist ein schöner Tag, und gewiß sprechen Kaiser und Volk beim Scheiden in ihrem Herzen:

„Auf Wiedersehen!“

Schlusswort.

Hiemit lebe wohl, lieber Leser; unsere Kriegs- und Friedensbilder sind zu Ende. Welchen Eindruck sie dir gemacht haben und welches Urteil du über sie fällen magst, das stellen wir Gott und deinem Herzen anheim. Wir wollten dir durch diese Schilderungen zeigen, welche Drangsale der Krieg in seinem Gefolge hat. Denke daran und hilf abwenden die schweren Gerichte Gottes, denn jeder Einzelne hat die Verantwortung für seines Volkes Wohlergehen und seines Vaterlandes Schicksal.

Der Erzähler hätte noch gar vieles zu sagen über Land und Leute; wie es seit sechs Jahren im Elsaß gegangen, wie es geht und gehen muß; wie es in Städten und Dörfern, in Kirche und Schule, im Familien- und Volksleben aussieht; welche Fort- und Rückschritte, Verbesserungen und Verböserungen allenthalben geschehen sind. Ach! eine ganze Menge von Fragen und Antworten liegen einem auf der Seele! Aber der Winter ist vor der Thür — es wird kalt und kälter — Kommt Zeit, kommt Rat. — Wenn die Tage wieder länger und die Eiszapfen kürzer werden, wollen wir vielleicht einmal wieder einen Rundgang machen und sehen, wie viel Uhr es in den Reichslanden geschlagen hat.



1. Kirchhof
2. Württemb. Monument
3. Kürassier Angriff
4. Tod d. Generals Colson
5. Denkmal der 82.er
6. Gr. Deutsches Monument
7. Mac-Mahon Nussbaum
8. Tod d. Generals Maire
9. Grosses franz. Denkmal
10. Tod d. Generals Raoult
11. Denkmal der 46.er
12. Turcohäuschen
13. Denkmal der 47.er
14. Die Pappeln: Standort des Kronprinzen

∴ Massengräber

Geogr. Anstalt von Maßstab 1:80,000 Kilometer Wagner & Debes in Leipzig

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung (Oskar Beck) in München.

Von der **Sammlung persönlicher Erinnerungen von Teilnehmern am 70er Krieg** liegen nunmehr folgende Bände vor:

Klein, Karl, Pfarrer in Fröschweiler bei Wörth: **Fröschweiler Chronik. Kriegs- und Friedensbilder aus dem Jahre 1870. 10.** Auflage. Geh. 2 M. 25 Pf.; kart. 2 M. 80 Pf.

Leibig, Oskar, Pfarrer: **Erlebnisse eines freiwilligen Jägers im Feldzuge 1870—71.** 2. Auflage. Geh. 2 M. 25 Pf.; kart. 2 M. 80 Pf.

Tanera, Karl, Hauptmann: **Ernste und heitere Erinnerungen eines Ordonnanzoffiziers im Jahre 1870—71.** 5. Auflage. 2 Bände. Geh. à 1 M. 80 Pf.; kart. à 2 M. 40 Pf.

Gümbel, Th., Pfarrer: **Erinnerungen eines freiwilligen Krankenpflegers im Feldzug 1870—71.** Mit 2 Anhängen u. a. vom Verf. der „Fröschweiler Chronik". Geh. 2 M. 25 Pf.; kart. 2 M. 80 Pf.

Pfleiderer, Edm., ord. Prof. in Tübingen: **Erinnerungen eines Feldgeistlichen aus dem Jahre 1870—71.** Geh. 2 M. 25 Pf.; kart. 2 M. 80 Pf.

Kayser, Dr. Adolf, **Erlebnisse eines rheinischen Dragoners im Feldzug 1870—71.** Geh. 2 M.; kart. 2 M. 50 Pf.

Hähnel, C. L., **Bei den Fahnen des XII. (kgl. sächs.) Armeekorps.** Geh. 1 M. 60 Pf.; kart. 2 M. 20 Pf.

Geyer, Karl, k. württ. Hauptmann der Landwehr: **Erlebnisse eines württembergischen Feldsoldaten 1870—71.** Geh. 2 M. 25 Pf.; kart. 2 M. 80 Pf.

Dinckelberg, Hugo, **Kriegs-Erlebnisse eines Kaiser-Alexander-Gardegrenadiers im Feld und im Lazarett 1870—71.** Geh. 2 M. 25 Pf.; kart. 2 M. 80 Pf.

Koch, G., Hauptmann: **Bei den Fahnen des III. (brandenburgischen) Armeekorps von Metz bis le Mans.** Aus dem Tagebuch eines Truppenoffiziers. Geh. 2 M. 25 Pf.; kart. 2 M. 80 Pf.

Stier, E., **Unter Prinz Friedrich Karl.** Erlebnisse eines Musketiers im Feldzug 1870—71. 2 Aufl. Geh. 2 M.; kart. 2 M. 50 Pf.

Koch-Breuberg, Fr., **Drei Jahre in Frankreich.** Erinnerungen eines Truppenoffiziers aus dem Feldzug 1870—71 und der Okkupation. 11¼ Bog. Geh. 2 M.; kart. 2 M. 50 Pf.

Ott, Ad., Major: **Bei höheren Stäben.** Adjutanten-Erlebnisse aus dem großen Kriegsjahre. Geh. 2 M.; kart. 2 M. 50 Pf.

Matthes, Dr. P., Leibarzt Sr. Kgl. Hoheit des Großherzogs von Sachsen: **Im großen Hauptquartier 1870—71.** Feldbriefe in die Heimat. Mit Bildern von H. Albrecht. 11½ Bog. Geh. 2 M. 50 Pf.; elegant gebunden 3 M. 50 Pf.

☞ In den Geschichtswerken erfahren wir zwar den Gang der Begebenheiten, nicht aber, was der Soldat erlebt, gehandelt und empfunden hat. Gerade die persönlichen Erlebnisse sind es aber, die zumal auf die Phantasie des nachwachsenden Geschlechts einen eigenen Reiz üben. Allerdings kann nicht jeder, der etwas erlebt hat, auch unterhaltend davon erzählen. Die vorliegenden Bände, die sorgfältig ausgewählt wurden, sind sich jedoch darin gleich, daß ihre Verfasser nicht nur viel erlebt haben, sondern auch anregend zu erzählen verstehen. Sie ergänzen sich zudem, um ein möglichst vielseitiges Stimmungsbild aus dem großen Jahre zu geben.

Die ganze Kollektion unserer Kriegsbücher eignet sich anerkanntermassen trefflichst für den Bücherschrank des deutschen Hauses und insbesondere der deutschen Jugend. Ebenso darf sie für Volks-, Schul- und Militär-Bibliotheken empfohlen werden, da sie ja nicht nur den Augenblicks-Reiz einer unterhaltenden Lektüre gewährt, sondern eine stets frische Quelle patriotischer Erquickung und Ermunterung für alle Zukunft erschliesst.

Vogl

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Klein, Carl

Fröschweiler Chronik Kriegs- und Friedensbilder aus dem Jahr 1870 von (Mit Kärtchen.)

München 1892

Eur. 694 d-714
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11603792-7